Richard Wagner und die Frauen

Eine erotische Biographie

von

Julius Kapp

7/15/20

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlag:

Berlioz
Eine Biographie

Liszt
Eine Biographie

Wagner
Eine Biographie

Paganini
Eine Biographie

Meyerbeer
Eine Biographie

Das Dreigestirn
(Berlioz - Liszt - Wagner)

Richard Wagner und die Frauen

Eine erotische Biographie

von

Dr. Julius Kapp

Elfte bis vierzehnte, erweiterte und neu überarbeitete Auflage

Schuster & Loeffler in Berlin

1921

Alle Rechte vorbehalten

Maria Schreker
in Verehrung

Inhalt

Zur Einführung: Richard Wagner: Familienobjekt oder Allgemeingut? 9

Der Gang der Frauen durch Wagners Leben . 15

Flegeljahre der Liebe (1813—34) 17

„Du wilder Mann, so nimm mich hin!“ (1835—47) 39

Ehekatastrophe (1848—51) 77

„Mir erkoren — mir verloren.“ (1852—59) . . 104

Sehnen und Suchen (1859—64) 160

„Es war Dein opfermutig hehrer Wille“. (1865—83) 218

Weib und Liebe im Leben und Schaffen Richard Wagners 261

Namen-Register 275

Richard Wagner: Familienobjekt oder Allgemeingut?

Der leidenschaftliche Kampf um das Kunstwerk Richard Wagners, der mit beispielloser Heftigkeit Jahrzehnte hindurch getobt, ist längst verstummt. Die unerbittliche, dem Willen menschlicher Zwergriesen entrückte Schiedsrichterin: die Allmutter Zeit hat auch hier das Urteil gefällt. Untilgbar steht der Name Richard Wagner im Heroentempel deutscher Kunst eingemeißelt. Die Feinde sind besiegt, und die Hegemonie des Bayreuther Meisters ist unbestritten, bis auch ihr nach dem ehernen Gesetz ewigen Fortschritts dereinst der Überwinder in Gestalt eines neuen Genius erstehen wird.

Anders liegen die Dinge auf dem Gebiet der Wagner-Forschung. Hier stehen wir noch mitten im Kampf der Richtungen, und die für die Zukunft einzig stichhaltigen Versuche einer objektiven historischen Wertung des Lebens und Strebens Richard Wagners sind gegenwärtig noch stark durch äußere Einflüsse gehemmt. Während der Nachlaß anderer Geistesheroen in Archiven der vorurteilsfreien Forschung erschlossen ist, wird in Wagners Hinterlassenschaft, die sich zum größten Teil im Familienarchiv des Hauses Wahnfried befindet, nur vereinzelten „gesinnungstüchtigen", von der Familie Wagner auserlesenen Forschern Einblick gewährt. Und hat schon Richard Wagner selbst, als er in späteren Jahren an die Herausgabe seiner früher veröffentlichten Aufsätze und Schriften ging und seine Lebenserinnerungen aufzeichnete, nach ganz bestimm-

ten Richtlinien hin redigiert und retuschiert — es sei hier nur an den von der Originalfassung in der „Zeitung für die elegante Welt“ (1843) abweichenden Wiederabdruck der „Autobiographischen Skizze“ in den „Gesammelten Schriften“ und die ganz auf Frau Cosima zugeschnittenen Schilderungen der großen Autobiographie erinnert — um wieviel engherziger und tendenziöser verfährt man heutzutage in Bayreuth! Alle „offiziellen“ Wagner-Publikationen, Briefausgaben und Biographien sind in usum delphini zurechtgestutzt, haben eine private Zensurbehörde passiert. Rein menschlich ist dieser Vorgang: das Bestreben der Angehörigen, alle Irrungen und alles zu den später verfochtenen Anschauungen Kontrastierende nach Möglichkeit zu unterdrücken, die Gestalt Wagners von allem Erdenrest loszulösen und zu idealer Größe emporzuheben, durchaus verständlich. Jedoch mit diesem Pietäts-Standpunkt kann die freie Forschung nichts gemein haben: für sie ist Wagner kein Familienobjekt, sondern als der Geschichte angehörende Persönlichkeit Allgemeingut. Sie hat daher die Pflicht, dafür zu sorgen, daß überall da, wo sich eine Nachprüfung der offiziösen Veröffentlichungen an Hand zuverlässiger Quellen ermöglichen läßt, die unverfälschte Darlegung sich durchsetzt. Diese Anschauung gewinnt in der neueren Wagner-Literatur immer mehr Anhänger, und mit Hilfe des durch unermüdliche Forschungen erschlossenen neuen Materials kann diese dem Bayreuther Archivmonopol, das für die Musikgeschichte keine zu unterschätzende Gefahr bedeutete, bereits wirksam entgegentreten.

Der von betroffener Seite dagegen erhobene Einwand: statt sich zur Höhe des Genius zu erheben, ziehe man diesen in den Staub, ist sinnlos, denn es wird niemandem einleuchten, wieso Wagner in den Staub gezogen wird, wenn man sein Leben unverhüllt so darstellt, wie es wirklich gewesen ist, und wenn man auch den mit ihm in Berührung gekommenen Persönlichkeiten Gerechtigkeit widerfahren läßt, statt aus ihm ein unschuldsvolles Götzenbild zu machen und alles auf Kosten seiner Umgebung nur einseitig zu beleuchten. Schließlich ist doch auch das Genie nur ein Mensch und als solcher menschlichen Schwächen unterworfen, und gerade in diesen findet man häufig den Schlüssel zum Verständnis seines Handelns und seiner Persönlichkeit. Mag dabei auch manches von dem äußeren Nimbus zum Teufel gehn, der echte Kern, losgelöst von allem unwahren Glorienscheinplunder, erstrahlt dafür in um so hellerem Glanz. Wenn heutzutage die objektive Berichterstattung gezwungen ist, die Menschlichkeiten Wagners stärker hervorzuheben, als es unter normalen Umständen notwendig oder erwünscht wäre, so trägt daran einzig und allein die offizielle Wagnerliteratur die Schuld, die seit Jahren durch ihr Vertuschungssystem und ihre tendenziöse Darstellung die Welt irregeführt und mißtrauisch gemacht hat.

Gerade auf dem Gebiet, das unser Buch behandelt, hat dieses System noch in neuester Zeit die seltsamsten Früchte hervorgebracht. Die auch auf sein Schaffen einen so tiefgehenden Einfluß ausübenden Beziehungen Wagners zu dem Ewig-Weiblichen sind noch nie im Zusammenhang sine ira et studio be-

leuchtet worden. Wir wollen daher versuchen, an Hand aller verfügbaren Quellen und einer Menge bisher noch unbekannten Materials unter Meidung allen Klatsches und pikanter Anektoden, fernab jeder billigen Sensationsgier, diesem bedeutungsvollen Thema eine streng objektive Würdigung auf wissenschaftlicher Grundlage zuteil werden zu lassen. Indem wir zunächst ganz kritiklos dem Gang der Frauen durch Wagners Leben nachgehen, rundet sich der Stoff zu einer vollständigen Biographie des Meisters auf erotischer Grundlage. In einem zweiten Abschnitt sei dann die tiefere Bedeutung des an uns vorübergezogenen gewaltigen Liebesromans dargetan. Vieles wird sich uns in neuer Beleuchtung darbieten und manche Lücke sich schließen. Hier seien nur einige Hauptpunkte, in denen unsere Darstellung wesentlich von der landläufigen abweicht oder vollständig Unbekanntes bringt, hervorgehoben: Wagners Jugendliebe zu der Jüdin Leah; die Liebelei mit den Schwestern Pachta; die Eheschließung mit Minna; die Empfehlung Wagners an Meyerbeer durch die Jüdin Frau Manson; das Verhältnis zu Minna (mit einer Menge unbekannter Briefe Minnas); die Lausson-Katastrophe; die Familie Albert Wagner (unveröffentlichter Brief Wagners); erstmalige Publikation des berühmten Briefes von Wagner an Mathilde Wesendonk, den Minna erbrochen hatte und der zur Katastrophe auf dem „grünen Hügel" führte; diese selbst (mit mehreren Briefen Minnas); Wagners Verhältnis zu Blandine Ollivier; Seraphine Mauro; Verhältnis zu Mathilde Maier und mit Friederike Meyer; das Penzinger Idyll (mit Brief an Marie);

Freundestragödie mit Hans von Bülow; romantisches Liebesabenteuer mit Malwine Schnorr (mit zwei unveröffentlichten Briefen Wagners) usw.

Daß meiner Darstellung, bei der ich, wo irgend möglich, stets Wagner selbst zu Wort kommen lasse, alle einschlägigen Werke der Wagner-Literatur, vor allem natürlich die Autobiographie, der alle Zitate des Textes, bei denen keine andere Quelle angegeben ist, entnommen sind, zugrunde gelegt wurden, ist selbstverständlich. Die kostbarste Fundgrube bot aber das in Gemeinschaft mit meinem inzwischen leider verstorbenen Mitarbeiter Emerich Kastner (Wien) für die seit 1913 erscheinende Gesamtausgabe zusammengetragene wertvolle Material von über 6200 Briefen Richard Wagners.

Seit dem Erscheinen dieses Buches (1912) sind 6 Auflagen unverändert in die Welt gegangen, denen sich noch Ausgaben in französischer, englischer und schwedischer Sprache zugesellten. Diese Neuauflage ist durch inzwischen zutage gefördertes unbekanntes Material erweitert (u. a. Briefe Wagners an Hans von Bülow) und sorgfältig überarbeitet. Da von gegnerischer Seite aus der Versuch gemacht worden ist, das von mir hier erstmalig veröffentlichte, in der „offiziellen" Wagnerliteratur fehlende oder unterdrückte Material anzuzweifeln, so habe ich bei den Briefzitaten jetzt meist Empfänger und genaue Daten beigefügt und möchte hier nur noch kurz meine allgemeinen „Quellen" belegen. Die Originale der zahlreichen Briefe Minna Wagners an Emma Herwegh und an eine Dresdner Freundin wurden in den neunziger Jahren beim

Antiquar Bertling (Dresden) verkauft und von — Bayreuther Seite erworben! Mir liegen beglaubigte Abschriften vor.

Die Originale der Briefe Wagners an seinen Freund Theodor Uhlig wurden ebenfalls von Bayreuth angekauft, und die von mir hier erstmalig wiedergegebenen Zitate daraus sind nebst vielen anderen in der „offiziellen" Ausgabe sämtlich unterdrückt! Von den gesamten Uhligbriefen liegt mir eine aus Uhligs Nachlaß stammende beglaubigte Abschrift vor. Diese wertvollen Dokumente sind somit gleich den Minnabriefen trotz des wohl nicht zwecklosen Ankaufs dem Bayreuther Archivmonopol entrückt. Die Malwine Schnorr betreffenden Briefe, wie vier Minnabriefe sind den Uhligbriefen beigeheftet. Das Original des viel angefehdeten „Liebesbriefes" an die Penzinger Marie schließlich liegt zu jedermanns Einsicht im „Musikhistorischen Museum" von F. N. Manskopf in Frankfurt a. M. aus.

Berlin-Westend im Sommer 1919

*

Auch dieser schon nach kurzer Zeit notwendig gewordene Neudruck wurde sorgfältig durchgesehen und durch inzwischen neu aufgetauchtes Material ergänzt und erweitert. So konnte namentlich die Lauffot-Episode an Hand der Bekenntnisse Wagners gegenüber Frau Julie Ritter eingehender und glaubhafter dargestellt werden, als es die Autobiographie bisher gestattet hatte.

Berlin-Westend, im Frühjahr 1921.

Dr. Julius Kapp.

Der Gang der Frauen durch Wagners Leben

Flegeljahre der Liebe

Ein halbes Jahr nach Richard Wagners Geburt starb sein Vater, kaum acht Jahre später entriß ein unerbittliches Geschick dem Knaben den aufrichtig geliebten Stiefvater und beraubte damit zum zweitenmal den vielköpfigen Familienkreis des Oberhauptes und Ernährers. Gerade zu einer Zeit, wo die Erziehung des ungebärdigen Wildfangs — „Richard läßt täglich einen Hosenboden auf dem Zaun hängen" heißt es in einem Brief aus damaliger Zeit — einer starken männlichen Hand bedurft hätte, wurde Ludwig Geyer abberufen, und die Erziehung Richards lag nun einzig in den Händen der Mutter und der ältesten der fünf Schwestern, Rosalie. Sein Liebling unter den Geschwistern, seine Spielgenossin und Mithelferin bei allen jugendlichen Schandtaten, Scherzen und Streichen war die fast zwei Jahre jüngere Stiefschwester Caecilie. In späteren Jahren noch erinnert sie Wagner wiederholt brieflich an das eine oder andere lustige oder tragikomische Stückchen aus der Jugendzeit, „wo wir zwei doch eigentlich am meisten zueinander gehörten: keine Erinnerung aus jener Zeit kommt mir, ohne daß Du nicht mit darein verflochten wärest". An seiner Mutter hing Richard mit hingebendster Liebe, und was auch in späteren Jahren Schweres über ihn hereinbrach, zum Mutterherzen fand er immer wieder den Weg; sein aus tiefstem Empfinden erzeugter, jedem Hörer ans Herz greifender Hymnus auf die Mutterliebe in Siegfried und Parsifal legt davon edles Zeugnis ab.

Ähnliche Empfindungen offenbart ein an die Mutter im Jahre 1835 gerichteter Brief:

„Nur an Dich denke ich mit der innigsten Liebe und der tiefsten Rührung zurück; — ich weiß wohl, Geschwister gehen ihren eigenen Weg, — jedes hat sich und seine Zukunft, und die Umgebungen, die mit beiden zusammenhängen, im Auge; es ist so und ich fühle das selbst, es ist eine Zeit, in der sich eine Trennung von selbst findet; — wir gehen dann in unseren gegenseitigen Beziehungen nur noch vom Standpunkte des äußeren Lebens aus; wir werden untereinander befreundete Diplomaten, — wir schweigen da, wo es uns politisch erscheint, — und sprechen da, wo es unsere Ansicht von der Sache verlangt, und wenn wir voneinander entfernt sind, sprechen wir am meisten. Ach wie steht doch aber über alle dem die Liebe einer Mutter! Ich gehöre wohl auch zu denen, die nicht immer so sprechen können, wie es ihnen im Augenblick ums Herz ist, — sonst würdest Du mich wohl oft von einer viel weicheren Seite kennengelernt haben. Aber die Empfindungen bleiben dieselben — und sieh', Mutter, jetzt — da ich von Dir fort bin, überwältigen mich die Gefühle des Dankes für Deine herrliche Liebe zu Deinem Kinde, die Du ihm zuletzt wieder so innig und warm an den Tag legtest, so sehr, daß ich Dir in dem zärtlichsten Tone eines Verliebten gegen seine Geliebte davon schreiben und sagen möchte. Ach, aber weit mehr, — ist denn nicht die Liebe einer Mutter weit mehr, — weit unbefleckter, als jede andere? — Nein, ich will hier nicht philosophieren, — ich will Dir nur danken, und wiederum danken, — und ich möchte Dir

gern alle die einzelnen Beweise Deiner Liebe aufzählen, für die ich danke, — wenn es nicht deren zuviel wären. Weiß ich doch, daß gewiß kein Herz so innig teilnahmvoll, so sorgenvoll mir jetzt nachblickt, wie das Deine — ja, daß es vielleicht das einzige ist, das jeden meiner Schritte bewacht, — und nicht etwa, um kalt über ihn zu kritisieren — nein, sondern um ihn in Dein Gebet einzuschließen. Warst Du nicht immer die Einzige, die mir unverändert treu blieb, wenn andere, bloß nach den äußeren Ergebnissen aburteilend, sich philosophisch von mir wandten? Ich wäre ja auch über die Art anmaßend, wollte ich von allen gleiche Liebe verlangen, ich weiß sogar, daß das gar nicht möglich ist, — ich weiß es selbst. Dir dringt alles aus dem Herzen, aus dem lieben, guten Herzen, das Gott mir immer geneigt erhalten möge, — denn ich weiß, wenn mich Alles verließe, würde es immer meine letzte, liebste Zuflucht sein. O Mutter, wenn Du zu früh stürbest, eher, als ich Dir vollkommen bewiesen, daß Du einem edlen, grenzenlos dankbaren Menschen soviel Liebe gewährt hast! Nein, das kann nicht sein, Du mußt noch viele schöne Früchte genießen! — Ach, wenn ich an die letzten acht Tage Deines Umganges gedenke! Es ist mir ein völliges Labsal, eine Erquickung, mir jeden einzelnen Zug Deiner liebenden Güte vor die Seele zu rufen! Meine liebe, liebe Mutter — welch' ein Erbärmlicher wäre ich doch, wenn ich je gegen Dich erkalten könnte!"

Wenngleich im heimischen Familienkreis wenig Sinn für Zärtlichkeiten vorhanden war, sich sogar, wie Wagner es nennt, „ein gewisses hastiges, fast

heftiges, lautes Wesen" geltend machte, so blieb doch die ständige weibliche Umgebung auf das Empfindungswesen des heranwachsenden Knaben nicht ohne nachhaltigen Einfluß. Der stete Umgang mit weiblichen Wesen mußte in ihm frühzeitig Liebesgefühle wecken, die sich jedoch zunächst in sentimentalen Stimmungen und Phantasiegebilden äußerten — so konnte ihn das Berühren der Garderobegegenstände der Schwestern „bis zu bangem heftigen Herzschlag aufregen!" — und anderen Mädchen gegenüber zu sehnsüchtigem verliebten Anschmachten führten. Das fremde weibliche Element dringt zum erstenmal mit Gewalt auf Richard ein, als seine Angehörigen 1826 nach Prag übersiedelten, und er in Dresden zu der Familie eines Schulfreundes in Pension gegeben wird. „Erwachsene Töchter und deren Freundinnen erfüllten oft die dürftigen engen Räume. Meine ersten Erinnerungen an knabenhafte Verliebtheit fallen in diese Zeit", erzählt die Autobiographie. „Ich entsinne mich, daß ein sehr schönes, wohl gezogenes, junges Mädchen, wenn ich nicht irre, Amalie Hoffmann mit Namen, als sie, wie es ihr nur selten möglich war, des Sonntags in sauberem Putz zum Besuch in das Zimmer trat, mich bis zu lange dauernder Sprachlosigkeit in Erstaunen versetzte. Andere Male entsinne ich mich, besinnungslose Schläfrigkeit geheuchelt zu haben, um von den Mädchen unter Bemühungen, welche dieser Zustand nötig zu machen schien, zur Ruhe gebracht zu werden, weil ich einst zu meiner aufregenden Überraschung bemerkt hatte, daß ein ähnlicher Zustand mich in eine mir schmeichelnde unmittel-

bare Berührung mit dem weiblichen Wesen brachte."

In helle Glut versetzte Richard eine Bekanntschaft, die er im gleichen Jahr in Prag machte, wohin ihn die Mutter im Laufe des Winters auf acht Tage mitgenommen hatte. Zwei, später als Schönheiten gefeierte Schwestern, Jenny und Auguste Pachta, Freundinnen seiner Schwester Ottilie, hatten es ihm angetan. Schwer fiel ihm die Trennung, und der Magnet blieb so stark, daß Richard in den Osterferien 1827 mit seinem Schulkameraden Boehme eine Fußreise nach Prag antrat. Aber erst nach mannigfachen Reiseabenteuern erreichten die beiden Wanderer gänzlich erschöpft und verwildert das Ziel. Nicht gering war sein Kummer und seine Scham, als er in so wenig kavaliermäßigem Zustand, ehe ihn das ersehnte Mutterhaus erfrischte, den eigentlichen Urheberinnen seiner Leiden, den verehrten Freundinnen, in den Weg lief. Erst nachdem er zwei Tage lang das Gesicht durch Petersilienumschläge vom Sonnenbrand geheilt und sich wieder in den eines Liebhabers würdigen äußeren Menschen zurückverwandelt hatte, wagte er es, den Angebeteten vor die Augen zu treten. Rasch verflog die Ferienzeit. Der Abschied brachte wieder bitteres Herzeleid: „Als ich bei der Rückreise von einer Anhöhe wieder auf Prag zurückblickte, zerfloß ich in Tränen, warf mich zur Erde, und war von meinem staunenden Freunde lange nicht zum Weiterwandern zu bewegen." Doch fürs erste hatte dieses Liebesidyll damit seinen Abschluß gefunden.

Nach der Rückreise nach Dresden begann der schon recht frühreife Pennäler ein ziemlich wildes

Leben zu führen, was sich um so leichter bewerkstelligen ließ, als er das Heim bei der Familie Boehme verlassen hatte und als eigener Herr ein Dachstübchen bewohnte, in dem er statt der Schulaufgaben nichts als Verse machte. Seinem Wunsch einer Übersiedelung nach Leipzig, wohin ihn die Begeisterung für das Studentenleben und eine Schwärmerei für die Schwester Luise zog, die er kurz zuvor nach vielen Jahren wiedergesehen hatte, wobei, wie er sagt, zum erstenmal eine Schwester zärtlich gegen ihn gewesen, wurde daher von der Mutter gern nachgegeben, zumal da sie selbst dorthin übersiedelte. Bei dieser Schwester sah Richard eines Tages einen wundervollen großen Hund; da er schon in frühester Jugend ein großer Tierfreund war, gewann dieser sofort seine ganze Sympathie, die sich bald auch auf die Herrin des Vierfüßlers, eine bildhübsche fünfzehnjährige Jüdin, Leah David, eine Freundin Luisens, übertrug. Sie war die einzige Tochter eines reichen Bankiers und stand, da ihre Mutter früh gestorben, dem sehr geselligen Haus des Vaters vor. Richard verkehrte dort bald sehr viel, und sein Verhältnis zu Leah wurde, wenigstens von seiner Seite aus, immer feuriger, bis eines Tages sein schöner Liebestraum zerrann, als sich Leahs zukünftiger Gemahl zu Besuch einfand. Um eine bittere Enttäuschung reicher, wandte er der „Freundin" den Rücken.

Inzwischen hatte sich Richard mehr und mehr dem geordneten Studiengang der Schule entzogen und zum Schrecken der Familie immer ausschließlicher dem Versemachen und der Komponiererei zugewandt. Diese durch keinerlei theoretische Kenntnisse

gestützte und stets durch äußere Augenblickseinflüsse umgemodelte Tätigkeit ward zur inneren Katastrophe geführt durch einen überwältigenden künstlerischen Eindruck: Wilhelmine Schröder-Devrient gastierte als Fidelio. Die Autobiographie erzählt darüber: „Wenn ich auf mein ganzes Leben zurückblicke, finde ich kaum ein Ereignis, welches ich diesem einen in Betreff seiner Einwirkung auf mich an die Seite stellen könnte. Wer sich der wunderbaren Frau aus dieser Periode ihres Lebens erinnert, muß in irgendeiner Weise die fast dämonische Wärme bezeugen können, welche die so menschlich-extatische Leistung dieser unvergleichlichen Künstlerin notwendig über ihn ausströmte. Nach der Vorstellung stürzte ich zu einem meiner Bekannten, um dort einen kurzen Brief aufzuschreiben, in welchem ich der großen Künstlerin bündig erklärte, daß von heute ab mein Leben seine Bedeutung erhalten habe, und wenn sie je dereinst in der Kunstwelt meinen Namen rühmlich genannt hören sollte, sie sich erinnern möge, daß sie an diesem Abend mich zu dem gemacht habe, was ich hiermit schwöre, werden zu wollen. Diesen Brief gab ich im Hotel der Schröder-Devrient ab und lief wie toll in die Nacht hinaus... Ich wußte nicht, wie mir helfen, wie es beginnen, um selbst irgend etwas hervorzubringen, was in unmittelbarem Verhältnis zu dem empfangenen Eindrucke stehen möchte; und alles, was nicht hierauf in Beziehung zu bringen war, erschien mir doch so schal und nichtig, daß ich mich unmöglich damit befassen mochte. Ich hätte mögen ein Werk schreiben, welches der Schröder-Devrient würdig gewesen wäre; da mir dies nun in

keiner Weise möglich war, ließ ich in enthusiastischer Verzweiflung alles Kunststreben fahren, und da mich die Schul-Wissenschaft wahrlich auch nicht zu fesseln vermochte, überließ ich mich wie steuerlos dem unmittelbaren Leben, im Verkehre mit sonderbar gewählten Genossen, aller Art von Jugendausschweifungen. Es begann bei mir die eigentliche lüderliche Periode der Jünglingsflegeljahre."

Richard war, nachdem er den Widerstand der Familie durch seine passive Resistenz gegen die Schule überwunden hatte, studiosus musicae geworden und genoß nun in vollen Zügen alle Freuden des Studentenlebens. Der Göttin Venus wurde nicht minder gehuldigt als Bacchus, und bald gesellte sich diesen beiden Verführern noch ein dritter, weit gefährlicherer zu: der Spielteufel. „Die Leidenschaft ward durch die Verzweiflung des Spielunglücks bis zum Wahnsinn gesteigert... Ich ertrug mit völligem Stumpfsinn selbst die Verachtung meiner Schwester Rosalie, welche mit meiner Mutter den unbegreiflichen jungen Wüstling, der bleich und verstört sich selten vor ihnen zeigte, kaum eines Blickes zu würdigen vermochte. In meiner wachsenden Verzweiflung griff ich endlich zu dem Mittel, durch kühne Behandlung des feindseligen Glückes mir gründlich zu helfen. Ich war der Meinung, daß nur mit reichlicheren Einsatzsummen Gewinn zu erlangen sei und bestimmte daher eine mir anvertraute, verhältnismäßig nicht unbedeutende Geldsumme, den Betrag der durch mich erhobenen Pension meiner Mutter, zu diesem Versuche. In jener Nacht verlor ich alles Mitgebrachte bis auf den letzten Taler ... Mit

diesem spielte ich mein Leben aus: denn an eine Heimkehr zu meiner Familie war nicht zu denken; ich sah mich bereits beim Morgengrauen über die Felder und durch die Wälder, als verlornen Sohn, in das Ziellose dahinfliehen. Die hierin sich bekundende verzweiflungsvolle Stimmung hielt so energisch an, daß, als meine Karte zugeschlagen hatte, ich den Gewinn mit dem Einsatz sofort von Neuem darangab, und dieses Verfahren mehreremal wiederholte, bis wirklich der Gewinn sich einigermaßen beträchtlich herausstellte. Fortwährend gewann ich nun. Ich ward so zuverlässig, daß ich das kühnste Spiel wagte: denn plötzlich leuchtete es in mir hell auf, daß ich heute zum letztenmal spielte. Mein Glück ward so auffällig, daß die Bankhalter zu schließen für gut befanden. Wirklich hatte ich nicht nur alles in dieser Nacht zuvor verlorene Geld wiedergewonnen, sondern dazu auch noch den Betrag aller meiner Schulden. Die Wärme, die während dieses Vorganges mich wachsend erfüllte, war durchaus heiliger Art. Mit dem Zuschlag meines Glückes fühlte ich deutlich Gott oder seinen Engel, wie neben mir stehend, seine Warnung und Tröstung mir zuflüsternd. Noch einmal galt es bei Tagesgrauen über die Torpforte nach meiner Wohnung zu gelangen; dort verfiel ich in einen tiefen und energischen Schlaf, aus welchem ich spät, gestärkt und wie neugeboren erwachte. Kein Schamgefühl hielt mich davon ab, meiner Mutter, welcher ich ihr Geld zustellte, den Vorgang dieser entscheidungsvollen Nacht und mit ihm mein Vergehen gegen ihr Eigentum unaufgefordert zu berichten. Sie faltete die

Hände und dankte Gott für die mir erwiesene Gnade, drückte auch ihre Zuversicht aus, daß sie mich für gerettet halte und es mir unmöglich sein werde, ferner in ähnliche Laster zu verfallen. Wirklich hatte auch hiermit jede Versuchung für immer ihre Macht über mich verloren ... Die Spielwut hatte mich gegen alle sonstigen Studenteneitelkeiten bereits vollkommen gleichgültig gemacht; mit der Befreiung von dieser Leidenschaft war ich mit einem Male einer ganz neuen Welt gegenüber gestellt, und dieser gehörte ich von nun ab, durch einen zuvor mir unbekannten Eifer für meine musikalische Ausbildung, für welche ich jetzt in eine neue Phase trat, an." Richard widmete sich nun mit vollem Ernst seinen Studien bei Kantor Weinlig und hatte bald die Befriedigung, daß mehrere der unter Anleitung seines Lehrers entstandenen Kompositionen auch öffentlich Anklang fanden. In diese Zeit fällt eine ernsthaftere Neigung zu der jugendlichen Sängerin Marie Löwe, die aber nicht erwidert wurde, woran hauptsächlich die unstete, exzentrische Art des jungen Musikus Schuld trug. Beide blieben aber fortan in stetem freundlichen Verkehr.

Im Hochsommer 1832 machte Richard eine Reise nach Wien; den Rückweg nahm er durch Böhmen, da es ihn drängte, die Schwestern Pachta wiederzusehen. Fünf Wochen verweilte er auf dem Gute des Grafen in Prawonin. „O ihr herrlichen Tage!" schreibt er an Freund Apel. „Denn nicht nur die Natur, auch die Liebe veredelte mich. Aber wie! — Denke Dir unter Jenny ein Ideal von Schönheit, und meine glühende Fantasie, so hast Du alles. In

ihrer Schönheit glaubte meine Leidenschaft alles andere zu sehen, was sie zu einer herrlichen Erscheinung erheben konnte. Mein idealisierendes Auge erblickte in ihr alles das, was es zu erschauen wünschte, und dies war das Unglück! — Ich glaubte Erwiderung zu gewahren, und in der Tat fehlte es nur von meiner Seite meinem kühnen Entgegenkommen, um mich ihrer Erwiderung zu versichern! Aber welcher Erwiderung! Eine bange Ahnung hielt mich davon ab; und dennoch, welchen Kampf habe ich mit meinen ungestümen Leidenschaften zu bestehen gehabt. Meine nächtlichen Träume wurden unruhvoll; wiederholt erwachte ich, wenn ich von einem Geständnis meiner Liebe geträumt, und gewahrte nichts, als die Nacht, die mich mit schmerzlicher Ahnung erdrückte." — Die alte Jugendliebe war jäh wieder aufgeflammt, wilde Leidenschaften durchtobten ihn und ließen Augenblicke sehnsüchtigster träumerischer Verliebtheit wechseln mit Stunden blindwütender Eifersucht und unausstehlicher Schulmeisterei. „Der Abend war angebrochen, ich saß bei Jenny am Klavier," heißt es weiter in dem oben erwähnten Brief, „da strömte plötzlich meine Empfindung über; um ihr meine Tränen zu verbergen, eilte ich zum Schloß hinaus, ins Freie; — ach, da leuchtete mir der Abendstern entgegen; — auf ihn heftete ich meinen Blick, er sog meine Tränen ein. — Ich war ruhiger, doch vermochte ich mein Gefühl noch nicht zu nennen; — da läuteten die Abendglocken; dies machte mich mir selbst klar; es war ohne Zweifel dieselbe Empfindung, welche Dich bei Deinen „Abendglocken" durchdrang; ich

eilte auf mein Zimmer, zog das Gedicht aus meiner Brieftasche und phantasierte es auf dem Flügel." (Sowohl das Gedicht Apels, wie die Komposition Wagners sind verschollen.) Andere Stimmungen schildert die Autobiographie: „Eine sehr oberflächliche Kenntnis auf dem Gebiet der Ästhetik, dagegen eine sehr ausgeprägte Fertigkeit in allem, was Äußerlichkeit betrifft, wurde bald von mir mit Widerwillen bemerkt. Keine meiner enthusiastischen Mitteilungen aus den mir so einzig sympathisch gewordenen höheren Lebenselementen fand bei ihnen irgendwelchen Anklang. Ich eiferte gegen die schlechten Leihbibliothek-Romane, welche ihre einzige Lektüre bildeten, gegen die italienischen Opernarien, welche Auguste sang, und endlich gegen die pferdepflegenden geistlosen Kavaliere, welche zu Zeiten sich einstellten, um Beiden auf eine mich verletzende unzarte Art den Hof zu machen. Namentlich mein Eifer gegen den letzteren Punkt brachte bald große Ärgernisse zu Wege; ich ward hart und beleidigend, verlor mich in Erläuterungen des Geistes der französischen Revolution, bis zur Erteilung väterlich klingender Ratschläge, sich um Gotteswillen doch lieber an gut gebildete Bürgerliche zu halten, und die übermütigen rohen Herrn aufzugeben, deren Umgang nur ihren Ruf untergraben könnte. Die Entrüstung, die ich durch solche Ermahnungen erweckte, mußte ich manchmal durch harte Zurechtweisungen zu ertragen suchen: um Verzeihung bat ich jedoch nie, sondern suchte durch vorgebliche oder wirkliche Eifersucht, welche mich beherrschte, das Verdrießliche meiner Wutausbrüche in ein schließlich noch erträgliches

schmeichelndes Geleis zu bringen. So unentschieden, ob verliebt oder ärgerlich, immerhin aber in freundlichem Einvernehmen, schied ich von den schönen Kindern an einem kalten Novembertag, um die ganze Familie bald darauf in Prag wiederzutreffen."

Des Rätsels Lösung für die unerwartete Wendung, die dieses Liebesverhältnis bald nehmen sollte, findet sich leicht, wenn man die eigentümlichen Familienverhältnisse der beiden Mädchen berücksichtigt. Jenny und Auguste waren illegitime Kinder des Grafen Pachta aus seinen Beziehungen zu einer schönen, aber ziemlich ungebildeten Frau Raymann. Eine eheliche Verbindung war unmöglich, da beide vermählt waren, aber von ihrer Ehehälfte getrennt lebten. Die Töchter schwankten daher zwischen der Hoffnung auf eine vornehme Standesheirat und der Notwendigkeit, einem vermögenden Bürgerlichen die Hand reichen zu müssen. Und da es gerade während seines Besuches nicht an adligen Bewerbern um die als Schönheiten gefeierten jungen Damen fehlte, so lag für den überdies mittellosen Wagner die Gefahr, sich einen Korb zu holen, sehr nahe. Das Schicksal sollte sich auch rasch erfüllen. Er setzte zwar sein Liebeswerben um Jenny fort, doch als er eines Abends seinen Besuch machen wollte und von der Mutter im Vorzimmer festgehalten wurde, während in dem eigentlichen Besuchszimmer die in besonderer Toilette geschmückten jungen Damen sich mit den ihm verhaßten Kavalieren unterhielten, kam ihm die Situation in ihrer ganzen Tragweite zum Bewußtsein. „Alles, was namentlich in einigen Hoffmannschen Erzählungen von gewissen satanischen

Buhlschaften mir bis dahin einen unverständlichen Eindruck gemacht hatte, ward hier schrecklich lebendig in mir, und ich verließ Prag mit einer offenbar übertriebenen und ungerechten Meinung von Dingen und Personen.“ Worin diese bestand, verrät eine spätere Briefstelle: „Ich war wieder in Prag und sprach dort die Mätressen des Grafen Baar und des Baron Bethmann, die wir früher unter den Namen Jenny und Auguste kannten.“ Die Stimmung, in welcher der bitter Enttäuschte Prag verließ, verrät sein Brief an Apel vom 16. Dez. 1832: „Vernimm es denn, und schenke mir Dein Mitleiden: — sie war meiner Liebe nicht wert! — Eine Todeskälte kehrte in mein Gemüt ein. O aber, hätte ich sogleich allen schönen Hoffnungen entsagen können, und wär' ich erstarrt vor Kälte, so hätte ich mich glücklich geschätzt! — Aber jeden Funken der einst so hellen Flamme einzeln verlöschen zu fühlen, jedes Atom einer blühenden Hoffnung nach und nach hinsterben zu sehen, Stunde für Stunde den Nimbus geistiger Schönheit zerfließen zu sehen, ach! das zwingt Tränen ab, deren Herbheit nur gefühlt, nie ausgesprochen werden kann! — Wenn ich mich noch mit dem letzten Überrest meiner Glut erwärmen wollte und fühlte sie so immer mehr vom Hauche des Todes verlöschen, wie gelähmt schauten dann meine Blicke in den Feuerstrom der Vergangenheit, in die Eisgruften der Zukunft! — Genug, — genug, und schon allzuviel! — Denn trotz der unendlichen Leere in meinem Busen, finde ich noch ein Verlangen nach Liebe in mir . . . Unter solchen Verhältnissen nun setzte ich die Dichtung zu meiner Oper auf.“

In diesem ersten dramatischen Versuch „Die Hochzeit“ verschmolz Wagner nach Hoffmannscher Art eine blutrünstige Episode aus dem Ritterleben, die ihm früher bei der Lektüre starken Eindruck gemacht hatte, mit seinen tragischen Liebeserlebnissen zu einem „Nachtstück von schwärzester Farbe“. Doch Schwester Rosalie, die, wie aus einem späteren Brief Richards an sie hervorgeht, wohl als einzige der Familie von seiner verfehlten Brautfahrt unterrichtet war, konnte diesem Schauerstück keinen Geschmack abgewinnen, und um ihr zu beweisen, wieviel er auf ihr Urteil gäbe, warf Richard rasch entschlossen sein schönes Opus, auf das er erst so stolz gewesen, ins Feuer. Nur ein bereits komponiertes kurzes Fragment blieb erhalten. Für Rosalie, deren liebenswerte Art, mütterlicher Charakter und finanzielle Fürsorge für die vielköpfige Familie sie zu einer Art Schutzengel gemacht hatte, hegte Richard innige Verehrung. „Es dahin zu bringen, daß diese Schwester, die schon daran gewesen war, mich für verloren anzusehen, endlich wirklich mit Achtung und bedeutender Erwartung meinen Arbeiten folge, war mir zu einem besonderen Sporn des Ehrgeizes geworden. Unter solchen Umständen bildete sich endlich eine zarte, ja fast schwärmerische Neigung zu Rosalie in mir aus, welcher an Reinheit und läuternder Wärme wohl nur die edelsten Beziehungen zwischen Mann und Weib zur Seite gestellt werden können . . . War ihr Schauspieltalent auch nicht bedeutend, so war dagegen ihre Phantasie, ihr Sinn für Kunst und alles Höhere desto reger. Von ihr hatte ich die ersten bewunderungsvollen Er-

gießungen über alles das, was mich späterhin selbst so stark erregte, vernommen.“

Da Wagner inzwischen seine Lehrzeit bei Weinlig beendet, war er bestrebt, in einem kleineren Engagement sich die noch mangelnden praktischen Erfahrungen anzueignen und gleichzeitig seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er folgte daher im Januar 1833 einer Einladung seines ältesten Bruders Albert nach Würzburg. Dieser war hier als Schauspieler und Sänger eines der einflußreichsten Theatermitglieder, und es gelang ihm darum leicht, für Richard eine Anstellung als Chordirektor mit zehn Gulden Monatsgehalt auszuwirken. Richard stürzte sich mit Feuereifer auf die Obliegenheiten seines neuen Amtes und genoß dabei alle Freuden und Leiden, die ein so kleines „Schmieren“-Königreich mit seinem lustigen und leichtlebigen Theatervölklein bietet, mit dem ganzen Eifer und Ungestüm eines Neulings — ein erkleckliches Schuldenhäuflein am Ende des Jahres war die unerwünschte Folge. Über seine liebesritterlichen Taten aus dieser Chordirektorherrlichkeit fehlt uns jede Kunde von anderer Seite. Wir sind hier einzig auf Wagners eigene Erzählung in der Autobiographie angewiesen, die aber ihrer allzu harmlosen Darstellung wegen wenig Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Er berichtet: „Es war ganz natürlich, daß eine der jungen Choristinnen, welchen ich täglich ihre Stimmen einzustudieren hatte, meine Augen auf sich zu ziehen verstand. Therese Ringelmann, eines Totengräbers Tochter, verführte mich durch ihre schöne Sopranstimme zu der Annahme, sie zur großen Sängerin bilden zu müssen.

Seitdem ich ihr hierüber Eröffnungen gemacht, kleidete sie sich in den Chorproben mit besonderer Aufmerksamkeit und verstand es namentlich durch eine weiße Perlenschnur, welche sie sich durch das Haar wand, meine Phantasie in angenehme Aufregung zu versetzen. Als ich im Sommer allein zurückgeblieben war, erteilte ich Theresen regelmäßigen Gesangsunterricht nach einer mir bis jetzt noch unklar gebliebenen Methode. Auch besuchte ich sie öfter in ihrer Wohnung, wo ich den unheimlichen Vater zwar nie, wohl aber stets ihre Mutter und Schwester antraf. Wir begegneten uns außerdem in öffentlichen Gärten; doch hielt mich stets eine nicht sehr liebevolle Scham davon zurück, mein Liebesverhältnis vor meinen Freunden einzugestehen. Ob hieran die bescheidene Familienstellung, die wirklich geringe Bildung Theresens, oder mein eigener Zweifel an dem Ernst meiner Liebe schuld war, kann ich nicht genau bestimmen; nur weiß ich, daß, als ernstlicher auf eine Erklärung meinerseits gedrungen wurde und noch dazu eifersüchtiger Argwohn bei mir sich einstellte, das Verhältnis bald sich spurlos löste.

Ein innigeres Liebesverhältnis erzeugte sich zu Friederike Galvani, der Tochter eines Mechanikers von sehr scharf ausgesprochener italienischer Abkunft. Sehr musikalisch und mit lieblicher, leicht bildsamer Stimme begabt, hatte sie mein Bruder unter seinen Schutz genommen und ihr zu einem Debut am Theater verholfen, in welchem sie sich glücklich bewährte. Sehr klein von Figur, aber mit großen schwarzen Augen und zärtlichem Naturell, hatte sie bereits einen braven Musiker, den tüchtigen

ersten Hoboebläser des Orchesters, mit dauernder Liebe an sich gefesselt. Er galt als ihr Bräutigam: nur durfte er aus Rücksichten für eine gewisse Vergangenheit aus seinem Leben, vor der beabsichtigten und immer noch weit sich hinausschiebenden Verheiratung das Haus ihrer Eltern nicht betreten. Als der Herbst sich herannahte, wurde ich von mehreren Freunden, unter denen auch unser Hoboebläser mit seiner Braut sich befand, zu einer ländlichen Hochzeit, einige Stunden von Würzburg, eingeladen. Dort ging es bäuerisch lustig her: es wurde getrunken und getanzt, wobei ich selbst versuchte, mich meiner auf der Geige erlangten Fertigkeit zu erinnern, ohne jedoch die zweite Violine auch nur zu einiger Zufriedenheit meiner Mitmusiker zustande zu bringen. Desto größer waren die Erfolge meiner Person bei der guten Friederike, mit welcher ich einige Mal toll durch die Reihen der Bauern tanzte, bis die Gelegenheit es fügte, daß die allgemeine Erhitzung alle persönlichen Rücksichten auch für uns löste, und wir, während der offizielle Liebhaber zum Tanz aufspielte, uns unwillkürlich herzten und küßten. Daß der Bräutigam beim Gewahrwerden der zärtlichen Unbefangenheiten, welche Friederike mir zuwendete, sich traurig aber nicht eigentlich verhindernd in sein Los fügte, erweckte mir zum ersten Male in meinem Leben ein schmeichelhaftes Selbstgefühl... Der fränkische Wein tat das Seinige, eine immer steigende Verwirrung hervorzubringen, unter deren Schutze ich endlich mit Friederiken mich als offenbares Liebespaar aufführte. In spätester Nacht, bereits bei anbrechendem Tage, ging auf einem Leiterwagen die

gemeinschaftliche Heimfahrt nach Würzburg vor sich: diese war der gemütliche Triumph meines anmutigen Abenteuers; während alle übrigen, auch endlich der sorgenvolle Hoboist, in den dämmernden Morgen hinein ihren Rausch ausschliefen, wachte ich, an Friederikens Wange gelehnt, unter dem Gesang der Lerchen der aufgehenden Sonne entgegen. — An den darauffolgenden Tagen hatten wir kaum die Besinnung des Vorgefallenen. Eine nicht unanmutige Beschämung hielt uns voneinander zurück; jedoch gewann ich leicht den Zutritt zu ihrer Familie und war von da an täglich gern gesehen, wenn ich auf einige Stunden in unverhohlenem zärtlichem Verkehr in demselben Kreise verweilte, von welchem der unglückliche Bräutigam ausgeschlossen blieb. Nie wurde dieses letzte Verhältnis mit irgend einem Worte berührt, nie entstand bei Friederike auch nur annähernd der Gedanke, darin eine Änderung herbeizuführen; keinem fiel es ein, daß ich etwa an des Bräutigams Stelle treten sollte. Die Zutraulichkeit, mit der ich von allen, und am meisten von Friederike aufgenommen wurde, hatte ganz den Charakter eines Vorgangs in der Natur, ungefähr wie wenn es Frühling wird, und nun der Winter aufhört; die Berechnung bürgerlicher Konsequenzen fiel keinem Menschen ein, und hierin besteht das Freundliche und Schmeichelhafte dieses ersten jugendlichen Liebesverkehrs, welcher in keiner Weise in Bedenken und Sorge erweckende Annäherung ausartete. Diese Beziehungen endeten erst mit meinem Fortgang aus Würzburg, bei welchem es noch zu dem zärtlichsten, tränenreichsten Abschied kam."

Dieses von Wagner so warm besungene harmlose Idyll entbehrt jedoch nicht der Komik, wenn wir anderthalb Jahr später in einem seiner Briefe an Apel lesen: „Ach und ich war auch wieder in Würzburg; — mein Mädchen war während der Zeit einmal niedergekommen, ein Bauer-Lümmel war mein glücklicher Nebenbuhler"; ein Umstand, den auch die Autobiographie erwähnt, zwar in einer für Friederike tröstlichen, den Leser aber hinsichtlich des „Vaters" irreführenden Form: „Ihr Hoboist war ihr treu geblieben; ohne jedoch die Heirat mit ihm ermöglichen zu können, war sie Mutter geworden. Dann habe ich nie wieder etwas von ihr erfahren."

Anfang Januar 1834 kehrte Wagner mit der vollendeten Partitur seiner Oper Die Feen nach Leipzig zurück. Doch gelang es trotz eifrigster Bemühungen nicht, die dortige Theaterdirektion, bei der Schwester Rosalie bereits die Annahme des Werkes erwirkt hatte, zur Aufführung zu bewegen. Sie wurde immer wieder unter Vorwänden hinausgeschoben. Schließlich vertröstete sich Wagner auf den Winter. Mit seinem Freunde Theodor Apel trat er Mitte Juni eine Sommerreise nach Teplitz an. Hier entstand der Entwurf des Liebesverbots. Das nahe Prag, der Schauplatz seiner unglücklichen Liebelei mit Jenny, die er innerlich noch nicht verwunden hatte, lockte ihn von neuem an. Er wollte dem Freund „die gleichen Eindrücke verschaffen, die ihn einst so lebhaft dort berührt hatten", und zugleich sich selbst rächen. Wagner führte Apel in die Pachta-Raymannsche Familie ein, die jetzt nach dem inzwischen erfolgten

Tod des alten Grafen in Prag lebte. „Mein Freund fand gute Aufnahme. Die veränderten Familienverhältnisse drängten die liebenswürdigen Mädchen immer bestimmter zu einer Entscheidung in Betreff ihrer zukünftigen Stellung, und ein reicher Bürgerlicher, wenn er nur nicht gerade Kaufmann war, sondern von angestammtem Vermögen, schien der sorglichen Mutter immerhin ein gutes Auskunftsmittel.“ Wagner selbst spielte den übermütig Ausgelassenen und weidete sich an dem tiefen Eindruck, den sein sehr vermögender Freund namentlich bei der Kuppelmama hervorrief. Daß die dadurch erweckten Hoffnungen trügerische waren, gewährte ihm eine billige Genugtuung für das, was ihm selbst hier widerfahren. „Nur einmal kam es zu einer ernsteren Annäherung; ich saß am Klavier und hörte zu, wie mein Freund den Damen erzählte, daß ich bei einem Gasthofgespräch Veranlassung gefunden hätte, mich gegen jemand, der sich über diese Auskunft verwundert zeigte, in betreff der häuslichen und tüchtigen Eigenschaften meiner Freundinnen auf das wärmste auszusprechen. Es ergriff mich nun ungemein, an dem Erfolg dieser Mitteilung wahrzunehmen, welch üble Erfahrungen die Ärmsten bereits zu machen genötigt waren, da dieser mir so sehr natürlich dünkende Zug meines Benehmens sie wie ein ganz unerwartetes Glück rührte. Jenny kam nämlich auf mich zu, umarmte und küßte mich mit großer Wärme. Das Recht, mich fortan ausgesucht ungezogen zu benehmen, war mir nun unbestritten zuerkannt, und selbst auf Jennys warmen Erguß antwortete ich nur durch Späße und Torheiten.“ An Rosalie schreibt er aus Prag: „Über

Raymanns habe ich mich sehr gefreut, es geht ihnen gut. Jenny hat wenig abgenommen, Auguste ist noch viel hübscher geworden. Apel ist weg. Die Erbgeschichten sind sehr zu Gunsten der Mädchen ausgefallen . . . man schlägt jede auf 30 000 fl. ö. W. an. . . . Das animal, die Alte, könnte ich immer prügeln, wenn ich sie ansehe; jetzt ist ein günstiger Wendepunkt für die Mädchen — benutzen sie den und machen sich frei, so können sie sich noch ganz gut aus der Affäre ziehen; wenn nicht, so gehen sie unter die genialen Leute und genießen ein schönes Leben; auch gut!" Sie taten beides: genossen erst das Leben und heirateten später in die österreichische Aristokratie. — Als Wagner wieder nach Leipzig zurückkam, wurde er hier durch die Nachricht überrascht, daß ihm die Musikdirektorstelle in Magdeburg angeboten worden sei. Er nahm natürlich an. Damit hatten aber die sorgenlosen Jünglingsflegeljahre ihr Ende erreicht, und der Ernst des Lebens: Amt und Brotverdienst traten jetzt in den Vordergrund.

„Du wilder Mann, so nimm mich hin!"

Die Magdeburger Theatergesellschaft, an deren Spitze ein Prachtexemplar von verbummeltem, chronisch an der Pleite krankendem Schmierendirektor, namens Bethmann, stand, spielte die Sommermonate über in kleineren Badeorten Thüringens; sie hielt sich zur Zeit von Wagners Berufung gerade in Lauchstädt auf. Als der neue Dirigent dort eintraf, widerte ihn der Betrieb dermaßen an, die Zustände und Persönlichkeiten des Bethmannschen Thespiskarrens schienen ihm so hoffnungslos, daß er bereits fest entschlossen war, auf die zweifelhafte Ehre, Mitglied zu werden, zu verzichten. Doch Gott Amor dachte anders: er wählte sich den verführerischsten Pfeil, den Lauchstädt ihm damals bieten konnte, und traf ins Schwarze. Der Zufall führte dem jungen Musikdirektor die erste Liebhaberin des Theaters, Minna Planer, in den Weg. „Ihre Erscheinung und Haltung stand in dem auffallendsten Gegensatze zu all den unangenehmen Eindrücken des Theaters, welche ich soeben empfangen: von sehr anmutigem und frischem Äußeren zeichnete die junge Schauspielerin sich durch eine große Gemessenheit und ernste Sicherheit der Bewegung und des Benehmens aus, welche der Freundlichkeit des Gesichtsausdruckes eine angenehm fesselnde Würde gaben; die sorgsam saubere und dezente Kleidung vollendete den überraschenden Eindruck der sehr unerwarteten Begegnung. Nachdem ich ihr im Hausflur als der neue Musikdirektor vorgestellt war, und

sie überrascht den für diesen Titel so jugendlichen Ankömmling gemessen hätte, empfahl sie mich der Hauswirtin freundlich zur guten Unterkunft und ging mit stolz ruhigem Schritte über die Straße dahin in die Theaterprobe. Auf der Stelle mietete ich die Wohnung, sagte für Sonntag ‚Don Juan' zu, bereute sehr, mein Gepäck von Leipzig nicht mitgebracht zu haben, und beeilte mich, schleunigst dahin zurückzukehren, um noch schleuniger wieder nach Lauchstädt zu kommen."

Rasch entwickelte sich zwischen Wagner und der liebenswürdigen Hausgenossin ein traulich freundlicher Verkehr. Minna, die Wagner „unter der Staubwolke von Frivolität und Gemeinheit wie eine Fee erschien, von der man nicht wußte, wie sie in diesen Wirbel, der sie nie mit hinriß, ja kaum berührte, hineingeraten war, und die sich durch ungezierte Solidität und elegante Sauberkeit, wie durch Abwesenheit aller theatralischen Affektation und komödiantischer Gespreiztheit vollständig von ihrer Umgebung ausschloß," nahm die ungestümen Huldigungen des jugendlichen Anbeters mit wohlwollender Verwunderung entgegen und erwiderte sie durch freundliche Ruhe und Gelassenheit, die fast etwas Mütterliches an sich hatte.

Nach einigen Wochen begab sich die Theatergesellschaft nach Rudolstadt. Hier ging zu Wagners Verdruß mit Minna eine Veränderung vor sich. Es schien ihr, die sehr eifrig auf Wahrung ihres Rufes bedacht war — ließ sie doch allabendlich ihre Zimmertür von ihren Wirtsleuten verschließen, um jedem Theatertratsch sofort beweiskräftig die Stirn bieten

zu können — zu Ohren gekommen zu sein, daß man über ihren Verkehr mit dem Musikdirektor zu reden begann. Minna galt damals im Kreis ihrer Bekannten allgemein als Braut eines jungen Adligen, der jedoch, da er ganz ohne Vermögen war, in Rücksicht auf seine Familie und Karriere schließlich gezwungen wurde, Minna freizugeben und eine Geldheirat einzugehen. Diese schmerzliche Wendung fiel gerade in die Zeit des Rudolstädter Aufenthalts, und Minna hielt sich daher in ernster Trauer gegen die stürmischen Bewerbungen Wagners, an deren Aufrichtigkeit sie überdies zweifeln mußte, kühl zurück. Dieser ist verzweifelt: „Mein Humor ist dahin," schreibt er an Apel, „und meine Seele schwelgt in Leerheit und Albernheit — dazu kommt, daß ich alle meine Liebschaften habe erkalten lassen." Zwei Tage später wird diese Klage allerdings schon etwas eingeschränkt: „Gegenwärtig bin ich ziemlich ohne Liebschaft — ich habe keine Zeit dazu; — mit der Toni hänge ich noch etwas — ach du lieber Gott, das ist ja alles." Doch selbst diese Toni, von deren Existenz uns auch die Autobiographie keine Kunde gibt, scheint seine Verzweiflung und den eifersüchtigen Grimm wegen Minnas Verhalten nicht haben lindern zu können; er begann mit lustigen Genossen ein ziemlich tolles Leben zu führen, verfiel von neuem in das Laster des Spiels und brachte sich, wie er Apel beichtet, „durch Leichtsinn aller Art in eine solche Schulden-Schmiere, daß ihm die Haare davor zu Berge stehen. Ausschweifungen mancher Art brachten mich noch tiefer hinein... allein getäuschte Hoffnungen für mein Schicksal haben auch ihren An-

teil daran.“ Apel half mit 200 Talern dem Freund aus der Klemme.

Doch auch nach der Übersiedlung nach Magdeburg, Anfang Oktober 1834, änderte sich zunächst in Wagners Verhältnis zu Minna und dem dadurch bedingten leichtfertigen Lebenswandel wenig, ja seine Eifersucht nahm, da Minna von der Magdeburger Lebewelt sehr gefeiert wurde, noch gefährlichere Formen an. „So verbrachten wir drei unerquickliche Monate in zunehmender Entfernung voneinander, während ich mit halb verzweifelter Wahllosigkeit mir Gefallen an dem allerdiffusesten Umgang vorlog und nach jeder Seite hin mich so auffällig leichtfertig gehen ließ, daß Minna, wie sie mir später versicherte, dadurch zu ernstlicher, mitleidsvoller Besorgnis um mich bewogen wurde. Da es auch nicht fehlte, daß von Seiten des weiblichen Personals der Oper dem jungen Musikdirektor nicht unbedenkliche Aufmerksamkeiten erwiesen wurden und namentlich eine nicht im besten Ruf stehende junge Dame offenbar ihre Netze nach mir auswarf, schien diese Sorge Minnas zu einem entscheidenden Entschluß angeregt zu sein. Ich kam auf den Gedanken, am Sylvesterabend auf meinem Zimmer die wunderliche Elite unseres Opernpersonals mit Austern und Punsch zu traktieren. Die Männer waren mit ihren Frauen eingeladen, und nun handelte es sich darum, ob ich auch das unverheiratete Fräulein Planer dazu vermögen würde, an meinem Feste teilzunehmen: mit großer Unbefangenheit nahm sie an und erschien, wie immer, sauber und dezent in meiner Junggesellenwirtschaft, in welcher es bald toll genug herging. Der Wirt war von

mir zuvor von dem Sturm, der in seinem Hause sich erregen würde, benachrichtigt, und wegen des Ersatzes möglicher Schäden an seinem Mobiliar beruhigt worden. Was dem Champagner noch nicht gelungen war, glückte endlich dem Punsch: alle Fesseln der dürftigen Konvenienz, mit welcher meine Gesellschaft sich für gewöhnlich zu behelfen suchen mußte, wurden gesprengt, und allgemeine Liebenswürdigkeit trat, von keiner Seite bestritten, ein. Hier entschied es sich denn nun, durch welch königlich ruhigen Anstand Minna sich vor all ihrer Genossenschaft auszeichnete. Nie verlor sie die würdigste Haltung; niemand wagte sich ihr zutraulich zu nähern; und desto bedeutender, ja endlich völlig ernüchternd, wirkte es dagegen auf alle, als Minna ohne alle Scheu meine freundlichen, ja innigen Zärtlichkeiten erwiderte, wodurch es denn nun der ganzen Genossenschaft klar wurde, welch' besondere, mit keinem anderen Verhältnis zu vergleichende Bewandtnis es zwischen uns beiden hatte. Wir hatten die sonderbare Genugtuung, die übel berufene junge Frau, welche es offenbar auf mich abgesehen hatte, über diese Entdeckung in Krämpfe geraten zu sehen. Von nun an blieb ich mit Minna fortgesetzt in innig befreundetem Verkehr."

Bei ihren Zusammenkünften war ständig eine ältere Kollegin Minnas, Frau Haas, zugegen, die allem Anschein nach die Rolle der Anstandsdame bei den beiden Liebesleuten spielen sollte, wozu sie sich aber bald als ungeeignet erwies, da sie gegen die auch ihr früher erwiesenen Aufmerksamkeiten des jungen Don Juans nicht unempfindlich geblieben

und nun auf die bevorzugte Rivalin eifersüchtig wurde. Um sich dieses letzten Bollwerkes zu entledigen, entwarf nun Wagner einen schwarzen Plan. Wie er ihn durchführte, und auf welche immerhin nicht alltägliche Weise er an das Ziel seiner Wünsche und in das Bett der Geliebten gelangte, schildert er selbst:

„Eines Abends hatte ich versprochen, bei Minna in Gesellschaft der älteren Freundin den Tee zu nehmen. Unvorsichtigerweise hatte ich mich zuvor bei einer Partie Whist engagiert, welche, trotzdem sie mich sehr langweilte, von mir dennoch in der Absicht verlängert wurde, erst spät Minna zu besuchen, um die mir unbequem gewordene Genossin bis dahin entfernt zu wissen. Dies gelang mir nur durch Hilfe geistiger Getränke, und so erlebte ich das Sonderbare, von einer nüchternen Whistpartie in vollkommen berauschtem Zustande aufzustehen, in welchen ich so ganz unmerklich geraten war, daß ich durchaus nicht an ihn glauben wollte. Diese Ungläubigkeit verführte mich, meinen späten Teebesuch noch abzustatten: zu meinem ungeheuren Ärger traf ich die ältere Freundin noch an, was sofort meinen Rausch zum heftigsten Ausbruch brachte; denn als die Dame ihre Verwunderung über mein sonderbar heftiges und abstoßendes Benehmen gegen sie in scherzhaft gemeinten Ausrufen kund tat, verspottete ich sie auf so grobe Weise, daß sie entrüstet sofort das Haus verlies. Ich behielt hierauf nur noch soviel Besinnung, das herzlich verwunderte Lachen Minnas über mein unerhörtes Benehmen wahrzunehmen. In gut gelaunter Ruhe vermochte sie sich dann selbst schnell

zu einem immerhin schwierigen Entschlusse zu fassen, da mein Zustand bald so bedenklich ward, daß, ohne großes Aufsehen zu erregen, an mein Fortgehen oder Nachhausefschaffen nicht zu denken war. Ihr Bedauern mit mir kam dazu; sie verschaffte mir die nötigen Erleichterungen, und da ich bald in tiefen Schlaf versank, räumte sie mir ohne Zagen ihr Bett ein, wo ich dann dem wunderlichen Tagesgrauen entgegenschlief... Ohne leichtfertigen Scherz, ohne Übermut und irgendwelche lustige Laune zu zeigen, frühstückten wir ehrbar und sittsam miteinander, um zu der Zeit des Vormittags, wo dies unter so bedenklichen Umständen ohne Aufsehen möglich wurde, mit Minna einen langen Spaziergang vor die Tore der Stadt zu machen. Dann trennten wir uns, um fortan als offenes Liebespaar frei und ohne Scheu unseren zärtlichen Interessen nachzugehen." —

In künstlerischer Beziehung gipfelte dieser erste Magdeburger Winter in einem mehrabendlichen Gastspiel der Schröder-Devrient, an deren reifer Kunst sich Wagner von neuem berauschte. Diesmal trat er auch mit ihr in näheren persönlichen Verkehr, und sie versprach ihm aus freien Stücken, in seinem Benefizkonzert zu singen. Am festgesetzten Tag fand sie sich auch pünktlich ein, doch die Magdeburger hatten die Ankündigung der berühmten Künstlerin für ein Reklamemanöver des Konzertgebers gehalten und glänzten durch Abwesenheit. Die Devrient fand sich zwar mit Humor in diese ihr ungewohnte Situation und ließ es Wagner nicht entgelten; für ihn aber schwand mit diesem Fehlschlag die letzte Hoffnung, seine Schuldenlast tilgen und sich einen einiger-

maßen erträglichen Abgang von Magdeburg bereiten zu können. Nachdem er seine hartnäckigen Gläubiger mühevoll vertröstet, kehrte Wagner Anfang Mai nach Leipzig zurück, um dort das Geld zu beschaffen. Minna verblieb zunächst noch in Magdeburg, da das Schauspiel noch nicht geschlossen, versprach ihm jedoch, ihn in kurzem auf der Reise zu ihren Eltern zu besuchen, um mit ihm gemeinsame Pläne für die kommende Saison zu schmieden. Schon am 6. Juni (1835) konnte Wagner aus Leipzig an Apel melden: „Minna war hier und setzte sich mir zulieb drei Tage hierher beim schlechtesten Wetter, ohne irgendwohin auszukommen, nur um mich zu genießen: — so etwas rührt; — es ist merkwürdig, welchen Einfluß ich auf das Mädchen gewonnen habe; — Du solltest die Briefe lesen; — sie brennen vor Feuer, und daß ihr das nicht angeboren ist, wissen wir beide. — Sie grüßt Dich.“ — Minna hatte sich zu ihrer Familie nach Dresden begeben. Hierhin zog es nun natürlich auch Wagner mit allen Lockungen der Liebessehnsucht. Endlich bot ein Musikfest in Dessau den heißbegehrten Vorwand, sich von Leipzig und den Seinen unauffällig entfernen zu können. Er traf Minna bereits zur Rückreise nach Magdeburg gerüstet, bestimmte sie jedoch zu einem gemeinsamen Ausflug in die sächsische Schweiz, der mit seinen sorglos frohen Liebesstunden und romantisch durchwachten Sommernächten noch viele Jahre in ihrer Erinnerung lebendig blieb.

Auch Wagner hatte der Geliebten wegen wieder mit Direktor Bethmann für den Winter abgeschlossen und traf im Herbst 1835, nachdem Freund Apel ihn

durch 400 Taler von seinen dortigen Peinigern befreit hatte, in Magdeburg ein. Künstlerisch stand die Oper diesmal auf weit höherer Stufe, namentlich dank einiger glücklicher Engagements, die Wagner im Auftrag des Direktors während des Sommers vorgenommen hatte. Zu diesen zählte auch Minnas jüngere Schwester Amalie Planer. „Ich engagierte das Mädchen mit ihrer schönen Altstimme und habe ihr jetzt den Romeo einstudiert; — eine solche Sensation, wie sie, hat wohl noch selten eine Anfängerin gemacht; — die Leute waren wie rasend; die Oper mußte gleich bei einem brechend vollen Hause wiederholt werden, und der Lärmen war ähnlich wie bei der Devrient." Wagners Verhältnis zu Minna war unverändert, höchstens wirkte die längere Anwesenheit ihrer „bedenklich auf das Liebesverhältnis blickenden" Mutter etwas störend ein und drängte zu einer ernstlichen Lösung hin. Über Richards damalige Gefühle für Minna geben uns seine Briefe an Apel ein weit zuverlässigeres und aufrichtigeres Bild als die Autobiographie. Dort schreibt er dem Freund: „Mehr als alle Begriffe der Moralität macht auch mich die Liebe kräftig; eine hohe, sentimentale Liebe würde mich jetzt entnerven — die meinige macht mich froh und heiter." . . . „Mache Dir über Minna keine zu großen Grillen — ich überlasse alles dem Geschick. Sie liebt mich, und ihre Liebe ist mir jetzt viel wert; sie ist jetzt mein Zentralpunkt, gibt mir Konsistenz und Wärme; ich kann ihr nicht entsagen. Ich weiß nur soviel, lieber Theodor, daß Du das Süße eines solchen Verhältnisses noch garnicht kennst; es ist nichts Gemeines, Unwür-

diges oder Erschlaffendes dabei; unser Epikuräismus ist rein und kräftig; nicht die erbärmlichen Nebenverhältnisse; wir lieben uns und glauben uns, das Übrige überlassen wir dem Geschick; das kennst Du nun nicht, und so kann man auch nur mit einer Schauspielerin leben; diese Hinwegsetzung über die Bürgerlichkeit kann man nirgends anders finden, als da, wo der ganze Boden phantastische Willkür und poetische Lizenz ist."

Ein äußerer Vorfall sollte bald den Liebesbund noch enger knüpfen. Minna fühlte sich am Magdeburger Theater zurückgesetzt, da eine Rivalin, die Gemahlin des Oberregisseurs, bei Verteilung der Rollen sie benachteiligte, und folgte einer Gastspielaufforderung an das Königstädtische Theater in Berlin. Richard war in Verzweiflung. „Minna ist gestern früh nach Berlin gereist," schreibt er an Apel, „wie mir's zu Mut ist, kann ich Dir nicht beschreiben; das ist nicht Verliebtheit — das ist wohl Liebe. Sie gastiert dort; — vielleicht bleibt sie auch, da sie hier mit einer Mad. Grabowsky in mannigfache Kollisionen gekommen ist. — Wie mir das nun ist! Mein Gott! Mein Gott! — Wenn ich modern sein wollte, wäre jetzt wohl der rechte Zeitpunkt da, den ich zur Trennung benutzen könnte; aber da sitzt's. Mir ist das Herz gebrochen, recht bürgerlich gebrochen." Mit flammenden Worten dringt er brieflich in Minna, zu ihm zurückzukehren, stellt ihr einen förmlichen Heiratsantrag und schließt mit der drastischen Drohung, daß er, wenn sie sich weigere, „sich dem Trunk ergeben und so schnell als möglich zum Teufel gehen werde." — „Du hättest mich,"

vertraut er Apel an, „die 14 Tage über sehen sollen, die Minna von mir entfernt war; du großer Gott, was hat mich das Mädchen, ohne daß sie es wirklich darauf abgelegt hat, gefesselt! . . . Mein Schwager Wolfram war gleichzeitig mit ihr in Berlin, wohnte mit ihr in einem Gasthaus und war ihr stündlicher Begleiter und Beschützer, und er, der durch meine Familie anfangs schrecklich gegen sie eingenommen war, ist so von ihrer Liebe zu mir und durch ihr musterhaftes Betragen umgewandelt worden, daß er mir schreibt: „Bleibe ihr treu — wenn es eine verdient, so verdient sie es. Sie hat Sensation in Berlin gemacht, mehr als vier Partien, die sich ihr augenblicklich darboten, hat sie ausgeschlagen. O Teufel, das rührt einen!“ Nachdem Wagner noch Minnas Streitpunkte mit der Direktion beigelegt hatte, verzichtete sie seinetwegen auf das ihr in Berlin angebotene glänzende Engagement und kehrte nach Magdeburg zurück. Bei schrecklichem Winterwetter fuhr er in tiefer Nacht mit Extrapost der Geliebten entgegen, um sie unter Freudentränen im Triumph wieder in das ihnen so lieb gewordene Magdeburger Heim zurückzuführen. „Es soll mir jetzt noch einer kommen und über meine Liebe zu Minna die Nase rümpfen, dem schlage ich sie ein. Gott weiß, wie und was ich jetzt ohne sie wäre!“

Doch die Magdeburger Herrlichkeit nahm bald ein Ende mit Schrecken. Das Theater geriet in vollständigen Bankrott, und auch die Hoffnungen Wagners, durch die ihm zugesagte Benefizvorstellung seines „Liebesverbots“ die wieder zu bedrohlicher

Höhe angewachsene Schuldenlast tilgen zu können, fanden durch die vor Beginn der Aufführung unter dem Personal ausbrechende Keilerei, wobei die Hauptdarsteller verletzt und am Auftreten verhindert wurden, ein tragikomisches Ende. Minna half dem Geliebten in seiner bedrängten Lage, so gut sie konnte, und es gelang ihr auch, die drohende Schuldhaft von ihm abzuwenden; doch an eine Befriedigung der Gläubiger war nicht zu denken. In kluger Voraussicht hatte sie inzwischen mit dem Theater in Königsberg abgeschlossen, da der Direktor sich verpflichtet hatte, die Musikdirektorstelle, deren Freiwerden nahe bevorstand, Wagner offenzuhalten. In wehmütiger Stimmung nahmen die beiden Liebenden voneinander Abschied, und Minna trat die beschwerliche Reise nach dem Osten an, in der Hoffnung, den Geliebten bald an ihre Seite rufen zu können.

Doch die Königsberger Theaterverhältnisse waren für Wagner sehr wenig verheißungsvoll. Der bisherige Musikdirektor, der bereits nach Riga engagiert war, aber sein Amt wegen Verzögerung des dortigen Theaterneubaues nicht antreten konnte, klammerte sich mit Zähigkeit an seinen Königsberger Posten, an den ihn überdies zarte Liebesbande zur Primadonna der Oper fesselten, und intrigierte nun natürlich aus Leibeskräften gegen seinen schon designierten Nachfolger. Trotz dieser wenig erfreulichen Aussichten trat Wagner, der sich in der Ferne in grundloser Eifersucht um Minna verzehrte, am 7. Juli 1836 die Reise an. Da Minna beim Theater sehr beliebt war, so fand auch er, als ihr offizieller Bräutigam, gute Aufnahme; aber das Deprimierende

seiner Stellung, die trübselige Rolle, die er als der auf sein Amt wartende Liebhaber Minnas spielen mußte, die gegen ihn angezettelten Intrigen und die ganze trostlose Umgebung trieben ihn zur Verzweiflung. Das einzige, was ihn aufrechterhielt, ihn diese unwürdige Lage ertragen ließ, war seine Liebe zu Minna. Aber auch hier stand er unsinnige Qualen aus und verbitterte durch seine Eifersucht, die natürlich bei einer so gefeierten Schauspielerin stets neue Nahrung zu finden wähnte, ihr und sich die Stunden des Zusammenseins, zumal ihm seine Eigenschaft als Liebhaber der Welt gegenüber kein verbrieftes Recht auf Minna verlieh, ja sogar deren Stellung noch erschütterte. Eine Fortdauer dieser Zustände wurde immer unmöglicher, und Wagner beschloß, durch die gesetzliche Legalisierung ihres Verhältnisses alledem ein Ende zu machen. „Um uns ein Recht zur Eifersucht, d. h. zur Abwehr jedes anderen von dem begehrten Gegenstande zu sichern," schreibt er später einmal in Rückblick auf diese Tage an Minna, „gehen wir ohne Besinnung und ohne Erwägung dessen, ob andere Umstände uns dies gestatten, ja selbst ohne Rücksicht darauf, ob wir dadurch das Glück des begehrten Gegenstandes unsres eigensüchtigen Verlangens sichern oder nicht vielmehr äußerst gefährden, auf Bündnisse und Veranstaltungen ein, die eben keinen andern Zweck haben, als uns zu einem rechtmäßigen Besitzer zu machen. Hierauf gründen sich alle Ehen aus sogenannter Liebe. Es wird dabei auf die äußeren Umstände keine Acht gehabt; ein einfacher Überblick, eine ruhige Erwägung sagt uns, daß vielleicht eben jetzt

unter den obwaltenden Umständen, bei der Mißlichkeit der äußeren Lage und aller darauf bezüglichen Verhältnisse, die Folgen der leidenschaftlich betriebenen Heirat unausbleiblich verwirrend, betrübend, not- und sorgenvoll sein müssen. Die blinde Sucht nach dem ungeschmälerten Besitz des anderen verwischt aber alle Vernunft: der Eigensinn siegt und — die Folgen: Kummer, Not und schwere Schicksale, wie sie eine unreife, bürgerlich gänzlich unbegründete, äußerlich höchst mißliche Lage unabwendbar herbeiführen, bleiben nicht aus und werden umso empfindlicher und gestalten sich umso leidenvoller, je lebhafter und leidenschaftlicher die Individuen sind, die sie sich zuziehen."

Ein gemeinsamer älterer Freund, der Theatermäzen Abraham Moeller, legte sich ins Mittel und ermöglichte Wagner zunächst die Ausführung seines Planes. Er setzte auf Grund eines Engagementsangebots für die beiden aus Danzig bei der Theaterdirektion durch, daß Wagner von Ostern 1837 ab bestimmt als Musikdirektor angestellt und daß beiden eine Hochzeits-Benefizvorstellung unter Wagners Direktion gewährt wurde. Hierfür wählte Wagner „Die Stumme von Portici", in der Minna die Rolle der stummen Fenella darstellte. Mancherlei Schwierigkeiten bereitete die Herbeischaffung der zur Eheschließung erforderlichen Papiere, da Wagner nach preußischem Gesetz noch nicht als volljährig galt. Freund Moeller wußte auch hier die Hindernisse zu überwinden. Da die schließlich beigebrachten Schriftstücke kaum bekannt sind, seien sie hier nach den Kirchenbüchern der Tragheimer Vorstadtkirche wie-

dergegeben. Die Einwilligung von Minnas Eltern lautet:

Tragheimer Trauungsregister 1836 Nr. 22.

Dresden den 27. Oktober 1836

Verehrter Herr Musikdirektor!

Ihr geehrtes Schreiben vom 9ten dies. Mon. haben wir richtig erhalten und säumen nicht länger, dasselbe zu beantworten. Allerdings wurden wir durch die Nachricht, die Sie uns darinnen gaben, überrascht; aber unsere Freude wurde deshalb nur größer und für unsere Herzen wohlthuender. Mit innigem Vergnügen geben wir zu Ihrer ehelichen Verbindung mit unserer geliebten Tochter Minna unsere volle Zustimmung und hiermit unseren elterlichen Segen aus der Ferne, und haben zu Ihnen das gute Zutrauen, daß Sie durch wahre und treue Liebe unsere gute Tochter gewiß glücklich machen werden, sowie wir auch diese herzlich bitten und ermahnen, stets und in allen Verhältnissen des Lebens den Pflichten nachzukommen, die sie in der Stunde ihrer ehelichen Einsegnung vor Gott dem Allwißenden übernehmen wird. Gewiß, unsere herzlichsten und aufrichtigsten Wünsche werden Euch Beide bei diesem so wichtigen Wendepunkte des Lebens segnend begleiten, und nichts soll uns größere Freude bereiten, als wenn wir recht bald in Ihnen und unserer Tochter ein glückliches und zufriedenes Ehepaar in unserer Mitte begrüßen können. So leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie unsere liebe Minna

von uns und den Ihrigen, die sich auch Ihnen empfehlen, und denken Sie stets mit Liebe an

Ihre

Sie segnenden Schwiegereltern

Gotthelf Planer

Christiana Planer

Daß Herr Planer und dessen Ehegattin ihre Zustimmung zur Verbindung ihrer Tochter Minna mit Herrn Musikdirector Wagner in Königsberg vor mir gegeben haben und sich deshalb auch im vorliegenden Schreiben eigenhändig unterzeichneten; Solches bescheinigt andurch der Wahrheit gemäß
sub. fide pastorali

Dresden am 27. Oktober 1836

(L. S.) Gustav Wilhelm Steinert, P.
Waisenhausprediger.

Das in Magdeburg, als Wohnort des letzten Jahres erfolgte öffentliche Aufgebot wird folgendermaßen bestätigt:

Daß der Musikdirector am Theater zu Königsberg in Preußen Herr Wilhelm Richard Wagener mit seiner verlobten Jungfrau Christine Wilhelmine Planer in der St. Ulrichs Kirche der Parochie, worin beyde Verlobte während ihrer Anwesenheit in Magdeburg ohne Einsage an den Sonntagen d. 23,

30 Oktober u. den 6. November aufgeboten sind, wird hiermit bescheinigt

Magdeburg den 6. November 1836

(L. S.) J. N. Jütz

Pastor an der Kirche zu St. Ulrich.

Die Trauungsurkunde selbst schließlich hat folgenden Wortlaut:

Juram. cölibatis

Ich Wilhelm Richard Wagener

Ich Christine Wilhelmine Planer

schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß da ich

die demoiselle Christi. Wilhelmine Planer

den H. Wilhelm Richard Wagener

zu heiraten Willens bin, ich nirgend verheiratet gewesen noch mich mit irgend einer anderen Person öffentlich im Beisein eines Predigers versprochen habe. So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum. Amen.

Wilhelm Richard Wagner. Musikdir.

Christine Wilhelmine Planer

---

175 Wilhelm Richard Wagener den vier- u. zwanzigsten November ist der Musikdirector am hiesigen Theater H. Wilhelm Richard Wagener 24 Jahre alt,

mit Demoiselle Christine Wilhelmine Planer 23 Jahre alt, des in Dresden annoch lebenden Mechanikus H. Gotthilf Planer 3t. Tochter kopuliert worden.

Sponsus hat noch eine Mutter am Leben in Dresden und versichert den 22t. Mai 1812 geboren zu sein. Sponsa hat die Einwilligung ihrer Eltern de dato Dresden d. 27. Oktober c. erhalten, welches vom dortigen Waisenhausprediger Steinert bescheinigt ist und ist ad acta genommen. Das Proclamations-Attest aus Magdeburg vom 6. November ist beigebracht und ebenfalls beigelegt.

* * *

Es muß auffallen, daß die Zeitangaben sämtlich unrichtig sind: der Ehemann ist ein Jahr älter, die Braut vier Jahre jünger, als das wirkliche Alter gerechnet; bei ihm wohl der Mündigkeit wegen, bei ihr nach holder Frauen Art.

Die Trauung fand schließlich am 24. November 1836 in der Tragheimer Kirche statt, nachdem die Benefizvorstellung am Polterabend künstlerisch wie pekuniär zu voller Zufriedenheit verlaufen war. Ein üppiges Festmahl im neuen Heim der Jungvermählten beschloß den bedeutungsvollen Tag. Zur Erinnerung erhielt jeder der Gäste ein Taschentuch aus rosa Damast, dem nachstehender lyrischer Erguß eines ungenannten Festdichters aufgedruckt war:

An Fräulein Minna Planer bei ihrem Vermählungs-Feste mit dem Musikdirektor Herrn Richard Wagner.

Wenn Dir die Kunst auch holde Blumen windet
Zum Kranze, der Dein Haupt so freundlich schmückt,
Wenn Deine Leistung Anerkennung findet
Und ungeteilter Beifall Dich entzückt! —
So welkt der Lorbeer; Ruhm und Schönheit schwindet,
Nur Liebe ist's, die ewig uns beglückt,
Darf erst zum Lorbeer sich die Rose neigen,
Dann nennst Du wahres Glück mit Recht Dein eigen!

Wohl Dir! — Du hast den treuen Freund gefunden,
Der Lust und Leid mit Dir von Herzen teilt;
Und neben Deinem Leben trübe Stunden,
Als Trost und Schirm an Deiner Seite weilt.
Wenn Neid und Undank je Dein Herz verwunden,
Führt Liebe Dich, die alle Schmerzen heilt;
Doch wollen Freundeswünsche auch begleiten
Den Herzensbund, und Segen Euch bereiten.

So wandle, holde Künstlerin, durchs Leben
Indem Dir Kunst und Liebe Blumen streu'n;
Recht lang mögst Du, die Grazien umschweben,
Noch Königsberg durch Dein Talent erfreu'n.
Du kannst dem Bild des Dichters Leben geben,
Wir müssen selbst als „Stumme" Dank Dir weih'n;
So mög' uns Deines Geistes schönes Walten
In mancher Blüte herrlich sich gestalten.

Wenn dann Dein Gatte hier im Reich der Töne,
Uns leitet in der Harmonien Land;
So stellst Du uns des hohen Dichters Schöne
Lebendig dar im Bild, das er erfand.
Daß manchen Dichter auch der Lorbeer kröne
Reicht ihm der Künstler gern die Bruderhand;
Was Schiller, Goethe, Lessing Hohes sangen
Mög' oft durch Dich als Wahrheit uns umfangen.

Mit bewundernswertem Mut hatten sich hier zwei Menschen in den denkbar ungünstigsten äußeren Verhältnissen fürs Leben zusammengeschlossen. Er: ein kühner Weltenstürmer, der sich ohne Besinnen und Bedenken seinen Stimmungen und Leidenschaften hingab und den Forderungen des praktischen Lebens gegenüber hilflos war, ganz Temperament und Ekstase; sie: eine lebenskluge ruhigere Natur, die von frühester Jugend auf gezwungen war, die Sorge um das tägliche Brot als allmächtigen Lebensfaktor anzuerkennen und dem hierfür Ausschlaggebenden zu Zeiten Zugeständnisse zu machen. Eine harte Jugend hatte Minna hinter sich; der Vater war durch geschäftliche Fehlschläge verarmt und die Kinder mußten schon frühzeitig mithelfen, den Lebensunterhalt zu verdienen. So kam sie noch jung und unerfahren mit den Nachtseiten des Lebens in enge Berührung. Minna, die früh entwickelt und von auffallender Anmut war, konnte sich der zudringlichen Männerwelt nur schwer erwehren. Schließlich gelang es einem adligen Lebejüngling, das junge Mädchen zu betören, worauf er sich natürlich schleunigst empfahl. Die kaum Siebzehnjährige ward Mutter eines Töchterchens. Jetzt sah sich Minna, die in keiner Weise von dem Verführer Recht erlangen konnte, natürlich noch zwingender vor die Notwendigkeit gestellt, sich in selbständiger Stellung den Lebensunterhalt zu verdienen. Durch gute Beziehungen gelang es ihr, dank ihrer reizvollen Erscheinung, bald ein Engagement am Theater in Dessau zu erhalten. Nicht aus Leidenschaft war sie zur Bühne gegangen, sondern weil sie in der theatralischen Laufbahn den

schnellsten Weg zu sehen glaubte, zu einer reichlichen Versorgung zu gelangen. Wie mutig und zielbewußt sie ihrem Plane nachging, bezeugt ihr Verhalten gegen ihren Bruder. Sie selbst erzählt in einem Briefe an Apel: „Jener sollte in Leipzig studieren, meine Eltern aber konnten ihn nicht unterstützen, ich übernahm es, in Zeiten, wo es mir bei dem schlimmen Kassenbestand der Theaterdirektion oft an 4 Groschen fehlte, um Mittagessen holen zu lassen; ich versetzte denn meine Ohrringe und dergl, die mir für das Theater oft unentbehrlich waren, schickte das Geld meinem Bruder, der dafür etwas lernen sollte, und behielt mir nur drei Pfennige zurück, um mir davon ein Brötchen zu kaufen, das ich auf einem Spaziergang um die Stadt als Mittagsmahl verzehrte, während ich meinen Wirtsleuten vorgegeben hatte, daß ich irgendwo zu Tisch ausgebeten sei.“ Von dem Theaterflitter und dem leichtlebigen Treiben der Kollegen hielt sich Minna fern und wußte, ohne jemals eine Spielverderberin zu sein, in jeder Situation ihre Stellung zu wahren. Nur den für ihr Fortkommen ausschlaggebenden Persönlichkeiten gegenüber trat sie in kluger Berechnung aus ihrer vornehmen Zurückhaltung heraus und erlaubte diesen, in dem Bestreben, sich ja keine von ihnen zum Feinde zu machen, Freiheiten und Vertraulichkeiten, die sich eben nur bei Minnas Auffassung als Mittel zum Zweck, als geschäftliche Klugheit, harmlos deuten ließen.

Hatte schon vor der Verheiratung bei Wagners grenzenloser Eifersucht dieses Verhalten Minnas zahllose stürmische Auftritte zwischen ihnen hervorge-

rufen, so ward es in der Ehe noch schlimmer. „Ihre sonderbare Toleranz gegen gewisse Vertraulichkeiten und Zudringlichkeiten der von ihr dafür angesehenen Protektoren des Theaters selbst gegen ihre Person, verletzten mich im höchsten Grad; und zur Verzweiflung brachte es mich, gegen meine Vorwürfe hierüber sie die ernstliche Miene der Beleidigten annehmen zu sehen... Um mich in die vollste Verwirrung zu bringen, brauchte Minna mich nur darauf hinzuweisen, daß sie im bürgerlichen Sinn wirklich vorteilhafte Bewerbungen zurückgewiesen hatte, während sie dem Ungestüm des jungen besitzlosen, übel versorgten Menschen, dessen Talent noch keine der Welt gültige Probe bestanden, mit freundlicher Teilnahme und Hingebung gewichen war. Hauptsächlich aber schadete mir die tobende Heftigkeit meiner Worte und Sprache, durch welche die Geschmähte sich so stark verletzt fühlte, daß ich beim Innewerden dieser Übertreibung stets nur auf die Begütigung der Gekränkten angewiesen blieb. Somit endigten diese Auftritte stets zum äußerlichen Vorteil der weiblichen Partei.“ Die trostlosen äußeren Verhältnisse — das Königsberger Theater stand, als Wagner endlich sein Amt antreten konnte, vor dem Zusammenbruch — und eine zunehmende Schuldenlast trugen noch zur Verstärkung der häuslichen Mißhelligkeiten bei. Je weniger es Wagner vergönnt war, im Verlauf des Winters zur Aufrechterhaltung des Wohlstandes ihrer bürgerlichen Lage beizutragen, desto mehr glaubte Minna durch Geltendmachung ihrer persönlichen Beliebtheit diese nötige Sorge übernehmen zu müssen. Die Folge waren beständige Eifersuchts-

szenen, die einen solchen Grad erreichten, daß Minna wiederholt in Krämpfe verfiel. Das Zusammenleben wurde immer mehr zur Marter, bei der sich beide Teile fruchtlos aufrieben. Ein äußerer Vorfall führte schließlich zur Katastrophe. „Allerdings war in jener bedenklichen Zeit meine Liebe zu Richard aus mir geschwunden, doch glaube ich nicht, daß es soweit gekommen wäre, wenn nicht zu gleicher Zeit ein in wohlgeordneten reichlichen Verhältnissen lebender Mann sich mir mit einem so starken Anscheine herzlicher und bekümmerter Teilnahme für meine leidende Lage näherte, und diese Teilnahme mir auf so verführerische Weise beteuerte, daß ich unter all diesen gegenseitigen Eindrücken für einige Zeit ins Schwanken geriet und in Richards Liebe zu mir, da sie sich namentlich nur in so verletzenden Exzessen gegen mich kund tat, daß ich sie kaum mehr erkennen konnte, keine hinreichende Entschädigung für all das Elend zu ersehen vermochte, welches diese unglückliche, eigensinnige Heirat zur Unzeit über uns beide gebracht hatte."

Minna entwich eines Morgens, während Wagner in der Theaterprobe war, mit Hilfe dieses neu gewonnenen Vertrauten, eines reichen Kaufmanns, namens Dietrich, heimlich aus Königsberg und flüchtete zu ihren Eltern nach Dresden. Vergebens suchte Wagner die Flüchtige einzuholen; unverrichteter Dinge mußte er, da die Geldmittel durch die vielen Extraposten erschöpft waren, nach Königsberg zurückkehren. Doch hier konnte seines Bleibens nicht mehr sein. Mühevoll verschaffte er sich mit Moellers Hilfe in aller Heimlichkeit, um den Nachstellungen

der Gläubiger zu entrinnen, das nötige Geld und verließ am 3. Juni die Stadt, in der er soviel Widerwärtiges hatte erdulden müssen. Die Nachricht, daß Minna nur ein Stück Weges von Dietrich geleitet worden und sich zu ihren Eltern gewandt hatte, ließ ihn alles in versöhnlicherem Licht sehen, und gepeinigt von heftigen Selbstvorwürfen langte er endlich in Dresden an. Zunächst schien sich alles zum Guten zu wenden. Minna ließ sich bewegen, mit ihm nach Blasewitz überzusiedeln, um dort die Zeit bis zum Antritt eines neuen Engagements in Riga, das Wagner soeben abgeschlossen hatte, abzuwarten. Da erschien jener Herr Dietrich in Dresden, und die arme Frau, die, durch die schlimmen Königsberger Erfahrungen gesundheitlich gebrochen, an sich und Richard irre geworden war und auch für die Zukunft bei Wagners Naturell und den trostlosen pekuniären Verhältnissen keinen Hoffnungen Raum gab, ließ sich betören, schenkte seinen Beteuerungen Glauben und trennte sich wiederum von ihrem Gatten. Wagner, der bald erfuhr, daß sich Minna mit ihrem Entführer längere Zeit in einem Hamburger Hotel aufgehalten, blieb nichts anderes übrig, als durch Moeller beim Königsberger Gericht die erforderlichen Schritte zur Scheidung seiner Ehe einleiten zu lassen.

Mitte August 1837 traf Wagner in Riga ein, um sein Amt am neuen Theater unter Holteis Leitung, die zu den besten Erwartungen berechtigte, anzutreten. Doch das Ausbleiben der Primadonna verursachte große Repertoireschwierigkeiten. Da schlug Wagner dem Direktor das Engagement seiner Schwä-

gerin Amalie Planer vor, der er noch aus der Magdeburger Zeit aufrichtige Freundschaft bewahrte und mit der er erst kürzlich auf der Reise nach Riga in Berlin zusammengetroffen war. Durch sie erhielt er auch Nachrichten von Minna; sie berichtete, daß diese in „leidendem traurigen Zustand zu den Eltern zurückgekehrt und von harter Krankheit erfaßt sei." Als Wagner hierauf kalt und ablehnend antwortete, wandte sich Minna selbst in einem wahrhaft erschütternden Brief an ihn, in dem sie ihm offen ihre Untreue eingestand. „Wie sie zu dieser durch Verzweiflung getrieben worden, sei sie jedoch ebenfalls durch Verzweiflung über das Unglück, in welches sie sich gestürzt, von diesem Wege wieder abgekommen. Andeutungen ließen schließen, daß sie über den Charakter ihres Verführers getäuscht worden, und durch Erkenntnis ihrer abscheulichen Lage in einen moralisch wie körperlich höchst leidenvollen Zustand verfallen war, aus welchem sie sich nun krank und elend zu mir zurückwandte, um, ihre Schuld bekennend, meine Verzeihung zu erbitten und unter allen Umständen mir zu versichern, daß sie erst jetzt zur wahren Erkenntnis ihrer Liebe zu mir gelangt sei." Wagner rief die Bittende zu sich, am 19. Oktober traf sie mit der Schwester bei ihrem Gatten ein. Ein Schleier tiefen Vergessens senkte sich auf das Leid des vergangenen Jahres herab. Liebe, Treue und Glauben kehrten wieder in ihre Herzen ein, und die Jugendprüfungen waren überstanden. Durch die schmerzlichen Erfahrungen waren beide erst zum wahren Glück herangereift, an die Stelle wilder Leidenschaften war jetzt echtes Gefühl getreten, das

Dauer verhieß und sie befähigte, allem Leid, das die Zukunft noch bringen sollte, mutig die Stirn zu bieten.

Die zuversichtliche Stimmung, mit der Wagner sein Amt in Riga angetreten, wich aber durch die sich auch hier bald auftürmenden Hindernisse und künstlerischen Enttäuschungen einer tiefen Depression. Das Elend der kleinen Provinzbühnen widerte ihn an. Hier konnte ihm, davon war er jetzt fest überzeugt, das Heil nicht kommen. Seine Blicke richteten sich nach Paris, das damals die Schwelle zu jeder Künstlerlaufbahn bedeutete. In kühnem Glauben und Vertrauen auf die eigene Kraft und seine halbfertige Oper „Rienzi" ward die Reise nach Paris beschlossen. Ein viermaliges Gastspiel Minnas am Rigaer Theater und der Ertrag eines Benefizkonzertes verschaffte die notwendigsten Geldmittel. So wurde Ende Juni 1839 die nicht ungefährliche Flucht — der Gläubiger wegen mußte die Abreise und Grenzüberschreitung heimlich geschehen — angetreten, und nach einer gefahrvollen stürmischen Seefahrt endlich nach dreieinhalb Wochen die englische Küste erreicht. Nach achttägiger Erholung in London ging es über den Kanal nach Boulogne-sur-mer. Auf der Überfahrt machte Wagner in zwei jüdischen Damen: Frau Manson und Tochter eine für ihn sehr wertvolle Bekanntschaft. Diese Damen kannten nämlich Meyerbeer, der sich damals in Boulogne aufhielt, und gaben ihm ein Empfehlungsschreiben an den Maestro mit. Wagner sah sich dadurch veranlaßt, zunächst in Boulogne zu bleiben, um die für seine Pläne in Paris nicht hoch genug zu

veranschlagende Protektion Meyerbeers zu gewinnen, was dem damals noch gänzlich unbekannten jungen deutschen Musiker ohne diese private Empfehlung wohl schwerlich so leicht gelungen wäre. Arm an Geld, aber um so reicher an hochfliegenden Erwartungen trafen Wagner und Minna am 19. September 1839 endlich am Ziel ihrer Wünsche: Paris, ein. Wie furchtbar diese getäuscht wurden, welch verzweifeltes Ringen der mittellose junge Künstler hier gegen die nur mit Gold zu überwindenden feindlichen Mächte ausfechten mußte, bis ihm endlich nach zweieinhalb Jahren das in der Fremde vergeblich erstrebte Heil aus der Heimat zuteil wurde, ist bekannt. An Minna hatte Wagner während dieser verzweiflungsvollen Jahre eine treue aufopfernde Gefährtin, die jede Notlage, ohne zu klagen, mit ihm teilte und durch ihr häusliches Geschick und ihr sparsames Wirtschaften manche kritische Situation überwand. Ein prachtvolles Zeugnis ihrer fürsorgenden Liebe und zugleich einen untrüglichen Beweis für ihr Verständnis und ihren unerschütterlichen Glauben an Richards Künstlertum besitzen wir in ihren Briefen an Apel, an den sie in höchster Notlage, da Richard bereits im Schuldgefängnis sitzt, einen verzweifelten Hilferuf richtet: „Hätte ich selbst die Mittel, mich von Paris zu begeben, so würde ich doch nun und nimmermehr Richard in dieser Lage verlassen, denn ich weiß, er ist nicht durch Leichtsinn in dieselbe geraten, sondern das edelste und natürlichste Streben eines Künstlers hat ihn so weit gebracht, wie ohne besondere Hilfe leider wohl jeder kommen mußte. Ich hatte nur nach großem

Widerstreben in seinen Plan gewilligt, nach Paris zu gehen; je vertrauter ich jedoch nun mit seinem hiesigen Vorhaben geworden bin, je mehr sehe ich ein, daß es nur an Mangel einer hinreichenden Unterstützung liegen wird, wenn er hier zugrunde geht und sein Ziel nicht erreicht, was ihm sonst beschieden sein könnte. . . . Glauben Sie mir, daß ich für gewöhnlich Richards exaltierte Hoffnungen nicht teile; jetzt aber weiß ich aus seiner eigenen Bekannten Munde, daß er nur noch einen Schritt vorwärts zu tun hat, um an sein Ziel zu kommen! . . . In Richard ist ein schönes Talent zu retten, das seinem Untergange nahe gebracht wird, denn schon ist er so weit, allen Mut aufzugeben; ohne dem ist seine höhere Bestimmung verloren. Es ruht vielleicht eine schwere Verantwortung auf denen, die sich jetzt achselzuckend von ihm wenden. Ich kann ihn nicht aufgeben; deswegen bin auch ich vielleicht die Einzige, die am lebhaftesten fühlt, wie schmachvoll es ist, ihn verkommen zu lassen." — Richards eigene Stimmung offenbaren Tagebuchblätter aus damaliger Zeit. „Wie das künftigen Monat werden soll," heißt es da am 29. Juni 1840, „weiß ich nicht; habe ich bisher Angst gehabt, so faßt mich nun bald Verzweiflung . . . Alle Quellen sind schon erschöpft; meiner armen Frau halte ich immer noch geheim, daß es schon so schlimm steht; — ich hoffte immer, Laube sollte mir bis dahin schicken; ich hätte ihr dann erst entdeckt, wie wir ohne den auf nichts zu rechnen gehabt hätten und ich's ihr verheimlicht habe, um ihr von Sorgen schon ganz zerrüttetes Wesen nicht noch mehr zu ängstigen. Damit wird es aber nun wohl

nichts werden. Den ersten kann ich es nicht mehr verheimlichen. Hilf Gott, das wird ein schrecklicher Tag werden, wenn nicht Hilfe kommt!“ Am nächsten Tag fährt das Tagebuch fort: „Hab' heut' meiner Frau auf dem Spaziergang erklärt, wie wir mit unsern Geldangelegenheiten stehen; ich bedaure die Arme im Grunde der Seele! Es ist ein trauriger Akkord! — Will arbeiten!

Nun ist es aus das schöne Lied,
Das Lied von meiner Jugend;
Die ich geliebt, ist nun mein Weib,
Ein Weib voll Güt' und Tugend.

Ein gutes, tugendhaftes Weib
Ist eine gute Gabe;
Sie ist mir mehr als Zeitvertreib,
Sie ist all' meine Habe.

Ich wünsche jedem gleiches Glück,
Ich gäb' es selbst nicht weiter;
Doch denke ich zehn Jahr zurück,
So macht ich's doch gescheidter!“

Ein Lichtblick in dem einförmigen Düster der Pariser Tage war der vertraute Verkehr Wagners mit seiner Stiefschwester und Kindheitsgespielin Caecilie, die in Paris an den Buchhändler Eduard Avenarius verheiratet war. Auch Minna schloß sich eng an die junge Frau an, und der kleine Maxel war ihre ganze Seligkeit. Ihr, wie Richard, die Kinder so liebten, sollte ja leider der sehnsüchtigste Elternwunsch unerfüllt bleiben. Die Briefe Wagners und Minnas nach der Rückkehr nach Dresden an die in Paris zurückgebliebene Schwester spiegeln die wohl-

tuende Herzlichkeit und Innigkeit des in Paris geschlossenen Freundschaftsbundes. „Lebhaft wie selten ein Ereignis aus meinem Leben steht mir die Stunde und der Augenblick unseres Abschieds vor der Seele; er wird mir unvergeßlich bleiben. Nie ist uns ein Abschied schwerer geworden, als der von Paris. Gott! was sind alle Leiden, die wir dort ausstanden, gegen das Bewußtsein so innig geschlossener Freundschaft, die wir von dort mit uns nahmen!“ . . . Und nach dem „Rienzi“: „Und wir beide, wie oft und mit welchen Gefühlen denken wir an Euch alle: gewiß, ich wollte bereits, berauscht von all' dem Erhebenden, was mir hier widerfahren ist, die jetzt verlebte Zeit die glücklichste meines Lebens nennen, als bittere Tränen mich Lügen straften und mir die Unvollkommenheit meines Glückes zu Gemüte führten, da Ihr, Ihr uns dabei fehltet. Jesus Christus! Was hätte ich darum gegeben, hätte ich Euch hier haben können: denn wißt nur: wir sind immer noch verwaist: des Abends sitzen wir allein, allein, und niemand tritt ein, wie sonst: ach! wie können doch die trübsten Lagen des Lebens so süße Erinnerungen hinterlassen!“ Vergleicht man hiermit die geringschätzende, um nicht zu sagen gehässige Art, in der Wagner in der Autobiographie über den Verkehr mit Avenarius in Paris sich ausläßt, so kann man nicht genug staunen, mit welcher Leichtherzigkeit hier von ihm aus irgendwelchen späteren Verstimmungen heraus der Wahrheit Gewalt angetan wird.

Endlich, am 7. April 1842, schlug die Stunde der Heimkehr. Die Aufführung des „Rienzi“ in

Dresden stand bevor. Göttin Fortuna, die Wagner bisher so wenig hold gewesen, schien ihn nun zu ihrem Liebling erkoren zu haben. Die Welle des Glücks trug ihn von Triumph zu Triumph. Auf den durchschlagenden Erfolg des „Rienzi" folgte unmittelbar die Annahme des „Fliegenden Holländers" und schließlich die Anstellung als königlicher Kapellmeister auf Lebenszeit. Aus dem noch vor kurzem darbenden, unbekannten jungen Musiker war mit einem Schlag eine gefeierte Größe und, was noch wichtiger war, ein Mann in einer glänzenden, ihn der Not des Lebens scheinbar für alle Zeiten enthebenden Stellung geworden. Minna war fassungslos vor Glück und Jubel. Ihre kühnsten Träume sah sie erfüllt, ihr treues Ausharren und Hungern in Paris königlich belohnt. Vor allem das Gefühl, nun nicht mehr auf die Hilfe anderer, auf „Almosen" fremder Leute angewiesen zu sein, was sie im Gegensatz zu Richard stets als erniedrigend und demütigend empfand, ließ sie aufleben. „Kinder, ich bin zu glücklich, meine höchsten Wünsche sind erreicht!" schreibt sie jubelnd an Caecilie.

Doch dieses kometengleiche Aufleuchten des Namens Wagner am Kunsthimmel hatte auch eine unangenehme Folge: seine Gläubiger aus früheren Jahren — und es waren deren nicht wenige — hielten den Zeitpunkt für günstig, ihre Forderungen einzutreiben. Wagner kam dadurch in eine sehr peinliche Lage. Da erstand ihm in der Darstellerin seines Adriano [Rienzi] die Retterin: die Schröder-Devrient streckte ihm aus freien Stücken 1000 Taler vor. Mit dieser genialen Künstlerin, die da-

mals ein Stern der Dresdner Oper war, trat Wagner jetzt künstlerisch wie persönlich in intime Beziehungen. Ihre Darstellungen des Adriano und namentlich der Senta hatten ihm unvergeßliche Eindrücke hinterlassen. „Die entfernteste Berührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich elektrisch und noch lange Zeit hörte und fühlte ich sie, wenn mich der Drang zu künstlerischem Gestalten beseelte." Ja, er trug sich sogar eine Zeitlang mit dem Plan, eigens für sie eine Oper zu schreiben, und griff auf einen früheren Entwurf „Die Sarazenin" zurück. Doch das rasch skizzierte Textbuch fand nicht den Beifall der Künstlerin und die Ausführung unterblieb daher. Auch die Devrient hatte für Wagner viel übrig und machte ihn bald zum Vertrauten ihrer gerade damals sehr bewegten Liebesabenteuer. Nur eine Eigenschaft an ihm konnte sie nicht ausstehen: daß er verheiratet war. Sie nannte ihn daher im Scherz häufig den „Ehekrüppel". Später allerdings erlitt ihr Verhältnis zu Wagner eine ernstliche Trübung. Als dieser mit dem Plan umging, die Partituren seiner Werke auf eigene Kosten herauszugeben, da er sich durch den Verkauf an die Theater, woran nach dem Dresdner Erfolg kaum zu zweifeln war, gute Einnahmen versprach, stellte ihm die Devrient die dafür erforderlichen nicht unbeträchtlichen Kapitalien zur Verfügung, und Wagner ließ daraufhin ohne weiteres mit dem Stich der Partituren beginnen. Doch als es ans Zahlen ging, stellte es sich heraus, daß die bereitwillige Spenderin nicht mehr in der Lage war, ihr Versprechen einzulösen, da ihr neuester Galan sich inzwischen die Verfügung über

ihr Vermögen angeeignet hatte. Wagner kam dadurch in große Verlegenheiten und mußte sich in Geldgeschäfte einlassen, die später, als die erwarteten Einnahmen von den Theatern größtenteils ausblieben, für ihn verhängnisvoll wurden und seine Dresdner Stellung untergruben. Zum offenen Zwist zwischen den beiden Künstlern kam es schließlich nach dem großen Erfolg von Wagners Nichte Johanna, der Tochter seines Bruders Albert, in der Partie der Elisabeth in „Tannhäuser". Die Eifersucht auf die junge anmutige Rivalin, deren Engagement in Dresden, wie sie behauptete, Wagner nur durchgesetzt habe, um der Direktion ihre Entlassung zu ermöglichen, verblendete die Devrient derart, daß sie Wagners Schuldschein über die ihm früher geliehenen 1000 Taler eines Tages ihrem Anwalt übergab und die Forderung einklagen ließ. Dem sowieso schon arg Bedrängten blieb nichts anderes übrig, als seinem Intendanten, Herrn von Lüttichau, seine üble Lage zu entdecken und um einen Vorschuß nachzusuchen, der ihm denn auch, allerdings unter demütigenden Bedingungen, gewährt wurde. —

Noch eine andere Jugendbekannte traf Wagner unter den Sängerinnen der Dresdner Oper: Henriette Wüst, die er einst als Studiosus in Leipzig, wo sie Schülerin Dorns war, verehrt hatte. Sie war es gewesen, die damals in einem Gewandhauskonzert zum erstenmal eine Gesangskomposition (Szene und Arie) des jungen, noch unbekannten Weinlig-Schülers zum öffentlichen Vortrag gebracht. Jetzt, 1842, hatte sie ihre reife Kunst für die Irene im „Rienzi" eingesetzt. Zu ihr und ihrem Gatten,

dem Schauspieler Hans Kriete, — Wagner war bei der Hochzeit Trauzeuge — trat das Wagnersche Ehepaar bald in freundschaftliche Beziehungen, die auch die Dresdner Zeit überdauerten. Von dem harmlos familiären Verkehr geben mehrere meist recht humoristische Briefchen Wagners, die sich erhalten haben, beredte Kunde; so u. a. eine Selbsteinladung zu Tisch auf einer Visitenkarte: „Richard Wagner bittet beizeiten noch einen Kapaun in die Röhre zu schieben, da er selbst nicht Lust hat, sich braten zu lassen."

Gab sich Wagner im Verkehr mit seinen Künstlern stets heiter und ungezwungen, so konnte er andererseits mit den maßgebenden Persönlichkeiten der Dresdner Gesellschaft nicht recht warm werden. Zwar führte ihm die Begeisterung für seine Werke zahlreiche Verehrerinnen zu, wie u. a. die Gattin des Kammerherrn von Könneritz, von der später Lüttichau behauptete, sie sei an Wagners Selbstüberhebung schuld, da sie ihm durch ihre Lobeserhebungen den Kopf verdreht habe; aber wirkliche gegenseitige Anziehungspunkte, die auf seine Entwicklung und Stellung irgendwelchen Einfluß ausgeübt hätten, blieben aus. Einzig Frau von Lüttichau selbst kommt unter den Damen Dresdens vielleicht eine größere Bedeutung im Lebensgang des Herrn Hofkapellmeisters zu. Noch in der Autobiographie gedenkt Wagner ihrer in Freundschaft: „Der Eindruck dieser feingebildeten, zarten, edlen Frau hätte für mich eine große Bedeutung gewinnen können, wenn ein häufigerer und innigerer Umgang mit ihr möglich gewesen wäre. Es war

weniger die Stellung der Gemahlin des Herrn Generaldirektors zu mir, als vor allem die stete Kränklichkeit der Dame und mein sonderbarer Widerwille, mir gerade in solchen Verhältnissen den Anschein von Aufdringlichkeit zuzuziehen, was mich nur in selten wiederkehrenden Perioden zu eingehender Berührung mit ihr gelangen ließ. In meiner Erinnerung fließt das Andenken an sie einigermaßen mit dem an meine Schwester Rosalie zusammen; denn ich entsinne mich des Ansporns eines zarten Ehrgeizes, dieser feinfühlenden, unter der rohesten Umgebung leidenvoll dahinsiechenden Frau eine erfreuende Teilnahme für mich zu erwecken. Meine erste Hoffnung für die Befriedigung dieses Ehrgeizes gewann ich an der Aufmerksamkeit, welche sie meinem „Fliegenden Holländer", trotzdem er das Dresdner Publikum nach dem „Rienzi" so sehr befremdet hatte, zuwandte. Sie war somit die Erste, welche, gegen den Strom schwimmend, auf meinem neuen Wege mir begegnete. Mich erfreute dieser Gewinn so tief, daß ich diese Oper, als ich sie später veröffentlichte, ihr widmete."

Noch eine andere Freundin führte Wagner der „Fliegende Holländer" zu: Alwine Frommann, die als Freundin der Prinzessin Wilhelm von Preußen in späteren Jahren dem von ihr treu verehrten Meister manch wertvollen Dienst zu leisten vermochte. Die Aufführung des „Holländers" in Berlin unter Wagners Leitung (im Januar 1844) hatte sie seiner Kunst gewonnen. In einem begeisterten Brief dankte sie ihm für den erhabenen Genuß und bekannte sich zu seinen künstlerischen Anschauungen.

Die Uraufführung des „Tannhäuser“ sah Alwine dann in Dresden und machte aus der bis dahin unbekannten Verehrerin eine gern gesehene treue Freundin des Wagnerschen Ehepaares. „Bereits in nicht mehr jugendlichem Alter, und ohne allen Anspruch auf physiognomische Bevorzugung stand ihr nichts als ein vorzüglich scharf blickendes beredtes Auge zur Verfügung, um ihre bedeutende Seelenbegabung schon durch ihr Äußeres mitzuteilen. Sie war Schwester des Buchhändlers Frommann in Jena und wußte viel Intimes von Goethe zu erzählen, welcher im Hause dieses Bruders wohnte, wenn er sich in Jena aufhielt. Unter dem Titel einer Vorleserin war sie aber besonders der damaligen Prinzessin Augusta von Preußen nahegetreten und durfte von denjenigen, die ihr Verhältnis zu der hohen Frau näher kennenlernten, fast wohl als ihre Freundin und Vertraute angesehen werden. Nichtsdestoweniger lebte sie in äußerst dürftiger Lage und schien stolz darauf, durch ihr bescheidenes Talent als Arabesken-Malerin sich eine Art von Unabhängigkeit zu sichern. Mit großer Treue ist sie mir stets zugetan geblieben, wie sie jetzt bereits zu den wenigen gehörte, welche, unbeirrt durch den mißlichen Eindruck der ersten Aufführung des „Tannhäuser“, sich schnell bestimmt und mit großer Innigkeit für diese Arbeit erklärten.“

Die Freundesbande mit Alwine schlossen sich noch enger, als Wagner im Herbst 1847 zur Einstudierung des „Rienzi“ in Berlin weilte und bei den gegen ihn und sein Werk gerichteten Wirrnissen und Intrigen an der einflußreichen Freundin eine tatkräftige und unermüdliche Mitstreiterin fand. Wie wert

sie ihm und auch Minna, die zur Aufführung nach Berlin gekommen war, geworden, zeigt die wenige Tage nach der Rückkehr an die „liebste Freundin“ gerichtete Mahnung: „Als wir am Sonnabend von Berlin fortfuhren, kam uns beiden zugleich ein Gedanke: — liebe Frommann, könnten Sie sich nicht entschließen, bei uns zu wohnen? Wir richten Ihnen eine Stube ein, hübscher als in Berlin, und dann blieben Sie und teilten Freude und Leid mit uns bis an unser aller Lebensende. Wollen Sie durchaus ganz allein bleiben, — oder hängen Sie untrennbar an der Prinzessin? Uns fehlt jemand, — sind Sie sich allein genug? — Antworten Sie mir nicht so schnell — tragen Sie es recht lange mit sich herum, und wenn Sie gar nicht mehr anders können, dann entschließen Sie sich! Wenn Sie mir sogleich antworten, so weiß ich im voraus, daß Sie abschlägig antworten. Also Zeit!“ Doch die Freundin folgte der Aufforderung nicht. — Der Wunsch Wagners entsprang dem auch später in seinem Leben noch oft zu beobachtenden Bestreben, Menschen, die er liebte und die ihn verstanden, um sich zu scharen. Da ihm und seiner Frau Kinder versagt blieben, aber ein trauter Familienkreis sein höchstes Glück bedeutete, so sollten Freunde und Gesinnungsgenossen die Lücke um ihn schließen. Die große Welt mit ihren lärmenden Gesellschaften und oberflächlichen Bekanntschaften bot ihm nichts; „meine Heimat, das bist Du und unser kleiner Hausstand,“ schreibt er aus Berlin an Minna, „ich weiß nichts in der Welt, was da entschädigen könnte! Aber bedenke auch, wie wir leben und ob ich eben etwas

anderes kenne als mein Haus! Du glaubst nicht, wie ich mich darnach sehne, Dich einmal wieder an mich drücken zu können, um die Frostigkeit los zu werden, die endlich das ganze Wesen beherrscht, wenn man so in der Fremde von aller Liebe abgelöst ist! Nein, mein Ehrgeiz geht doch nicht weit — eine schöne Herzensheimat geht mir über alles!"

Ehekatastrophe

Die Dresdner „Kapellmeisterjahre" bilden in Wagners Ehe den Zenit. Im sichern Hafen waren von den Schiffbrüchigen bald die überstandenen Leiden und Schreckniſſe vergeſſen; der Sturm hatte ausgetoſt, ruhiger Friede und das unſagbare Wohlgefühl des ſicheren Geborgenſeins war bei ihnen eingekehrt. Noch 1847 ſchrieb Wagner aus Berlin an Minna: „Was iſt eine junge Leidenſchaft gegen ſolch eine alte Liebe? Die Leidenſchaft iſt nur ſchön, wenn ſie endlich zur Liebe in dieſem Sinne wird, — an und für ſich iſt ſie ein Leiden; ein Genuß aber iſt eine Liebe wie die unſere, — und eine kurze Trennung zeigt dies immer erſt ganz deutlich, — vor einer langen Trennung bewahre ſie ein gütiges Geſchick! — Nicht wahr, Du Gute?" Doch ſchon lauerte im Schoß der Zeit ein neidiſcher Dämon: der Genius begann Wege zu wandeln, denen ein gewöhnlicher Sterblicher nicht mehr zu folgen imſtande war. Die Kunſtzuſtände Dresdens waren Wagner mit der Zeit unerträglich geworden, ſein kühnes Streben ſtieß immer häufiger auf Widerſpruch, ja auf ſchroffe Ablehnung, ſeine Schaffensluſt wurde durch die andauernden Mißerfolge ſeiner Werke außerhalb Dresdens gehemmt — kurz, er erſah nur noch in einer radikalen Umwälzung der herrſchenden Zuſtände einen rettenden Ausweg. Eine ſolche konnte aber ſeiner Anſicht nach nur mit einer politiſchen Hand in Hand gehen. Auf dieſe ſetzte Wagner alle Hoffnung. Minna vermochte ſeinen Gedankengängen nicht zu folgen, eine Notwendigkeit,

die künstlerische Lage in Dresden zu beklagen, konnte sie nicht erkennen, mit ihrem weit praktischeren Blick ersah sie in ihres Mannes politischen Bestrebungen nur unmögliche Phantastereien — als was sie sich in Wirklichkeit denn auch erwiesen — und ahnte nur die eine große Gefahr voraus, daß er durch sein Benehmen sich die sichere Stellung verscherzen würde, die bei der überdies beträchtlichen Schuldenlast die einzige Rettung vor erneuten Jahren der Not und des Elends bildete. „Sie werden wissen, was Wagner war, als ich ihn heiratete," heißt es in einem noch unbekannten Briefe Minnas, „ein verlassener, armer, unbekannter, unangestellter Musikdirektor. Was sein geistiges Gedeihen betrifft, beglückt mich das Bewußtsein, daß er alles, was er geschaffen, nur in meiner Umgebung schuf, und daß ich ihn verstanden, bewies er mir dadurch, daß er mir alle seine Dichtungen, seine Kompositionen, Szene für Szene schon als Entwurf allein vorlas oder spielte und sich mit mir besprach. Nur sein politisches Treiben konnte ich nicht verstehen, ich sah mit meinem einfachen Verstande, daß ihm daraus kein Heil erblühen würde, und wie er sich nun mehr und mehr von der Bahn der Kunst entfernte, war immer das schmerzliche Gefühl dabei, als reiße er sich auch von mir los.". Hier hatte sich zwischen den beiden Lebensgefährten eine Kluft aufgetan, die unüberbrückbar bleiben mußte, da sie in der Gegensätzlichkeit der beiden Naturen begründet war, und die, da sie einen Quell ewiger Mißverständnisse und aufreibender Sorgen bildete, leicht zu einer Katastrophe führen konnte. Minna glaubte nach den

Entbehrungen der ersten Ehejahre von ihrem Mann mit Recht fordern zu dürfen, daß er nicht unbedacht eine sichere Lebensstellung preisgebe und sie von neuem jeder Geldmittel bar einer ungewissen Zukunft überliefere, nur um künstlerischen Plänen nachzujagen, deren Verwirklichung außerhalb des Erreichbaren läge. Daß dies nicht etwa aus Bequemlichkeit oder Rücksicht auf sie selbst geschah, ja daß sie, wenn sie den Zweck einsah, mit Freuden jedes Opfer zu bringen, jede Entbehrung zu ertragen bereit war, dafür zeugt ihr mutiges Erdulden der Pariser Notjahre. Doch jetzt war sie nicht gewillt, das Reale für Phantastereien, an die sie nicht glauben konnte, preiszugeben. Es ist sehr ungerecht und töricht, der armen Minna deswegen einen Vorwurf zu machen, sie als unbedeutend oder bürgerlich-kleinlich hinzustellen, weil sie hier dem kühnen Flug des Genies nicht zu folgen vermochte, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Was selbst viele Jahrzehnte später noch geistig hochstehende Persönlichkeiten und Fachgenossen nicht zu fassen imstande waren, wie sollte Minna das damals schon erkennen? Und es bleibe dahingestellt, ob die anderen Frauen, die später, da es schon viel leichter war, den Ideen Wagners Gefolgschaft zu leisten, sich mutig zu ihm bekannten und über die kleingläubige Minna die Nase rümpften, sich in Minnas Lage vom Jahre 1849, d. h. vis-à-vis du rien, anders benommen hätten. Wagner andererseits mußte seiner inneren Stimme folgen und durfte den Forderungen des Alltages nicht Rechnung tragen. Ihn hob der feste Glaube an seine künstlerische Mission über all diese

hiergegen nebensächlichen Dinge hinaus, aber er litt unter der häuslichen Disharmonie, dem „Unverstand“ seiner nächsten Umgebung. „Wenn ich von einem neuen Ärger, von einer neuen Kränkung, von einem neuen Mißlingen, tief verstimmt und erregt nach Hause kam, was spendete mir da dieses mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Teilnahme? Vorwürfe, neue Vorwürfe, nichts als Vorwürfe! Häuslich gesinnt, blieb ich dennoch zu Hause, aber endlich nicht mehr, um mich auszusprechen, mich mitzuteilen und Stärkung zu empfangen, sondern, um zu schweigen, meinen Kummer in mich hineinfressen zu lassen, um — allein zu sein!“

Endlich trat das von Minna Gefürchtete ein: Wagner mußte aus Dresden flüchten. Die Revolution, von der Wagner soviel erhofft hatte, war niedergeschlagen, und der Herr Hofkapellmeister, der sich dabei stark kompromittiert hatte, war ein steckbrieflich verfolgter Mann. Für den Künstler Wagner war dies gleichbedeutend mit endlich wiedergewonnener Freiheit nach Sprengung entwürdigender, auf die Dauer unerträglicher Berufsketten, für den Menschen Wagner und namentlich seine Gattin aber besagte es: den sichern Hafen wieder verlassen und aufs neue mittellos dem Spiel des Zufalls, neuen Kämpfen und Entbehrungen preisgegeben sein. Minna war daher anfangs durchaus nicht gesonnen, diese neue Wendung ihres bunten Lebensweges willenlos mitzumachen. Nur schwer ließ sie sich durch Richards stürmisches Bitten bewegen, zu einem letzten Abschied vor seiner gefahrvollen Flucht nach Weimar zu kommen, wo ihm

Freund Liszt eine sichere Zuflucht verschafft hatte. „Nicht um mir Trost zu geben, oder um aus meiner Umarmung noch einmal Trost zu empfangen," schreibt er später an Minna, „entschloß sich aber endlich meine Frau, meinen Bitten nachzugeben, sondern nur um einem eigensinnigen Menschen es recht zu machen, damit er endlich fortgehe, allerdings um sich zu retten. Ich kann nie die Nacht vergessen, in der ich in meinem Zufluchtsort geweckt wurde, um meine Frau zu empfangen: kalt und vorwurfsvoll stand sie vor mir und sprach die Worte: ‚nun, ich komme, wie Du es durchaus verlangt hast: jetzt wirst Du zufrieden sein! Reise nun fort, ich kehre ebenfalls noch die Nacht wieder um!' Es gelang mir endlich, Dich in Jena zu einem herzlichen warmen Abschiede zu gewinnen. Dieser Abschied war mein Trost in der Ferne." Wagner hatte sich nach Paris gewandt, wo er auf Liszts Rat und mit dessen Hilfe versuchen sollte, sich mit einer für Paris zu komponierenden Oper durchzusetzen. Minna war nach Dresden zurückgekehrt. Was ihr dort in diesem „Pfuhl bürgerlicher Vortrefflichkeit und Großherzigkeit zur Zeit des entfesselten Klatsches und Tratsches", wie Wagner an Liszt schreibt, über ihren Mann alles zugeflüstert wurde, trug nicht dazu bei, sie gegen Richard versöhnlicher zu stimmen. Sie war fest entschlossen, seinem ungestümen Drängen nach Wiedervereinigung nur nachzugeben, „wenn er in der Lage wäre, durch ein Verdienst sie im Auslande ernähren zu können; denn nachdem er so gewissenlos eine Anstellung und überhaupt ein Verhältnis, wie sie sich nie wieder ihm bieten würden, verscherzt und

zertrümmert hätte, wäre einer Frau wohl schwerlich zuzumuten, an seinen etwaigen Unternehmungen für eine zukünftige Versorgung teilzunehmen." Dies teilte sie Richard brieflich nach Paris mit. „Meine Frau leidet und ist bitter! ich hoffe für sie von der Zeit. Ich muß einen neuen häuslichen Herd gewinnen, sonst ist es aus mit mir: mein Herz ist größer als mein Verstand", klagt Wagner dem Weimarer Freund. Er begibt sich, da in Paris zunächst nichts weiter zu tun blieb, nach Zürich, um hier, von Liszt mit dem Nötigsten versorgt, in Ruhe sein Werk für Paris zu schaffen. Doch ohne eigene Häuslichkeit will die Arbeit nicht fortschreiten. Angst und Sehnsucht um Minna quälen ihn, er ist bestrebt, ihr brieflich auf jede Weise die Zukunft in verführerischem Lichte auszumalen, vertröstet sie auf die Pariser Erfolge und sucht sie umzustimmen. Als sie endlich in einem Brief so „rührend wie nur etwas auf der Welt" sich bereit erklärt, wieder zu ihm zu kommen und alle Not des Lebens von neuem wieder mit ihm durchzumachen, kennt sein Jubel keine Grenzen. Liszt muß die letzten Hindernisse aus dem Wege schaffen: „O liebster Freund! Dir ist ja an meinem Besten, an meiner Seele gelegen: an meiner Kunst; mache mich wieder heil für meine Kunst! Sieh', ich hänge an keiner Heimat, aber ich hänge an dieser armen, guten, treuen Frau, der ich fast noch nichts wie Kummer bereitet habe, die ernst sorgend und ohne Exaltation ist, und die doch an mich ungezogenen Teufel sich ewig gefesselt fühlt. Gib sie mir! dann gibst Du mir alles, was Du mir je wünschen möchtest, und — sieh' — dafür würde ich Dir dankbar

sein! ja dankbar! — Du sollst einmal sehen, wie mir dann alles von den Händen fliegt: meine Pariser Vorarbeiten, der Broschüre Artikel und — selbst zwei Sujetentwürfe sollen im nächsten Monat schon fertig und unterwegs sein. Worin ich mich Dir nicht fügen kann, dafür will ich Dich gewinnen: das verspreche ich Dir, so daß wir Hand in Hand gehen und uns nimmer zu trennen nötig haben. Ich will Dir gehorchen — aber gib mir meine arme Frau, — mache, daß sie heiter und mit einiger Zuversicht bald — schnell zu mir komme — ach! und das heißt leider in der Sprache des süßen neunzehnten Jahrhunderts — schicke ihr soviel Geld, als Dir nur erschwinglich ist! Ja, so bin ich — ich kann betteln — ich könnte stehlen, um jetzt meine Frau — wenn auch nur auf kurze Zeit — heiter zu machen. Du lieber guter Liszt! Sieh' zu, was Du kannst und vermagst! Hilf mir! hilf mir! lieber Liszt!"

Endlich, Anfang September 1849, traf Minna mit einem Teil ihres Dresdener Besitzes, den sie dank Liszts Geldsendung hatte retten können, und den Haustieren in der Schweiz ein. Richard war ihr bis Rorschach entgegengeeilt. Das Paar war nun glücklich wieder vereint, der innere Zwiespalt jedoch nur scheinbar überbrückt, und als die durch Wagners Versprechungen in Minna erweckten Hoffnungen auf Pariser Erfolge sich als trügerisch herausstellten, und Wagner, statt dem Pariser Plan energisch nachzugehen, sich schriftstellerischen Arbeiten widmete, trat die kaum gelöste Dissonanz der beiden Ehegatten noch viel schroffer zutage. „Ich hegte die Hoffnung, Dich endlich vollends ganz noch für mich

gewinnen zu können," bekennt er später in einem Brief an Minna, „Dich von meinen Ideen zu überzeugen, Dich mit mir endlich näher vertraut zu machen. Du kamst — wie war ich glücklich! Und doch — ich Unglücklicher! nicht zu mir warst Du gekommen, um mit mir, wie ich war, nun Freud und Leid zu teilen, — sondern zu dem Wagner warst Du gegangen, von dem Du annahmst, er werde nun nächstens eine Oper für Paris komponieren! In Dresden hattest Du Dich geschämt, zu sagen, Du gingst zu mir in die Schweiz — sondern Du gabst vor, Du gingest nach Paris, und Dein Mann habe — wie Du wahrscheinlich selbst glaubtest — schon einen festen Auftrag in der Tasche. O, der ungeheure Irrtum zwischen uns beiden mußte sich mit jedem Tage nur mehr enthüllen! Alle meine Ansichten und Gesinnungen blieben Dir ein Gräuel — meine Schriften verabscheutest Du, trotzdem ich Dir deutlich zu machen suchte, daß sie mir jetzt nötiger wären, als alles unnütze Opernschreiben.... Nur die früheren Verhältnisse bereutest Du — die Zukunft sahst Du nur in einer Wiederversöhnung mit ihnen oder — in einem Pariser Erfolge. Mein ganzes Wesen war Dir feindselig und zuwider: jeden Augenblick, ach! fast in jeder Bewegung mußte ich etwas tun, was Dir nicht recht war. — Kurz, jetzt erst fühlte ich mich bei Dir grenzenlos allein, weil ich sah, es sei unmöglich, Dich für mich zu gewinnen. Um mir nur Ruhe vor Dir zu verschaffen, nahm ich wieder ernstlicher meine Pariser Pläne auf. Der innere Zwang hierzu, der widerliche Kampf gegen meine Überzeugung, die Unmöglichkeit, mich

meiner nächsten Umgebung verständlich zu machen, bei ihr Trost, Hilfe und Rat zu finden — dies alles erzeugte in mir Seelenzustände, die mein körperliches Übelbefinden nur bedenklich durch hinzutretende Gemütskrankheit verschlimmern konnten." Da auch die Freunde Liszt, Sulzer u. a., auf deren Unterstützung Wagner damals fast ausschließlich angewiesen war, ihn immer aufs neue wieder auf Paris hinwiesen und ihn drängten, mit dem seine Zukunft einzig sicher stellenden Pariser Versuch Ernst zu machen, gab er schließlich gegen seine eigene Überzeugung nach und begab sich Ende Januar 1850 in das Land der ihm verhaßten ‚Schnettereteng-Sprache'. „Mein Aufenthalt in Paris gehört nun zu dem Allerniederträchtigsten, was je auf mich eingewirkt hat. Alles, was ich wußte und im voraus sah, traf buchstäblich ein. Mein Entwurf zu einer Operndichtung [Wieland der Schmiedt] erschien mit vollem Recht jedem lächerlich, der an die französische Sprache und die Pariser Oper dachte: der Zustand dieser Oper selbst und alle damit zusammenhängenden Eindrücke stellten mich mir selbst als wahnsinnig vor: endlich noch nicht einmal die Aufführung einer Ouvertüre [Tannhäuserouvertüre] zu ermöglichen — mein furchtbarer Ekel für die Banquier Musik — dies alles brachte mich, da ich an der niederdrückendsten Nervenabspannung litt, in einen Zustand, der mich wahrlich nicht geeignet machte, mich mit entschuldigenden Erklärungen an diejenigen meiner Freunde zu wenden, die jetzt wahrscheinlich nur Pariser Jubel- und Sukzeßberichten von mir entgegensahen. Ich war am äußersten, denn alles war mir lieber, als

ein Leben mit denjenigen fortzuführen, die gerade das, was meiner Natur das Allerwiderwärtigste ist, für das hielten, was mir das Allergesündeste wäre.“ Er beschloß, sollte sich die Zukunft auch noch so düster gestalten, und sollten ihn alle verlassen, das unsinnige Pariser Projekt aufzugeben. Da, im Augenblick herbster Not, strahlte unerwartet ein Hoffnungsschimmer auf. Es wurde ihm unvermittelt eine feste Jahresunterstützung angeboten, die ihn in den Stand setzen sollte, unbehindert durch Geldsorgen, seinen künstlerischen Zielen frei nachzugehen. Einer ihm unbekannten Dresdner Verehrerin seiner Kunst hatte er dies Glück zu danken: Frau Julie Ritter, der Mutter eines ihm befreundeten jungen Musikers. Dieser junge Mann, Karl Ritter, hatte ihn nach der Aufführung des Tannhäuser in Dresden besucht, zusammen mit einer jungen Engländerin, Miß Taylor, um ihm ihre Bewunderung auszudrücken, und um eine Inschrift in die Partitur des Werkes zu bitten. Die Dame hatte er nicht wieder gesehen, mit dem jungen Mann dagegen war er in freundschaftlichen Verkehr getreten. Jetzt hatte sich, durch Wagners Freund Theodor Uhlig in Dresden von seiner augenblicklichen Notlage unterrichtet, Karls Mutter, die selbst über nur bescheidene Mittel verfügte, mit einer sehr begüterten Freundin, die gleich ihr eine begeisterte Verehrerin seiner Werke war, eben jener oben erwähnten Engländerin, die seit kurzem verheiratet in Bordeaux als Frau Jessie Laussot lebte, ins Einvernehmen gesetzt, um gemeinsam dem Künstler jährlich eine Geldsumme zur Verfügung zu stellen. Beseligt bot Wagner dem

Glück die Hand. Nun durfte er getrost dem Pariser Vorhaben entsagen. In begeisterten Worten dankt er seinen Wohltätern und folgte mit Freuden ihrer Einladung nach Bordeaux. Mitte März traf er im Haus des Laussotschen Paares ein und wurde aufs liebevollste aufgenommen. „Die Familie besteht aus dem jungen Ehepaare und der Mutter der Frau, Engländerin, welche aber ebenfalls, wie der Mann, deutsch spricht. Der junge, höchst liebenswürdige und zutrauliche Mann hatte eine ganz unbeschreibliche Freude, als er mich ankommen sah: meine Werke sind hier bis auf die letzte Note bekannt, und alle wissen, um was es sich handelt, und sind stolz darauf, mir so wichtig sein zu können."

Jetzt galt es nur noch, Minna von der Wendung der Dinge zu überzeugen und ihren Widerstand gegen jedes Abgehen von dem Pariser Plan, ihren Abscheu vor „erbettelten Almosen" zu überwinden. In mehreren sehr geschickt gefaßten Briefen sucht Wagner ihr die neue Situation mundgerecht zu machen. „Es ist unmöglich, daß ein Mensch liebenswürdiger, edler und zarter handeln kann, als unsere Freundin Laussot! Ich dächte, liebe Frau, es müßte für Dich wirklich erhebend sein, zu sehen, welchen tiefen Eindruck die Werke Deines Mannes auf gesunde, unentstellte und edle Herzen hervorzubringen vermögen, daß er imstande ist, zu solchen aufopferungsvollen Entschlüssen der innigsten Teilnahme zu bestimmen? Solltest Du vor Deiner Seele es über Dich gewinnen, einen solchen Erfolg meiner Kunst — denn nur diese hat dies hervorgebracht — gering zu achten oder gar zurückzusetzen, gegen diese sogenannten

„glänzenden" Erfolge, wie sie heutzutage durch Spekulation und Raffinement von der albernen, schlampigen, herzlosen Masse unseres großen Theaterpublikums erlangt werden?... Wollen wir diese Menschen verachten und nur an Geld denken? Gut, hier ist Geld, so viel wir zu einem ruhigen, ja behaglichen Leben gebrauchen — und zwar nicht der lumpigen Masse abspekuliert, sondern von einem edlen Herzen aus Freude an meinen Werken — wie ich sie nach meiner wahren inneren Natur schaffe — auf das Zarteste mir dargereicht! Was willst Du nun mehr?"

Auch Frau Laussot versuchte brieflich, Minnas Bedenken gegen die Annahme des Jahresgehaltes zu zerstreuen. Diese fand sich schweren Herzens mit der neuen Lage der Verhältnisse ab, hielt aber immer noch an der Hoffnung fest, daß Wagner von Bordeaux nach Paris zurückkehren und dort die ihm zugesagte Aufführung der Tannhäuserouvertüre betreiben würde. Als sie aber erfuhr, daß er dies alles bereits aufgegeben habe und unverrichteter Sache nach Zürich zurückkehren wolle, und als ihr gar noch Gerüchte zu Ohren kamen, daß es noch etwas ganz anderes sei, was ihn in Bordeaux zurückhalte, forderte sie seine sofortige Rückkehr nach Paris. Ihr gereizter, unversöhnlicher Brief schreckte Wagner aus süßen Träumen auf und zeigte ihm mit unerbittlicher Klarheit, daß hier eine Verständigung unmöglich geworden sei und jedes weitere Zusammensein zur gegenseitigen Marter werden müsse. „Das gänzlich Verschiedene im Grunde unseres Wesens hat sich zur Pein für mich — und namentlich auch Dich, zu jeder Zeit, seit wir uns kennen, bald gelinde,

bald greller herausgestellt. . . . Ich glaubte endlich, Dich gewonnen zu haben, ich wähnte Dich der Macht der wahren Liebe gewichen zu sehen — und empfand mit fürchterlichem Schmerze mehr als je die unfehlbare Gewißheit, daß wir uns nicht mehr angehören... Unversöhnlich stehst Du vor mir — suchst die Ehre da, wo ich fast die Schande erkennen muß und schämst Dich davor, was mir das Willkommenste ist. . . . Was kann nun meine Liebe sein? Nur der Wunsch, Dich für Deine mit mir nutzlos verlebte Jugend, für Deine mit mir überstandenen Drangsale zu belohnen, Dich glücklich zu machen. Kann ich das noch hoffen zu erreichen durch mein Zusammenleben mit Dir? — Unmöglich!" Also — Trennung! Auf einer weiten Reise durch Griechenland und den Orient will Wagner Vergessen suchen. Für Minnas Lebensunterhalt soll von ihm jederzeit ausgiebig gesorgt werden — vielleicht wird die Zeit auch eine spätere Wiedervereinigung möglich machen.

Diesem plötzlichen Entschluß Wagners lagen natürlich noch andere, schwerwiegende Motive zugrunde, als seine immerhin recht pathetisch anmutende Leichenrede auf sein Eheglück an Minna erkennen läßt, und die Gerüchte, die Minna hinterbracht worden, daß nämlich ihr Gemahl in Bordeaux in Liebesbanden schmachte, waren nicht ganz aus der Luft gegriffen. Begehrende Sehnsucht zog den heißblütigen Künstler in die Nähe der geistreichen hübschen Frau, deren Gastfreundschaft er genoß, und seine Liebe blieb nicht unerwidert. Die Zweiundzwanzigjährige sah in dem verehrten Meister, der,

wie sie wußte, gleich ihr in unglücklichen Ehebanden schmachtete, den Erretter aus ihrem Elend; zum erstenmal fühlte sie sich verstanden und geliebt und durfte sich in dem Glauben wähnen, auch dem Geliebten eine echte Lebensgenossin sein zu können. „Hätten Sie diesem Jubel der Liebe zusehen können", schreibt Wagner an Frau Ritter, „der aus allen Nerven dieses reichen seligen Weibes hervorbrach, als sie mir — nicht gestand —, sondern ganz durch sich selbst, durch das unwillkürliche, helle und nackte Erscheinen der Liebe kundtat, daß sie mein sei! O hätten Sie Zeuge dieser Freude, dieser frohen Wonne sein können, die sich in allen Fasern dieses Wesens, von der Regung der Fingerspitze bis zur feinsten Tätigkeit des Verstandes, Leben verschaffte, als das jugendliche Weib mir vielgeprüften, lebensunfrohen Manne entgegenleuchtete, der ich doch wahrlich ziemlich entblößt aller der Gaben bin, die solche Wunder wirken können, wie sie mir hier erblühten, und wie ich sie bis zur glückseligsten Berauschung einschlürfen durfte. Empfinden Sie die Schönheit und Fülle der Liebe, die in diesem hochbegabten herrlichen Weibe zu so kühnen, jauchzend verwegenen Entschlüssen trieb ... Was freute mich denn so an Jessie, als ihre vollkommenste Unbefangenheit in diesen widerlichen bürgerlichen Ehrenpunkten? Wer begriff denn besser als sie, daß ich meine unglückliche Frau liebe, daß ich mit tausend Ketten gemeinsamer alter Lebensleiden an sie gebunden war, und daß ich nur mit tiefblutendem Herzen mich von der Ärmsten losreißen konnte, um sie selbst von einem Schicksale loszutrennen, dessen Zusammenhang ihr unfaßlich war und

das nur Pein und Qual ihr verursachen konnte, ohne von ihr gedeutet und verstanden zu werden? Wer fühlte denn besser als Jessie, wie elend ich nach dieser Trennung war, da mein aufrichtigstes Zeugnis, das ich ihr von diesem Elende gab, sie ja gerade zu dem wundervollen Entschluß begeisterte, mit der ganzen Welt zu brechen, um zu mir zu kommen, um mir alles zu ersetzen, um alle Wunden meines Lebens, um auch die letzten Wunden mir zu heilen? Wer sah denn klarer ein als Jessie, daß ich von jener armen Frau mich wohl trennen mußte, nie aber sie beleidigen, nie sie kränken oder irgendwie roh berühren durfte? Sie wollte ja mit mir in die fernste Welt ziehen, um der Unglücklichen den Anblick, ja vielleicht das Wissen des Glückes unserer Liebe zu entziehen! — Wie freute es mich, auch nie eine Spur jener grausamen und unwürdigen bürgerlichen Scheinheiligkeit in ihren Briefen wahrzunehmen! Sie war ganz nur Liebe: dem Gotte der Liebe weihten wir uns und verachteten alle Götzen dieser elenden Welt so stark, daß wir sie nicht einmal der Erwähnung würdigten.“ Aus diesem Liebestraum schreckte Wagner der Brief Minnas auf und reifte in ihm den Entschluß, nicht mehr nach Zürich zurückzukehren, sondern durch eine weite Reise mit Jessie nach Griechenland und dem Orient „mit allem und jedem hinter sich zu brechen“. Da die Situation in Bordeaux inzwischen wohl auch unhaltbar geworden war, verließ er Mitte April nach vierwöchigem Aufenthalt seine Gastgeber und kehrte zunächst nach Paris zurück, um hier das Weitere abzuwarten. Minna teilte er in dem oben zitierten

Brief seine Absicht mit. Die gepeinigte Frau, die über die wahren Motive zu diesem „Verzweiflungsentschluß“ ganz im unklaren war, aber wohl das Richtige ahnte, setzte sich sofort auf die Eisenbahn, um ihren Mann in Paris zu suchen. Wagner, der durch den Maler Kietz, an den sich Minna gewandt hatte, von ihrer Anwesenheit unterrichtet war, ließ sich vor ihr verleugnen und reiste noch in der Nacht nach Genf ab, wo er Nachrichten von Frau Ritter, der er sich noch von Bordeaux aus, wohl gemeinsam mit Jessie, anvertraut hatte, erwarten wollte. Hier ereilte ihn ein Brief von Jessie, worin sie ihm „in der aufgeregtesten Weise“ meldete, daß „sie nicht umhin gekonnt habe, ihrer Mutter [die über das erforderliche Geld verfügte] ihre Absichten [sich von ihrem Mann zu trennen und sich zunächst zu Frau Ritter nach Dresden zu begeben] zu eröffnen, daß sie hierdurch sofort die Annahme erweckt habe, daß Absichten seinerseits hierbei im Spiele seien, welcher zufolge ihre Eröffnung an Herrn Lauffot weiter gegangen wäre, und dieser nun schwöre, ihn überall aufzusuchen, um ihm eine Kugel durch den Kopf zu schießen.“ Wagner beschloß, sofort nach Bordeaux zu reisen. „Sogleich setzte ich mich hin und schrieb einen ausführlichen Brief an Herrn Eugène, um ihm den Stand der Dinge nach ihrem rechten Lichte begreiflich zu machen, wobei ich allerdings die Ansicht nicht zurückhielt, daß ich nicht begriffe, wie es ein Mann über sich bringen könne, eine Frau, die nichts von ihm wissen wolle, mit Gewalt bei sich zurückzuhalten. Schließlich meldete ich ihm, daß ich mit diesem Brief gleichzeitig in Bordeaux selbst ein-

treffen und sofort nach meiner Ankunft das Hotel anzeigen würde, in welchem er mich aufzufinden habe; außerdem, daß seine Frau von diesem meinem Schritte ausdrücklich unbenachrichtigt bliebe und er somit in voller Unbefangenheit handeln könne." Noch vor der Abreise flehte er brieflich seine mütterliche Freundin, Frau Ritter, an, in dieser Entscheidungsstunde seines Lebens in seine Nähe zu eilen: „Die letzten Kräfte meines leidenden Körpers raffe ich zusammen, um schnell die Reise nach Bordeaux zu machen — nicht um Jessie, sondern um Eugène zu sehen. Betrachten Sie mich als einen Sterbenden, denn ein baldiger Tod — oder ein neues Leben steht vor mir: meine Kräfte sind hin, nur Wunder der Liebe können mich dem Leben wiedergeben... Kommen Sie! Es gilt den letzten — oder den ersten Tagen meines Lebens."

Doch in Bordeaux erwartete Wagner eine herbe Enttäuschung. Eugène zog es vor, allen weiteren Verhandlungen mit Wagner aus dem Wege zu gehen. Er reiste mit Schwiegermutter und Frau, vor der alle Mitteilungen Wagners geheim gehalten wurden, aufs Land, um Zeit zu gewinnen und die betörte Frau aus ihrem Liebeswahn zu erwecken. Diese hatte inzwischen alle Qualen einer unglücklichen, ja verratenen Liebe bis zur Neige auskosten müssen. Gatte und Mutter hatten ihr zunächst das Versprechen abgenommen, vor der Trennung von ihrem Mann eine Prüfungszeit einzugehen, nach deren Ablauf ihr die ersehnte Freiheit, falls sie noch darauf bestehen sollte, gewährt würde. Da man ihr die Briefe Wag-

ners und seine Reise nach Bordeaux verheimlicht hatte, war sie darauf eingegangen. Inzwischen versuchte man nach Kräften, ihr über Wagner, den man für den „Anstifter einer Art von Entführungs-Unternehmen" ansah, die Augen zu öffnen, wobei man in der Wahl der Mittel nicht gerade engherzig verfuhr. Frau Taylor hatte sich mit der Klage über den von Wagner „beabsichtigten Ehebruch" an Minna gewandt und ihr mitgeteilt, daß ihr Mann Jessie gegenüber vorgegeben habe, seine Frau sei gar nicht in gültiger Weise mit ihm getraut (Wagner erklärt dies für ein Mißverständnis oder eine absichtlich entstellte Verleumdung einer von ihm einmal scherzweise im Gespräch getanen Äußerung), und Minna hielt darauf natürlich mit den erforderlichen, wohl recht temperamentvoll ausgefallenen Aufklärungen nicht zurück. Jessie, die wohl oder übel, da sie von Wagner selbst nichts vernahm, den Mitteilungen ihrer Umgebung, namentlich solchen Beweisstücken wie Minnas Antwort gegenüber, Glauben schenken mußte, hielt sich für schmählich verraten. Sie war dem Selbstmord nahe.

Inzwischen war Wagner, den kein Lebenszeichen von Jessie erreichte, auf das Schmerzlichste aus dem Liebestraum der vergangenen Wochen aufgeschreckt, in hellster Verzweiflung nach Genf zurückgekehrt. Glücklicherweise fand er hier Frau Ritter vor, die auf seinen Hilferuf, bestärkt durch die beunruhigenden Berichte Karls, mit ihrer Tochter Emilie, aufs tiefste bewegt, herbeigeeilt war, um Wagner vor übereilten Entschließungen zurückzuhalten. „Gegen acht Tage hielten sich die Frauen bei uns auf;

wir suchten uns durch Ausflüge in das schöne Walliser Tal zu zerstreuen, ohne jedoch die große, sorgenvolle Beklemmung der Frau Ritter, sowohl über die letzten, ihr nun genau bekanntgewordenen Vorgänge, als namentlich über die Gestaltung meines besonderen Schicksales, zu verscheuchen. Wie ich später erfuhr, hatte die sehr kränkliche und nervenleidende Frau mit dem Entschlusse zu dieser Reise eine äußerste Anstrengung getan, und und als ich darauf drang, daß sie mit der Familie nach der Schweiz übersiedeln sollte, um dort mit mir sich vereinigen zu können, ward mir zuletzt bedeutet, daß ich nach dem einen, für sie fast exzentrischen Unternehmen, nicht auf eine Rüstigkeit bei ihr schließen sollte, welche ihr in Wahrheit nicht mehr zu eigen sei. Für jetzt empfahl sie mir ihren Sohn, welchen sie bei mir lassen wollte, und übergab mir zunächst die nötigen Mittel, um für einige Zeit mit ihm bestehen zu können. Über ihre Vermögenszustände teilte sie mir mit, daß diese beschränkt wären, und sie nun, da sie unmöglich ferner mit der Familie Laussot gemeinschaftlich zu sorgen haben könnte, in Bangen darüber sei, wie sie genügend für meine Freiheit Hilfe schaffen sollte. Nach acht Tagen nahmen wir sehr ergriffen Abschied von der ehrwürdigen Frau, welche mit ihrer Tochter sich wieder zur Reise nach Dresden aufmachte." Der Umgang mit dieser seltenen, sich überall selbstlos in den Dienst der höchsten ethischen Zwecke der Menschheit stellenden edlen Frau, der „hellsten, leuchtendsten Begegnung seines Lebens", wie Wagner sie einmal nennt, wirkte auf ihn ungemein wohltuend und be-

ruhigend. Er zog sich mit seinem jugendlichen Freund zunächst noch in die Einsamkeit romantischer Gebirgstäler des Kantons Wallis zurück, um gänzliches Vergessen zu finden. — —

Da erhielt Karl eines Tages einen Brief aus Bordeaux, worin ihm Jessie mitteilte, daß sie über Wagners Schändlichkeit jetzt aufgeklärt sei, mit der allernächsten Vergangenheit wieder breche und Briefe von Wagners Handschrift ungelesen in das Feuer werfen würde. Die schroffe Art dieses Bruches, der ihn ungehört verdammte, verletzte Wagner aufs tiefste und gab ihm seinen Stolz und seine Selbstbeherrschung zurück. Resigniert schildert er seiner mütterlichen Freundin diese „kindische" Wendung der Katastrophe und legt in ihre Hände das Testament dieser Liebe nieder, „deren ich mich nie schämen werde, und die, wenn auch leiblich tot, bis an mein Lebensende mich selbst vielleicht mit freudiger Erinnerung und beglückender Nachempfindung erfüllen wird." Darin heißt es: „Ich mußte aus der Wendung, welche die Dinge genommen, bereits zu ersehen glauben, daß Jessie für ihre Kraft zu viel unternommen hatte und ihrem Vorhaben nicht gewachsen sein dürfte. Keinen Augenblick war es mir entgangen, daß ihr Entschluß nur durch die kühnste revolutionäre Kraft auszuführen war — daß dieser Entschluß und ihre Empfindung nur sich selbst rechtfertigen konnten, und zwar allein dadurch, daß sie sich von so unüberwindlich starker Natur zeigten, daß alle erdenklichen übrigen Rücksichten dagegen als schwach und unvermögend fallen mußten. Wer sich aus Liebe empört, und ginge er bei dieser

Empörung zugrunde, der ist mein, und galt hier diese Liebe mir persönlich, so hätte es mich nur beglücken können, wenn auch ich hierbei mit zugrunde gegangen wäre. So und nicht anders sah ich — nach Mitteilung ihres Liebesentschlusses — mein Verhältnis zu Jessie an: und bei keiner anderen Ansicht, als bei dieser, konnte ich in mir das Vermögen gewinnen, allen Rücksichten meinerseits, berührten sie mich auch noch so schmerzlich, die Kraft über mich zu versagen.

Aber nur als Empörerin konnte Jessie ihren Entschluß ausführen, unmöglich durch Vertrag und Übereinkunft mit denen, die nun und nimmermehr mit ihr vertragen und übereinkommen konnten. (Kann ein Fürst die Republik dekretieren?) — Jene Nachricht also, daß Jessie dem Drang der Umstände nicht hatte die Stirn bieten können — daß ihr plötzlich es besser erscheinen mußte, zu vertragen, und über sich und ihre Entschlüsse von anderen verfügen zu lassen — das mußte mir fast schon mehr als den Zweifel an Jessies Stärke und Unfehlbarkeit des Liebesbewußtseins hervorrufen. Unser Verhältnis war plötzlich ein ganz anderes geworden. Konnte ich mir zuvor die Kraft zutrauen, Jessies ausgeführten Entschluß gegen alle Welt zu verteidigen, und namentlich auch die Fähigkeit, die durch ihn am bittersten gekränkten Herzen uns zu versöhnen, so wußte ich mich doch ganz und gar der Geschicklichkeit bar, im Geleise der Unterhandlung mir eine Geliebte zu gewinnen, um die ich mich bei niemand zu bewerben hatte, sondern deren wirklichen Gewinn ich nur zu verteidigen haben durfte. Ich mußte

jetzt einsehen, daß ich nur persönlich meine Ehre gegen die rohesten Angriffe zu wahren, bei dieser Gelegenheit allerdings mit grenzenlosester Aufrichtigkeit und mit dem vollsten Eingeständnisse meiner Liebe und des unsäglich hohen Wertes, den ich auf ihre Erfüllung legte, zu verfahren hatte, — dennoch aber Jessie für sich immer nur auf ihre eigene Kraft verwiesen lassen konnte, denn sie war nun in Banden, aus denen einzig und allein nur sie selbst sich zu befreien vermögend sein mußte. Diese Kraft ihr zutrauen zu dürfen, hatte ich nach den letzten Erfahrungen fast schon vollen Grund zu bezweifeln. Was an mir war, tat ich jedoch, und ich gestehe Ihnen, daß ich es mit voller Gleichgültigkeit gegen die Gefahr tat, von einem beleidigten Ehemanne eine Kugel vor den Kopf zu erhalten . . .

Nur Jessie selbst konnte sich helfen, und zwar einzig dadurch, daß sie mit unerschütterlicher Ausdauer und Kraft alle Spiele vereitele, die jetzt sehr erklärlicherweise von ihrer Umgebung gegen ihre Empfindung für mich losgelassen werden würden. — Nun denn, die einzige Kraft, die ihr helfen konnte, hat sie verlassen und verraten — die Kraft ihrer Liebe! Sie ist sich selbst verloren, denn — sie ist schwach!! Das Weib, das mir Erlösung bringen wollte, hat sich als Kind bewährt! — Verzeiht mir — aber ich kann nicht anders als sie bejammernswert finden! . . . War sie unter den jetzigen Umständen und unter der Zucht ihrer Mutter genötigt, darein zu willigen, daß Aufklärungen über meine Ehe von mir gefordert würden, — nun gut! so hätte man diese Forderung an mich stellen sollen, und ich würde

begriffen haben, daß — so schmerzlich es mir auch sein mußte, auf solche herzlose und widerliche Pedanterien mich einzulassen — es dennoch jetzt für mich notwendig sei, eine Mutter zu beruhigen und zufriedenzustellen . . . Bewährte Jessie die Kraft ihrer Liebe, so war mein Entschluß gefaßt, aus weiter Ferne her, und womöglich wenigstens nach einigem Zeitverlauf, während dessen meine Frau sich an die Trennung gewöhnt, alles Vorgefallene durch einen Freund dieser berichten zu lassen, worauf ich dann sicher war, annehmen zu müssen, daß sie, die nun eine wirkliche Veranlassung und einen vollgültigen Grund zur förmlichen Scheidung von mir erhalten, auf diese Scheidung auch gedrungen haben würde: ich für mein Teil hätte es nicht nur für niederträchtig, sondern auch für unmöglich halten müssen, zuvor auf eine gerichtliche Scheidung von meiner Frau anzutragen, da hierzu aller gesetzliche (!) Grund mir fehlte. Daß ich aber selbst zur Grausamkeit gegen meine Frau entschlossen war, darin mögen Sie die überwältigende Stärke meiner Liebe zu Jessie ersehen: denn, wäge ich mit dem, was für Jessie ihr Mann sein konnte, das, was nach — für sie unerhört leidenvollem — Zusammenleben meine Frau mir sein mußte, so schwand das Jessie zugemutete Opfer gegen das meinige zu einem gleichgültigen Nichts dahin: — nie auch hat sie mir nur eine Spur Liebe zu ihrem Manne verraten . . . Allein auf diesen ganz natürlichen Ausweg ist meine Jessie durchaus nicht verfallen: sondern es beliebte ihr plötzlich, in jenen Mitteilungen seitens meiner Frau einen vermutlichen Grund zum Bruche mit mir zu

ersehen! Sie fühlte sich im Handumdrehen beleidigt von mir — sie erkannte plötzlich das Glück der Liebe im bürgerlichen Anstande und war davon so begeistert, daß sie es nicht einmal für nötig hielt, auf eine Erklärung hierüber meinerseits anzutragen, sondern sie war über meine vermutliche Gesinnung in diesem Punkte auf einmal so entrüstet, daß sie für gut fand, mir selbst die geringste Achtung zu versagen und durch meinen jungen Freund mir sagen zu lassen, sie würde meine Briefe fortan ungelesen verbrennen usw. Wie war das möglich? Welche Macht konnte so plötzlich die herrlichste Liebe entthronen und sie wie einen alten Hund zu Hof und Türe hinausjagen? — O alles — auch das Nichtswürdigste, ist dem Herzen zu ermöglichen, das den Schlüssel zu seinem Innersten — der Feigheit übergeben hat! — Weh! wehe den Feigen und Schwachen!! . . .

Fühlen Sie mit mir den tiefen, tiefen Jammer über das glückliche Gelingen der Heilkur, die von einer besonnenen Mutter und einem behutsamen Gatten angewendet wurde, um jenes Herz von einem „unanständigen" Brande zu heilen. O, glauben Sie mit mir, die Liebe ist wohl da, sie ist nicht nur geträumt: sie lebt, sie lebt — und in die elendeste Welt hinein treibt die liebende Natur ihre beseligenden Keime mit aller unverlorenen Fülle ihres wahrsten Wesens! Aber noch hat ihr Todfeind eine furchtbare Macht: seine Mittel heißen Erziehung, Ehe, Anstand, Geschäft — und seine Larve ist das gleißnerische Abbild jener Liebe selbst, gegen deren unentstelltestes Gebaren er zu Felde zieht, unbarmherzig und mörderisch —

aber immer mit dem Lächeln der Liebessorge! — Nun — hier ist's denn auch gelungen! — Sie können stolz darauf sein, die klugen Heilkünstler: es ist eine schöne Leiche, die sie sich hier erbeutet haben! Unter Prunk und festlicher Feier gehen sie an die Bestattung — laßt uns, ihr Liebenden, süße Blumen auf ihr Grab streuen! —

Nein, wir wollen sie nicht schmähen, die Tote — die Gemordete — denn sie war — die Liebe! Nie werde ich dieser Liebe mich schämen: ist sie verblichen, und bin ich fest überzeugt, daß sie nie sich wieder beleben kann, so war ihr Kuß doch der reichste Genuß meines Lebens! Nicht Ehre, nicht Glanz noch Ruhm könnten je mir diesen Genuß aufwiegen. — Leb wohl, du Schöne, Selige! Du warst mir über alles teuer, und nie will ich dich vergessen! Leb wohl! —"

Mit zunehmender ruhigerer Besinnung war in Wagner auch sein Empfinden für Minna wieder stärker erwacht. „Armes Weib! Sie war so reich, so viel: wen hätte sie nicht alles beglückt! Ach, daß dir gerade nur das einzige fehlte, das einzige — ohne das alle Liebe eine Täuschung, alle Liebessorge eine Marter, alles Vereintsein eine Qual ist: das Verständnis dessen, den du zu lieben glaubtest, dies Verständnis, dem einzig die Freude an dem Geliebten erwächst, die uns alle Leiden jubelnd ertragen heißt. — Ich mußte mich von dir trennen, um dich wieder lieben zu können — ich mußte es, selbst wenn wir beide daran zugrunde gingen!"

Vor allem als er erfuhr, daß Laussots sie mit der Nachricht, daß er Jessie „verführt" und durch falsche Angaben über seine Ehe sich willfährig gemacht habe,

gemartert und aufs tiefste verletzt hatten, wie sie andererseits, gefaßt, die Kränkungen hingenommen und ihre Liebe zu ihm sich stärker als Irrtum und Zweifel erwiesen hatte, erfüllte ihn aufrichtiges Mitleid mit dieser hartgeprüften unglücklichen Frau. Sofort nahm er das Anerbieten Karls an, nach Zürich zu reisen und Minna aufzusuchen, um ihr die nötigen Aufklärungen und beruhigenden Nachrichten zu geben. Als Ritter nach seiner Rückkehr mit großer Wärme das Verhalten Minnas schilderte, wie sie sich nach der erfolglosen Fahrt nach Paris mit seltener Energie zu fassen gewußt, seinem früheren Wunsch gemäß die neue Wohnung am See gemietet und eingerichtet habe, in der Hoffnung, doch endlich wieder von ihm zu hören, da war Wagners Widerstand gebrochen — er kehrte nach Zürich zurück.

Hiermit hatte diese stürmische Epoche in seinem Leben, die mit den verhängnisvollen Dresdner Wirren begonnen, durch allerhand Mißverständnisse sich gesteigert und schließlich durch einen äußeren Anlaß fast zur Katastrophe geführt hatte, einen versöhnlichen Ausklang gefunden. Noch einmal wagten es die alten Kampfgefährten, die weitere Lebensbahn gemeinsam zu gehen, und wie einst die Königsberger Prüfung beide gereift und noch enger aneinandergekettet hatte, so schien auch dieses bittere Erlebnis zunächst von segenbringender Wirkung. „Ich habe eine neue Frau bekommen," meldet Wagner kurz nach seiner Heimkehr am 27. Juli an Uhlig, „ist sie auch schon in allem die Alte geblieben, so weiß ich doch jetzt von ihr, daß sie — möge nun mit mir vorgehen und geschehen, was da wolle —

mir bis zum Tode zur Seite stehen wird. Ich für meinen Teil dachte wahrlich nicht, sie etwa nur zu prüfen: wie sich aber die Ereignisse gewendet haben, hat sie eine Feuerprobe durchgemacht, wie sie alle bestehen müssen, die heutzutage mit Bewußtsein an der Seite solcher stehen wollen, die die Zukunft erkennen und auf sie lossteuern."

Die neue Wohnung, die Minna während Wagners Abwesenheit ausgewählt und bezogen hatte, fand seinen vollen Beifall, und unter Minnas hausfraulicher Leitung — ein Talent, das an ihr zu jeder Zeit und von jedermann rühmend anerkannt wurde — entwickelte sich in der „Villa Rienzi" im engeren Freundeskreis bald ein frohes und geselliges Leben. „Ich fühle mich jetzt wieder sehr wohl und nach meiner Wahl möchte ich in der ganzen weiten Welt nicht anderswo leben als hier", schreibt Wagner an Uhlig. „Wir haben eine höchst angenehme Wohnung am See, mit den herrlichsten Aussichten, Garten usw. Im Hausrock gehe ich herunter und bade mich im See — ein Boot ist da, auf dem wir uns selbst fahren. Dazu ein vortrefflicher Schlag Menschen: Teilnahme, Gefälligkeit, ja rührendste Dienstbeflissenheit, wohin wir uns nur wenden. Mehr und zuverlässigere Freunde, als ich je im weiten schönen Dresden finden konnte: alles ist froh, daß ich nur da bin." Karl Ritters wegen, der zunächst seine Häuslichkeit teilte und den Ehrgeiz hatte, an einer kleinen Bühne seine Sporen als Kapellmeister zu verdienen, trat Wagner in Verbindung mit dem Direktor des Züricher Theaters. Dieser bot ihm selbst sofort den Dirigentenposten an, ließ sich aber, als Wagner dies ausschlug, nur unter der Bedingung zu einer Anstellung Ritters bewegen, daß Wagner die Überwachung und Anleitung des Neulings übernehme. Wagners schon aus Renommeerücksichten verständliche Ablehnung berei-

tete Minna, die als Hausfrau bei der andauernden Ebbe in ihrer Kasse natürlich die Frage in erster Linie vom rein praktischen Gesichtspunkte aus ansah, wieder großen Kummer. In einem Briefe an eine Freundin, in dem auch noch die Leiden der vergangenen Monate nachzittern, erleichtert sie ihr Herz: „Der Direktor hatte Wagner 200 Frs. monatlich geboten, wenn er die Stelle eines ersten Kapellmeisters bei seiner Bühne annehme, allein er findet es einmal unter seiner Würde, Geld zu verdienen und zieht es vor, von Almosen oder erborgtem Geld zu leben. Sie können bei meiner Denkungsweise begreifen, welche Mißachtung — abgerechnet was vorher gegangen ist — dies bei mir wie wohl bei jeder anderen Frau hervorbringen muß. Wie soll es mit mir, mit uns noch werden bei solchen Grundsätzen? Ich weine mir manchmal fast meine Augen wund und bin wirklich ganz abgefallen vor Kummer, den mir dieser Mann verursacht.“ Da Ritter sich bald als unfähig zur Leitung einer Oper erwies, mußte Wagner schließlich doch selbst — jetzt aber ohne Entschädigung — den Taktstock führen, bis ihn der junge Hans von Bülow und endlich dessen Zwist mit der Primadonna davon befreite. Dagegen ließ sich Wagner bereitfinden, gegen Honorar mehrere Winter hindurch einige Abonnementskonzerte der Züricher Musikgesellschaft zu leiten, wodurch er sich in der Gesellschaft viele Freunde und Anhänger gewann, zumal es ihm dank der Begeisterung der Mitwirkenden gelang, diese weit über das alltägliche Niveau hinauszuheben. In seinem eigenen Schaffen fuhr Wagner mit dem Ausbau seiner theo-

retischen Schriften fort, da es ihn nicht reizen konnte, Partitur auf Partitur zu häufen, ohne die Möglichkeit einer Aufführung in greifbarer Nähe zu wissen, und er andererseits trotz Minnas Bitten nicht mehr gewillt war, den Zeitforderungen irgendwelche Konzessionen zuzugestehen. Die pekuniäre Lage war daher ziemlich verzweifelt. Die Bemühungen Frau Ritters, die auch jetzt schon wiederholt mit kleineren Beträgen aushalf, Wagner eine sichere jährliche Unterstützung zu verschaffen, hatten noch nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt. In letzter Zeit war dann das Projekt aufgetaucht, in Gemeinschaft mit der Familie von Richards Bruder Albert Wagner, dessen Töchter Johanna und Franziska im Ritterschen Haus häufig verkehrten (Franziska wurde bald darauf Alexander Ritters Frau), etwas in diesem Sinn zu bewerkstelligen. Hiervon hatte auch Wagner Kenntnis erhalten. Entsetzt schreibt er an Uhlig (diese noch unveröffentlichte Briefstelle ist in den Uhlig-Briefen unterdrückt): „Laß mich Dir den Kollektivbegriff ‚Familie Wagner' in seine Bestandteile zerlegen, damit wir uns dann über das Ganze besser verstehen. Johanna ist ein gutes Mädchen, zwar ohne Charakter und höchst abhängig! Ich habe sie aber gerne. Franziska scheint mir sehr tüchtig zu sein: sie hat volles Herz und hellen Kopf für mich; Marie ist mir als ein talentvolles, aber verzogenes, leichtsinniges und etwas impertinentes Mädchen im Gedächtnis geblieben. Die Mutter der drei genannten Töchter ist mir geradewegs zuwider geworden; sie ist eine Komödiantenmama, die viel Gift in sich saugen kann und bei gelegener Zeit es auch wieder

losläßt. Zu diesem Loslassen bedient sie sich ihres Mannes, meines Bruders: dieser ist ein begabter Mensch, mit großem künstlerischem Instinkte, aber weichlich, schwach und unselbständig und durch das ewige Komödiantentum durchaus heruntergekommen. Er warf mir noch in Briefen nach der Schweiz vor, daß ich bei meinem Opernkomponieren nicht praktischer verführe, die kleinen Theater und die Anforderungen der Sänger usw. nicht mehr berücksichtigte: hauptsächlich aber, daß ich mich durch den Hallunken, den Röckel, hätte verführen lassen, um so meine schöne Dresdner Stelle zu verlieren. In Summa: nimmst Du mir's nicht übel, wenn ich bekenne, daß die Familie in Bausch und Bogen mir durchaus gleichgültig ist? wenn ich hierbei fast einzig nur Franziska ausnehme, von der ich nur wünschte, mehr zu erfahren? Aus dieser Gleichgültigkeit mußte aber etwas anderes werden, sobald sich folgende Verwicklungen zeigten: — nachdem Du in Soden mit Johanna zusammengetroffen, erhielt meine Frau von meiner Chemnitzer Schwester die Nachricht, daß sie sich sehr freue, daß Johanna (das ist: die Familie Wagner) jetzt etwas zu tun für mich entschlossen sei; wir würden ja wohl schon einen Brief von ihr erhalten haben. Johanna hatte aber meiner übrigen Familie gemeldet, daß sie mich jetzt unterstützen werde. (Beiläufig: weder Brief noch sonst etwas ist aber angekommen.) Als ich mit Karl Ritter in Albisbrunn zusammentreffe, sagt mir dieser, daß seine Mutter ihm geschrieben und ihn zu einem Familienkongreß nach Berlin eingeladen habe. Ich gestehe meine Schwäche, von dieser Nachricht haupt-

sächlich durch den Ort Berlin [wo Johanna als Sängerin an der Hofoper engagiert war] plötzlich dahin überrascht worden zu sein, daß ich vermutete, Wagners hätten sich — um zu verabredender gemeinschaftlicher Unterstützung für mich willen — an Ritters gewandt, und in Berlin sollte Beratung hierüber gehalten werden. Diese Vorstellung peinigte mich dermaßen, daß ich schlaflos blieb und Karl dringend ersuchte, sogleich an die Seinigen zu schreiben und ihnen meine Gesinnungen dahin auszudrücken, daß ich von Wagners nicht das mindeste annehmen würde, und ein — etwa gemeinschaftliches Operieren von Ritters und Wagners zu meinen Gunsten, sowie schon nur der Gedanke daran, daß jene mit diesen über mich, meine Verhältnisse und Zukunft verhandeln, mich so unglücklich machen könnte, daß ich selbst Ritters Hilfe mir aus den Augen rücken müßte. — Soll ich Dir erst noch haarklein vordemonstrieren, warum ich von Wagners nichts wissen will und warum jene geargwöhnte Gemeinwirtschaftlichkeit mich rasend gemacht haben würde? Wohl nicht? — Ritters sind für mich die neue Welt: zwischen uns versteht sich alles von selbst; wir freuen uns gegenseitig über uns, und jedes, was eines tut, geschieht dem andern zur Freude. Von Dank ist zwischen uns keine Rede. — Und ich sollte gleichgültig sein, wenn ich befürchten müßte, in dieses herrliche Verhältnis mischte sich auf einmal die Mäkelei von Leuten, die mich nicht begreifen, noch lieben — die höchstens um des Geredes der Leute willen, gewissermaßen Schanden halber, mir — — O pfui! Überlege Dir die

ganze Vergangenheit meiner letzten Lebensjahre, blicke dabei auf die anderen, und blicke auf Ritters, so wirst Du hoffentlich begreifen, warum ich außer mir war, als jener Verdacht, jene Vermutung in mir aufstieg!“ Wagner zog es vor, lieber aufs neue Liszts Hilfe anzurufen: „Bei allen vortrefflichen Eigenschaften, die meine Frau besitzt, versteht sie mich doch in meinem eigensten Wesen leider gar nicht: in dem was ich bin und leiste, vermag die Armste keine Erhebung über das zu finden, was um jenes Höheren willen zu erdulden ist: sie empfindet nur das Trübe unserer Lage, und vermag sich dafür durch nichts — was ich leiste — zu trösten. Ich bin ihr innerlich fremd. Zugleich dauert sie mich — gerade um dessen willen — aber so sehr! — Soll ich nun Ruhe haben, um ungestört mich einer künstlerischen Arbeit hingeben zu können, so müßte ich für mein nächstes Auskommen mich gesichert wissen.“ Der stets Hilfsbereite versagte auch diesmal nicht: er übermittelte den offiziellen Auftrag des Weimarer Hoftheaters zur Komposition von „Siegfrieds Tod“. Trotzdem zögerte Wagner mit dem Beginn der Arbeit. Das schon vor Jahren konzipierte Siegfried-Drama hatte sich allmählich zu dem Riesenwurf der Tetralogie gesteigert. Diese aber konnte er dem kleinen Hoftheater nicht mehr zumuten. Während er noch nach einem Ausweg aus diesem neuen Dilemma suchte, ermöglichte ihm unerwartet ein Glücksfall, auf den Weimarer Antrag zu verzichten und, befreit von Lebenssorgen, der Ausführung des Nibelungenplanes sich zu weihen. Eine beträchtliche Erbschaft enthob plötzlich seine

Gönnerin, Frau Ritter, den unablässigen Bestrebungen, die erforderliche Hilfsquelle zu erschließen, und setzte sie in die Lage, die ihm zugedachte Jahresrente von 800 Talern nun allein aus eigenen Mitteln aufbringen zu können. Diese frohe Botschaft erreichte Wagner im Herbst 1851 während einer Wasserkur in Albisbrunn. Er war nämlich damals vom Wasserteufel befallen und ruinierte seine Gesundheit durch die ewigen kalten Bäder und Abwaschungen, die er zum Entsetzen seiner Frau, „die ihm am frühesten Morgen zu der darauf nötigen Promenade mit der Laterne auf den Weg leuchten mußte", auch in Zürich bei größter Winterkälte fortsetzte. Wagner hatte nach der Rückkehr aus den Bergen die in der Vorstadt Enge gelegene „Villa Rienzi" mit einer näher der Stadt gelegenen Parterrewohnung in den vorderen Escherhäusern vertauscht. Der Freundeskreis fand hier eine für sein ganzes Leben bedeutsame Erweiterung: durch den ihm von der Dresdner Revolution her bekannten Marschall von Bieberstein lernte er den sehr vermögenden Kaufmann Otto Wesendonk kennen, der sich als Vertreter eines Neuyorker Seidenhauses mit seiner hübschen jungen Frau Mathilde vor kurzem in Zürich niedergelassen hatte. Beide hatten den Winter zuvor der Aufführung einer Beethovenschen Symphonie unter Wagners Direktion beigewohnt und unvergeßliche Eindrücke davon mitgenommen. Das Bestreben, den bewunderten Künstler kennenzulernen, war daher wohlverständlich, namentlich von seiten der ideal veranlagten, künstlerisch fein empfindenden, dabei im Geschmack noch gänzlich unverdorbenen jungen

Frau — sie selbst nennt sich „ganz unbelehrt, gleichsam ein weißes unbeschriebenes Blatt". Es entwickelte sich schnell ein vertrauter, freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Familien, und es beglückte Wagner, dem zeit seines Lebens ein Hang zum Lehren und Bekehren innewohnte, die aufmerksame Schülerin in die Welt seiner Kunst und Ideen einzuführen, der empfänglichen Seele den Hauch des Genius zu übermitteln. „Der Meister begann," erzählt Frau Wesendonk in ihren Erinnerungen, „mich in seine Intentionen näher einzuweihen. Zunächst las er die ‚Drei Operndichtungen', die mich entzückten, hierauf die Einleitung dazu und allmählich eine seiner Prosaschriften nach der anderen. Da ich Beethoven liebte, spielte er mir die Sonaten; war ein Konzert in Sicht, wo er eine Beethovensche Symphonie zu leiten hatte, so war er unermüdlich und spielte vor und nach der Probe die betreffenden Sätze so lange, bis ich mich ganz heimisch darin fühlte. Es freute ihn, wenn ich ihm zu folgen vermochte und an seiner Begeisterung die meinige entzündete."

Noch eine zweite wertvolle Bekanntschaft machte Wagner kurz darauf im Frühjahr 1852 in der Familie Wille, die in dem Zürich benachbarten Mariafeld hauste, wo ihn Freund Herwegh einführte. Wurde im Wesendonkschen Haus vor allem dem Künstler, dem vergötterten Genius gehuldigt, so stand die rein menschliche Freundschaft und schlichte Gastlichkeit des Willeschen Kreises auf nüchternerer Grundlage, wenngleich auch hier namentlich mit dem Hausherrn lebhafte Diskussionen über künstlerische

und philosophische Fragen (Schopenhauer) an der Tagesordnung waren. Frau Eliza Wille hatte bereits zehn Jahre zuvor in Dresden flüchtig Wagners Bekanntschaft gemacht. Er schätzte jetzt zunächst in ihr die warmherzige liebenswürdige Hausfrau und Gastgeberin; der wahre Wert dieser Freundschaft sollte sich erst später erweisen. Dem Willeschen Kreis widerfuhr um die Weihnachtszeit 1852 die Auszeichnung, als erster an drei aufeinanderfolgenden Abenden von Wagner mit der vollendeten Dichtung des Nibelungenringes bekanntgemacht zu werden. Dieser intimen Vorlesung folgte im Februar 1853 eine vor größerem geladenen Kreis im Saal des Züricher Hotel Baur au lac.

Wie gern hätte Wagner diesem Züricher Freundeskreis noch die Familie Ritter angegliedert; es war sein steter Kummer, daß gerade diese Frau, die ihm eigentlich so nahestand, dauernd von ihm entfernt lebte und dadurch ein schrankenloses Vertrauen und restloses Verständnis erschwert wurde. In einem noch unveröffentlichten Brief Wagners an Uhlig findet sich die Klage: „Oft übermannt es mich recht, Frau Ritter wieder einmal zu schreiben: ich komme mir manchmal so ungeheuer undankbar gegen sie vor! Ohne diese großherzige Frau wäre ich ja jetzt der bejammernswürdigste Mensch; — ja, alle Vorstellung, alles Denken geht mir aus, wenn ich mir vorstellen und denken soll, was ich jetzt ohne sie wäre: ich kann mir keinen anderen Begriff als nur den allerschrecklichsten davon machen! Und doch — lebt ein Geist der Unzufriedenheit in mir, der mich wie zur Selbstvernichtung gegen

mein Liebstes, selbst gegen diese Frau antreibt. Ich glaube, es kommt dies nur von dem Umstande, daß sie von mir entfernt ist und — in dieser Entfernung verharrt. Wäre sie in meiner Nähe, und könnte ich mit dieser Familie im trauten Verkehr zusammenleben, so würde, denke ich, diese peinigende Unzufriedenheit schwinden! So will ich denn hoffen, daß auch dieser Wunsch mir in Erfüllung gehe, denn ohne dem beginnt mich fast alles schon zu ängstigen, was Ritters für mich tun, — ich komme mir — lache nicht! — manchmal nur wie für den ‚Tannhäuser' bezahlt vor. Es ist dies eben das verfluchte Mißtrauen des Proletariers gegen den Kapitalisten!"

Ein entscheidender Wendepunkt im Leben des noch immer aus seinem Vaterland Verbannten war jetzt angebrochen. Fünf Jahre, während deren er in immer neuen theoretischen Schriften als kampfesmutiger Apostel einer neuen Kunst Sturm lief, war der Quell musikalischen Schaffens in seiner Brust versiegt. Die Wunderwelt der Nibelungen sollte ihn nun zu neuem Leben wecken. Doch ehe Wagner die nötige Ruhe, die innere Lust und Heiterkeit zur Produktion gewinnen konnte, mußte er neue Lebenseindrücke in sich aufnehmen, „sich von außen her sättigen, um dann durch einen schönen Gegendruck sein Inneres freudig wieder nach außen zu werfen." Da die wirkliche Welt ihm kalt und feindlich gegenüberstand, wollte er eine Scheinwelt um sich schaffen, deren Zauber ihn beglückend erregte. Zunächst mußte die äußere Umgebung erfreulicher gestaltet werden. Die enge Parterrewohnung in den Escherhäusern

wurde mit dem geräumigen zweiten Stock desselben Hauses vertauscht und dieser so luxuriös wie möglich ausgestattet. Daß bei dem Aus- und Umbau der Wohnung in allem Wagners Wünschen Rechnung getragen werden konnte, verdankte er dem opferwilligen Entgegenkommen seiner ihm enthusiastisch ergebenen Hauswirtin Frau Clementine Stockar-Escher. Dem freundschaftlichen Verkehr mit dieser Frau „voll von eigenem künstlerischem Talent" (sie war Dilettantin in der Aquarellmalerei) verdanken wir auch ein vortreffliches Porträt Wagners aus damaliger Zeit, das kurz nach seiner Vollendung als Lithographie weite Verbreitung gefunden hat. Wenig entzückt von der äußeren Neugestaltung, die sich sogar auf ihre eigenste Person erstreckte, war Minna, die in treuer Anhänglichkeit an den alten liebgewonnenen Gegenständen ihrer Umgebung hing, die nun größtenteils dem neuen Regiment hatten weichen müssen. In einem Brief vom 25. April 1853 klagt sie: „Richard ist in der neuen Wohnung sehr glücklich, er konnte wieder einmal nicht anders, als sich sehr hübsch einzurichten und sich natürlich dabei in Schulden zu stecken. Auch dieses gehört zur Genialität! Er hat mich mit Geschenken reich bedacht, z. B. mit einem seidenen Schlafrock, in dem sich eine Königin nicht zu schämen brauchte, dann zwei Hüte, ein Mäntelchen von wollenem, sonderbarem Stoff. Die Überraschung aber bei unserer Zurückkunft war noch größer. Alle meine lieben alten Möbel waren beiseite geschafft und an ihrer statt rotseidene und samtene gestellt, auch rote Vorhänge mit gesticktem Tüll darunter. Ich muß es Ihnen gestehen, meine

teure Freundin, daß es mich eher schmerzte als freute. Es war, als ob ich in eine fremde Stube käme, nicht mehr in meine heimliche, mit der ich ja vollkommen zufrieden war. Ich mußte mich erst herzhaft ausweinen. Der gute, närrische Mann, in solchem äußeren Flitter liegt mein Glück nicht... Wozu auch dieser bunte Tand? Mein Leben war ohnedies so bunt, daß dieser nicht mehr zu meiner Stimmung paßt."

Fühlte sich durch dieses neugeschaffene Milieu der Mensch in Wagner erhoben und gestärkt, so sollte nun auch dem Künstler, der bei den alltäglichen Züricher Genüssen auf sehr bescheidene Kost gesetzt war, endlich einmal ein Feiertagsschmaus bereitet, sein Darben gestillt werden. Vor allem, um aus seinen früheren Werken, namentlich dem noch nie gehörten „Lohengrin" neue Anregung zu schöpfen, veranstaltete Wagner ein großes dreitägiges Züricher Musikfest. „Alles schwelgte. Es war wirklich ein Fest für die Welt um mich herum: die Frauen sind mir alle gut geworden und einer schönen Frau — legte ich das ganze Fest zu Füßen!" Diese „Eine" war die Freundin Mathilde Wesendonk, deren Gatte den größten Teil der sich auf 9000 Frs. belaufenden Unkosten des Festes gezeichnet hatte. Als einzige Solistin bei den Konzerten hatte Frau Emilie Heim, die Frau des Musikdirektors Heim, eine der gefeiertsten Schönheiten Zürichs, mitgewirkt. „Sie besaß eine wirklich schöne Stimme und einen herzlichen Ton. Nur war sie durchaus unmusikalisch, und das Treffen der Noten und namentlich das Takthalten machte mir viel zu schaffen." Wagner zählte

lange Zeit zu ihren Bewunderern; er nannte sie stets „Sieglinde", da er in der blondgelockten, echt germanischen Frauengestalt ein Vorbild seiner Wälsungentochter erblickte. Die Familie Heim wohnte ebenfalls in den Escherhäusern, und die Nachbarn standen in regem freundschaftlichen Verkehr.

Ein sehnsüchtig erwarteter, leider nur achttägiger Besuch Liszts und längere Gebirgstouren brachten nach den Anstrengungen der Konzerte erwünschte Erholung. Auf diesen Ausflügen begleitete ihn Georg Herwegh, dessen Frau sich damals auch in Zürich eingefunden und bald eng an Minna angeschlossen hatte. Von ihr, die später über Wagner das harte Urteil gefällt hat: „diese Taschenausgabe von einem Manne, dieser Foliant von Eitelkeit, Herzlosigkeit und Egoismus", besitzen wir eine sehr anschauliche Schilderung Minnas: „Sie war eine stattliche hübsche Erscheinung. Ohne auf der gleichen Bildungsstufe mit ihrem Mann zu stehen, besaß sie doch, was das Gemüt, die wirkliche Herzensgüte betraf, viele Haupteigenschaften, in denen sie ihm weit überlegen war und um derentwillen man sie lieb haben und ehren mußte. Sie zeichnete sich keineswegs durch eine besonders geistvolle Konversation aus, aber sie hatte, was wichtiger ist, in den schwersten Zeiten, wo es beiden oft am Allerunentbehrlichsten fehlte, trefflich verstanden, dem von ihr verehrten Mann und Künstler die Sorge ums tägliche Brot und die bittere Prosa jeder Stunde möglichst fernzuhalten... Feinen Takt mußte man von ihr freilich nicht fordern; dazu war sie eine zu leidenschaftliche, sich nicht beherrschen könnende und nicht genügend

gebildete Natur, aber wer an ihr vortreffliches Herz appellierte, durfte sicher sein, verstanden zu werden und Gehör zu finden. — Als sie sich mit Wagner vermählte, war sie die schöne, gefeierte Tragödin, er der damals noch unberühmte, d. h. unscheinbare, verhältnismäßig unbekannte und immer überschuldete Musiker. Die Eitelkeit hatte somit keinen Teil an ihrer Wahl. Allerdings, um später in einem Leben von Kampf, Entbehrungen und der ärgsten Prosa noch so viel Atem zu behalten, um trotz allem mit einem Manne wie Wagner gleichen Schritt halten zu können, ihm stets ebenbürtig zu bleiben, dazu hätte es vielseitiger Naturanlagen und einer Schwungkraft bedurft, die die gute Minna wohl nie besessen, jedenfalls zu pflegen, nie die Muße gehabt hat. Der Kern war vortrefflich! Die Welt wird es nie erfahren, was diese gute treue Proletarierseele alles für ihren Mann getan hat!" Wagner scheint für Emma Herwegh nie besondere Sympathie gehegt zu haben. Jedenfalls ersah er in Minnas Umgang mit ihr ein nicht sehr günstig auf sie einwirkendes Moment. So ruft er ihnen aus den Bergen auf eine durch Frau Herwegh veranlaßte Anfrage Minnas selbstbewußt zu: „Du arge Frau hast ja nicht einmal das mindeste Vertrauen, sondern hinter jedem Schritt, hinter jedem Wort argwöhnst Du etwas, siehst etwas, was gar nicht vorhanden ist. Ihr närrischen Frauen! Begreift Ihr denn nicht, daß Euer größter Stolz darin bestehen muß, wenn Euer Mann aus der vollsten Ungebundenheit und Freiheit endlich doch immer sich Euch wieder zuwendet?"

Ehe Wagner nach seiner Rückkehr aus den Alpen

nun endgültig die Arbeit am „Rheingold“ aufnahm, begab er sich noch zu dem zuvor mit Liszt verabredeten Rendezvous nach Basel. Hier lernte er auch die mit dem Freund eingetroffene Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein und deren Tochter Marie in persönlichem Verkehr näher kennen, nachdem er ihr früher nur flüchtig bei einer Aufführung des „Tannhäuser“ in Dresden und bei seiner Flucht auf der Altenburg in Weimar begegnet war. Den Eindruck, den diese sonderbare Frau, die im Leben Liszts eine so bedeutsame, zu guter Letzt aber unheilvolle Rolle gespielt hat (siehe meine Liszt-Biographie), auf Wagner hervorrief, schildert die Autobiographie: „Der ungemeinen Lebhaftigkeit und anregenden Hingebung der Fürstin an alles, was uns einnahm, war, wie alle, welche um jene Zeit in die Nähe dieser Frau geführt wurden, kennen gelernt haben werden, unmöglich zu widerstehen. Mit gleichem Interesse für die höchsten Fragen, welche uns bewegten, wie für die zufälligsten Einzelheiten unseres persönlichen Verkehrs mit der Welt, schmeichelte sie einen jeden in eine gewisse Extase hinein, in welcher er das Beste, dessen er fähig war, von sich zu geben, sich genötigt fühlte. Mit einem gewissen schwärmerischen Ausdrucke wirkte dagegen die kaum fünfzehnjährige Tochter der Fürstin, welche in Tracht und Haltung ganz als das zur Jungfrau soeben erst erblühende Mädchen erschien, und sich von mir auch den Ehrentitel „das Kind“ erwarb.“

Liszt wollte sich von Basel aus zum Besuch seiner Kinder nach Paris begeben, und, einer plötzlichen Laune folgend, brach die ganze Gesellschaft

gemeinsam dorthin auf. Einen der ersten Abende brachte man ganz en famille bei Liszts Kindern, den beiden Schwestern Cosima und Blandine, die mit einer Erzieherin zurückgezogen in Paris lebten, zu. Auch Liszts hoffnungsvoller Sohn Daniel war anwesend und machte durch seine große Lebhaftigkeit und die Ähnlichkeit mit seinem Vater auf Wagner einen „rührenden Eindruck", während an den beiden Töchtern „nur die anhaltende Schüchternheit zu bemerken war". Wagner hatte mit Minna verabredet, daß sie ihn in Paris abholen solle, damit sie in Erinnerung an die früheren schweren Tage noch ein paar vergnügte Stunden hier zusammen verleben könnten, doch solle sie erst eintreffen, „wenn Liszt und die Fürstin (besonders sie) fort sind". Da hatte er unerwartet Wesendonks auf der Straße getroffen, und jetzt ruft er Minna schleunigst zu sich, da „sie ja zur Not bei denen sein könne, wenn er noch etwa Suiten mitmachen müßte. Die Wesendonk freute sich sehr, als sie erfuhr, daß Du auch kämst." Wie auch dieser Umstand zeigt, waren Minna und Mathilde damals gute Freundinnen. Minna traf sogleich in Paris ein und verbrachte dort mit Richard und den alten treuen Freunden aus den Tagen der Not eine frohe Woche. Dann aber zog es Wagner mit unwiderstehlicher Gewalt zur Arbeit. „Mir hilft all nichts mehr. S'ist aus. Krepieren oder Komponieren — das ist alles!" Hals über Kopf kehrten sie nach Hause zurück, und er stürzte sich mit wahrer Fieberglut auf die Komposition des „Rheingold", der ohne Unterbrechung die der „Walküre" sich anschloß. Das einzige Hemmnis bei der

Arbeit bildete die infolge Ausbleibens der erhofften Bestellungen auf die früheren Werke wieder kritisch sich anlassende Geldlage. „Dies ewig Unzureichende und Knauserige unserer Existenz", klagt er Liszt, „greift aber meine arme Frau immer heftiger an, die ich nur durch eine gewisse ökonomische Ruhe ebenfalls bei Gemütsruhe erhalten kann." Die häusliche Situation war daher, zumal er selbst in solchen Perioden stärkster Geburtswehen begreiflicherweise zur Heftigkeit neigte, zeitweise recht gespannt und ungemütlich. Bei Minna trat infolge der übermäßigen Aufregungen der letzten Jahre immer deutlicher ein chronisches Herzleiden zutage, so daß sich Wagner, sowie er die erforderlichen Geldmittel bei den Freunden (namentlich Wesendonk und Sulzer) flüssig gemacht hatte, zu einem gemeinsamen Kuraufenthalt auf dem Selisberg (August 1854) entschloß. Hier unterzog sich Minna einer Molkenkur und trat nach deren Beendigung allein eine Erholungsreise zu den Verwandten in Deutschland an. Auf dieser suchte sie nach Kräften im Interesse ihres Mannes zu wirken; so betrieb sie in Dresden aufs eifrigste die Amnestierungsangelegenheit, zu welchem Zweck sie sogar in persönlicher Audienz beim Minister von Beust erschien, ohne allerdings viel erreichen zu können. Auch in Berlin war sie bemüht, den Intendanten von Hülsen zu der mehrfach gescheiterten Annahme des „Tannhäuser" an der Hofoper unter den von Wagner gestellten Bedingungen zu bewegen.

Die Berliner „Tannhäuser"-Angelegenheit hatte Wagner schon viel Verdruß bereitet. Vor allem

betrübte es ihn, daß seine Nichte Johanna, die damals in Berlin großen Einfluß hatte, sich nicht im geringsten in seinem Interesse betätigte. In bitterer Ironie schreibt er über sie in einem noch unveröffentlichten Brief: „Grüße auch ja meine Nichte Johanna: ach, wenn die doch auch ein gutes Wort für mich einlegen wollte! Bittet sie nur recht, sie tut's gewiß, das gute Mädchen, sagt es ihr nur, wie schlecht es mir armem Teufel ginge! Sie hat jetzt die volle Macht dazu, mir zur Anerkennung zu verhelfen, denn zu meiner wohltuendsten Freude erfahre ich, daß sie einen preußischen Prinzen zum Geliebten hat, der schon so manches — auch ihren Kontrakt — für sie durchgesetzt hat: vielleicht, wenn sie recht gefällig gegen ihn ist und die Mama nichts dawider hat, erwirkt sie auch etwas für mich!" Doch nicht durch Johanna, sondern dank der unermüdlichen Fürsprache von Alwine Frommann wurden schließlich im folgenden Jahr die dem „Tannhäuser" in Berlin bereiteten Hindernisse beseitigt.

Während Minnas Abwesenheit bildete noch häufiger wie zuvor Wagners einzigen Umgang Mathilde Wesendonk. Das Verhältnis hatte sich immer herzlicher gestaltet, sich aber auch bald gewandelt, indem jetzt nicht mehr der gütige Berater und Lehrer der lernbegierigen, ihn schwärmerisch verehrenden Zuhörerin gegenüberstand, sondern der Gaben spendende Genius seiner Schutzgöttin, seiner Muse. Hatte er schon früher einzig ihr zuliebe ein oder das andere Konzert veranstaltet, so widmete er ihr jetzt sein ganzes Schaffen. „Was er am Vor-

mittage komponierte, das pflegte er am Nachmittage auf meinem Flügel vorzutragen und zu prüfen. Es war die Stunde zwischen 5 und 6 Uhr; er selbst nannte sich „den Dämmermann". „Öde" hat er nie gekannt. Anregung brachte er dahin, wo er sie nicht fand. Trat er je einmal ins Zimmer, sichtlich ermüdet und abgespannt, so war es schön, zu sehen, wie nach kurzer Rast und Erquickung sein Antlitz sich entwölkte und ein Leuchten über seine Züge glitt, wenn er sich an den Flügel setzte." Das Vorspiel der „Walküre" trägt die Widmung: G(esegnet) S(ei) M(athilde)! Es war unvermeidlich, daß dieses anfangs in erdfernen Sphären sich bewegende ideale Verhältnis sich unmerklich immer gefahrdrohender der Realität näherte, daß die heimlich in den Herzen der Beiden aufglimmende Liebesflamme eines Tages gewaltsam den Schleier des schönen Traumbildes zerreißen mußte. Noch waren die Fesseln der Umgebung, die übernommenen Pflichten mächtig genug, sie niederzuhalten. Liszt klagt Wagner seine Not: „Durch eine vorschnelle Heirat mit einer achtungswerten, aber mir ganz unangehörigen Frau, bin ich ein fürs Leben Verfehmter geworden!... Gott, wie gern wollte ich da nackt in die Welt hinausfliehen, nichts, nichts mehr sein, als glücklich liebender und geliebter Mensch! Nun — dies Eine — soll ich nicht mehr sein können: ich soll nicht mehr glücklich, sondern nur noch unglücklich lieben können — ein Verfehmter — Unmöglicher!!" Trost und Hilfe in dieser Pein bringt ihm die Bekanntschaft mit Schopenhauer, auf dessen Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" ihn Herwegh aufmerksam

gemacht. Aus ihm gewann er die Kraft zur Resignation, ein „Quietiv für die Stürme seines Herzens". „Es macht mir jetzt Spaß, für meine Frau zu leben: wenn man die Liebe nach Opfern mißt, so ist gewiß niemand so geliebt worden; denn niemand wurden so schwer bewußte Opfer gebracht."... „Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll: ich habe im Kopf einen ‚Tristan und Isolde' entworfen." Räumliche Trennung, hervorgerufen durch Wagners Konzertaufenthalt in London während des Sommers 1855 und einen von Otto Wesendonk wohl nicht ohne Absicht gewählten Winteraufenthalt in Paris (1856/57), löste für diesmal noch den drohenden Konflikt.

Doch schon der intime Verkehr Wagners im Wesendonkschen Haus hatte genügt, in Züricher Kaffeekränzchen tiefste „sittliche Entrüstung" hervorzurufen, und gute Freundinnen tuschelten der armen Minna bei ihrer Heimkehr gar manches ins Ohr und begannen, natürlich aus scheelster Eifersucht, Mathilde zu schneiden. Da Minna selbst in Briefen an Wagner nach London wiederholt dieses Thema aufgriff, sah er sich genötigt, hierzu ausführlich Stellung zu nehmen. Seine Auslassungen werfen ein charakteristisches Schlaglicht auf die ganzen Verhältnisse; er schreibt: „Sulzer wird hoffentlich nicht so ängstlich mit seinen Besuchen bei einer Strohwitwe sein, als der „unverdorbene" Wesendonk, das gute Tierchen, der doch hoffentlich

nicht glauben wird, daß nur die Gegenwart des Mannes von allerhand dummem Zeuge abhielte, was sonst notwendig die Frau mit dem anderen treiben würde; gewiß hat er z. B. von der seinigen keinen so traurigen Begriff, wie ich ihn glücklicherweise von Dir auch nicht habe, weshalb ich Dir herzlich gern gestatte, jeden Besuch zu empfangen, der Dir nur angenehm sein kann. Dies bringt mich auf Deine Berichte von dem Verruf, in welchen die Wesendonk bei den Frauen M., Heim und Boom gefallen ist: — ist die Frau wirklich plötzlich so unangenehm geworden, daß es jene nicht mehr mit ihr aushalten können, so muß das doch recht arg sein, und mir sollte es sehr leid tun, da die Wesendonk noch vor kurzem allgemein als eine recht liebenswürdige Frau angesehen wurde. Sollte man ihn, Wesendonk, wegen dieses Verrufes seiner Frau „bedauern", so zeigte das zwar sehr viel Menschenliebe gegen ihn, nicht aber gegen die Frau, die man selbst in Verruf bringt, und ich könnte dieses Bedauern nicht für sehr herzlich erhalten. Hoffentlich gehst Du aber Mad. H. und M. usw. mit gutem Beispiel voraus und zeigst Dich versöhnlicher und nachsichtiger gegen vielleicht vorkommende Eigenheiten, die im Grunde wohl verzeihlich und nicht so gar abschreckend sein dürften. Natürlich kann auch Dir damit kein Zwang angetan werden, und hast Du eine wirkliche Antipathie gegen die Wesendonk, so würde ich selbst den vermeintlichen ihr schuldigen Dank nicht für stark genug halten, Dich nötigen zu sollen, einen Umgang fortzusetzen, der Dir zuwider ist. Beruht aber Deine Abneigung auf irgendeinem Mißtrauen, das Dir an

die Ehre zu gehen schiene, so glaube ich Dir die Versicherung geben zu dürfen, daß dieses Mißtrauen vollkommen ungerechtfertigt und unbegründet sei, und Du dagegen fest annehmen könntest, daß niemand Dein Vertrauen und Deine Freundschaft mehr verdiene, wie die Wesendonk, so wie ich ebenfalls, bei aller Verschiedenheit der Charaktere und der Fähigkeiten, ein festes und herzliches Vertrauen zu ihm habe, ein Vertrauen, wie er mit vollem Recht hoffentlich auch mir es zuwendet." Damit war der Sturm im Züricher Frauenstaat für diesmal noch glücklich vermieden; doch mit Argusaugen lagen die Hüterinnen der Sittlichkeit auf der Lauer. Minnas Argwohn hatte sich rasch gelegt, zumal sie glaubte, ihn mit mehr Grund nach ganz anderen Seiten hin betätigen zu müssen. Das benachbarte „Heimchen", mit der Wagner gerade damals Stücke aus der „Walküre" für Vorführungen im Freundeskreis studierte, wobei sie ihn, wie Minna schreibt, „fast mit ihren Blicken verschlang", und die Gattin des Redakteurs der „Eidgenössischen Zeitung", Frau Johanna Spyri, für die Wagner eine Zeitlang starkes Interesse an den Tag legte, schienen ihr weit gefährlicher. Namentlich mit Frau Heim kam es bald zu unliebsamen eifersüchtigen Szenen, die das Fenster-an-Fenster-Wohnen der beiden Frauen unmöglich machten. Die Stelle Frau Heims bei den musikalischen Vorführungen nahm darauf Frau Pollert ein, die einst in Magdeburg bei jener denkwürdigen einzigen Aufführung des „Liebesverbots" die Isabella gesungen hatte und jetzt am Züricher Theater engagiert war.

Mitte Oktober 1856 traf Liszt, diesmal in Begleitung der Fürstin und Tochter, zu einem längeren Besuch in Zürich ein. „Ein großes Leben kam jetzt nicht nur über mein bescheidenes Haus, sondern über ganz Zürich, als die Fürstin Caroline ihre Residenz in dem Hotel Baur aufschlug. Die eigentümliche Aufregung, welche die Dame sofort über alles brachte, was sie in den Kreis ihrer Bekanntschaft zu ziehen wußte, erfüllte namentlich auch meine gute Schwester Klara, die um diese Zeit noch bei uns verweilte, mit einer wahrhaften Berauschung. Es war, als ob Zürich mit einem Male eine Art von Weltstadt geworden wäre: Wagen fuhren hin und her, Bediente meldeten an und ab; Diners, Soupers drängten sich; wir fanden uns plötzlich von einer zunehmenden Anzahl von interessanten Menschen umgeben, von denen wir keine Ahnung gehabt hatten, daß sie in Zürich hausten.... Hauptsächlich waren es die Professoren der Universität Zürich, welche die Fürstin aus ihren versteckten Züricher Gewohnheiten herauszuziehen wußte. Sie genoß bald jeden einzelnen von ihnen für sich, bald wurden sie uns von ihr en masse serviert. Trat ich von meiner regelmäßigen Mittagspromenade für einen Augenblick ein, so dinierte die Dame mit Semper, das andere Mal mit Professor Köchly, ein drittes Mal mit Moleschott und so fort, en particulier. Bei dem Allen aber herrschte eine wirklich sehr erleichternde Freiheit und Ungezwungenheit; namentlich waren die einfacheren Abende bei mir, wo die Fürstin mit polnisch patriarchalischer Gemütlichkeit der Hausfrau beim Servieren half, wirklich von großer Behaglich-

keit.... Der Fürstin schien außerordentlich viel daran gelegen zu sein, über die eigentliche ‚Intrigue' in Betreff des Götterschicksals in meinem ‚Nibelungenring' auf das Reine zu kommen. Ich wurde von ihr eines Tages, ganz wie einer der Züricher Professoren, en particulier vorgenommen, um ihr über diesen Punkt genügende Aufklärung zu geben, wobei ich gestehen muß, unwiderleglich inne geworden zu sein, daß es ihr wirklich auf das Verständnis der zartesten und geheimnisvollsten Züge ankam, nur in einem etwas zu arithmetisch-mathematischen Sinne, so daß ich am Schlusse fast glaubte, ihr ein französisches Intrigenstück erklärt zu haben. Ihre Lebhaftigkeit in allen solchen Dingen war so groß, wie andererseits wieder die eigentümliche Gutgelauntheit ihrer Natur; denn sie ertrug es mit wahrer Lustigkeit, als ich in Betreff der ersteren Eigenschaft ihr eines Tages erklärte: ich würde, stets in ihrer Gesellschaft, nach den ersten vier Wochen umgebracht sein." Diese ewige Aufgeregtheit der Umgebung, das bewegte Leben und Treiben war nun gar nicht nach Wagners Geschmack. Er suchte sich nach Möglichkeit davon fernzuhalten und war bestrebt, auch Liszt, um dessen Gesundheit er ernstlich besorgt war, aus diesem Strudel herauszuziehen, ohne allerdings hierin, ebensowenig wie bei Meinungsverschiedenheiten auf künstlerischem Gebiet (Finale der Dante- und Faustsymphonie) gegen den schwerwiegenderen Einfluß der Fürstin etwas ausrichten zu können. Diese sah sich dadurch sogar veranlaßt, zumal sie in Liszts selbstlosem Eintreten für den Freund eine Gefahr für sein eigenes Durchdringen erkannte, den

Geliebten fernerhin möglichst der Einflußsphäre Wagners zu entziehen. Ein gemeinschaftlicher Ausflug nach St. Gallen, wo die beiden Meister ein großes Festkonzert leiteten, beschloß das durch das Treiben der Fürstin für Wagner manchmal gestörte, im ganzen aber doch höchst anregende und genußreiche Zusammensein. Mit frischer Kraft kehrte er zur Arbeit an seinem „Siegfried" heim.

Eine Hauptsorge bereitete ihm jetzt noch die Wohnungsfrage. Der gegenwärtige Zustand war wegen der lärmenden Nachbarschaft (fünf Klaviere und eine Flöte) und wegen des schon oben erwähnten gespannten Verhältnisses mit Heims nicht auf die Dauer haltbar. Wie in so manch früherer Not brachte auch diesmal Otto Wesendonk Hilfe. Dieser ließ sich auf einer Anhöhe vor der Stadt in dem Vororte Enge eine prächtige Villa erbauen. Unmittelbar seinem Grundstück benachbart, stand ein bescheidenes Landhäuschen, das sich für eine kleine Familie sehr wohnlich einrichten lassen konnte. Dieses bot Otto, nach der Rückkehr aus Paris, dem geplagten Künstler gegen eine sehr niedrige Miete auf Lebenszeit als Wohnstätte an. Wagners Jubel kennt keine Grenzen. In fieberhafter Erwartung und Ungeduld nimmt er an dem Umbau und der Herrichtung des Hauses lebhaftesten Anteil — endlich, Ende April 1857, ist der Tag des Einzugs angebrochen. Tiefbeglückt atmet er auf. „Nun denn: das wäre erreicht!" Das lang ersehnte eigene Heim in freier schöner Gotteswelt, die heimatliche Scholle, endlich hat er sie errungen! Wie jubelt er auf! „Der letzte Umzug in dieser Welt" liegt hinter ihm. Er

kann sich gar nicht genugtun, die Reize seines „Asyls", wie er das Haus benennt, zu preisen, am liebsten würde er sie jedem seiner Freunde gleich selber vorführen. Er lädt sie alle ein, ihn zu besuchen, sich mit ihm zu freuen. Sein Glück ist vollständig, als die erste Kunde, die ihn im neuen Heim erreicht, ein freundlicher Gruß von Frau Ritter ist, der einen Schatten verscheucht, der schon lange schwer auf ihm gelastet. Bei Liszts Besuch in Zürich war es nämlich zu einem Streit zwischen Liszt und Karl Ritter gekommen, der dessen vollständigen Bruch mit Wagner zur Folge gehabt hatte. Karls Mutter war auf die Seite ihres Sohnes getreten, und Wagner mußte daher, wenn auch schweren Herzens, auf die ihm gewährte Jahresrente verzichten. Da kam nun nach langem wehmutsvollen Stillschweigen als willkommenstes Einzugsgeschenk ein Versöhnungsbrief der edlen Frau. „Mit großer Sorge öffnete ich ihn, und mit hellen Tränen im Auge las ich es, welch' herrliche, erhabene Liebe Sie, teure Frau, mir schenken. Dieser Brief erwärmte uns durch und durch, und erhellte uns unsern Einzugstag in unser Asyl zum strahlenden Sonnen-Festtag."

Im Hochsommer 1857 bezogen auch Wesendonks ihre neue Villa — und nun erfüllte sich das Geschick! Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, wie konnte Otto Wesendonk nach den Erfahrungen früherer Jahre Wagner zu seinem Hausnachbar und damit ständigen Gast seines Hauses machen? Antwort hierauf gibt eine in der Ausgabe der Wesendonk-Briefe unterdrückte Briefstelle. Hier heißt es: „Wesendonk konnte der offenen Unumwundenheit seiner

Frau gegenüber nicht anders, als bald in wachsende Eifersucht verfallen. Ihre Größe bestand nun darin, daß sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmählich bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen dies nur geschehen konnte, läßt sich leicht ermessen: was ihr den Erfolg ermöglichte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer von jeder Selbstsucht fernen Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Manne sich in solcher Bedeutung zu zeigen, daß dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren mußte, daß er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um dieser willen — die uns beide ja auch am unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt war, wußte sie ihn wieder so für mich zu interessieren, daß er mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu verschaffen, war sie es, die es mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das Wundervollste aber ist, daß ich eigentlich nie eine Ahnung von diesen Kämpfen hatte, die sie für mich bestand: ihr Mann mußte sich ihr zuliebe mir stets freundlich unbefangen zeigen; nicht eine finstere Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden: heiter und wolkenlos mußte über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo ich ging.

Diesen unerhörten Erfolg hatte diese herrliche Liebe des reinen edelsten Weibes.“ (Nach diesem eigenen Geständnis Wagners wirkt die gehässige, ja herabsetzende Art, in der er in der Autobiographie von Otto Wesendonk spricht, ohne auch nur im geringsten seiner ungezählten Wohltaten zu gedenken, doppelt peinlich und beschämend.) Und diese Liebe, die stets unausgesprochen zwischen ihnen geblieben, mußte sich enthüllen, als Wagner durch den „Tristan“ der Freundin seine Gefühlswelt erschloß. „Am 18. September“, heißt es in Wagners Tagebuch, „vollendete ich die Dichtung und brachte Dir den letzten Akt, Du geleitetest mich nach dem Stuhl vor dem Sofa, umarmtest mich und sagtest: ‚nun habe ich keinen Wunsch mehr.‘ An diesem Tag, zu dieser Stunde wurde ich neu geboren. Bis dahin ging mein Vorleben: nun begann mein Nachleben. In jenem wundervollen Augenblick lebte ich allein. Du weißt, wie ich ihn genoß? Nicht aufbrausend, stürmisch, berauscht; sondern feierlich, tief durchdrungen, mild durchwärmt, frei, wie ewig vor mich hinschauend. Von der Welt hatte ich mich, schmerzlich, immer bestimmter losgelöst. Alles war zur Verneinung, zur Abwehr in mir geworden. Schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen; denn es war Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, für jene Verneinung, jene Abwehr — das Bejahende, Eigene, Sich-mir-vermählende zu finden. Jener Augenblick gab es mir. Ein holdes Weib, schüchtern und zagend, warf mutig sich mitten in das Meer der Schmerzen und Leiden, um mir diesen herrlichen Augenblick zu schaffen, mir zu sagen: ich liebe Dich! — So weih-

test Du Dich dem Tode, um mir Leben zu geben; so empfing ich Dein Leben, um mit Dir zu leiden, mit Dir zu sterben. — Nun war der sehnsüchtige Zauber gelöst!" Rückhaltlos gaben sich die beiden dem neu errungenen Glück hin. Den Tagen im Asyl gehörten die schönsten Stunden in Wagners Leben. In nächster Nähe die heißgeliebte Frau, die als Schutzengel über ihm wachte, bei der er in täglichem Verkehr Verständnis und Mitgefühl für alles fand, das ihn bewegte, und dazu das Schaffen an einem Werk wie dem „Tristan", das wie kein anderes mit seinem Herzblut getränkt war. Einen tiefen Blick in die Weihe und Innigkeit dieses einzigartigen Verhältnisses erschließen die in diesem Winter entstandenen „Fünf Gedichte" Mathildes, für die sein Genius ergreifende Töne fand.

Noch prallten die Angriffe feindlicher Gewalten, die schon drohend sich gegen ihr weltfremdes Glück erhoben, an der eigenen inneren Kraft der Liebenden ab. Schon im September nämlich war es zwischen Minna und Mathilde zu einer Spannung gekommen, die sich aber rasch wieder löste. „Ich mußte der jungen Frau Wesendonk gegenüber," heißt es in einem ihrer Briefe, „doch auch einmal meinem Herzen Luft machen. Sie benahm sich gegen mich auf einmal sehr hochmütig und albern, so daß ich die Einladungen ausschlug. Da hat sie mich aber wieder um Verzeihung gebeten, und nun bin ich Richards wegen wieder gut." Und auch mit Otto Wesendonk, der sich durch das Heimischwerden Wagners in seinem Haus und die auf diesen genommenen Rücksichten in seinen Hausherrnrechten beeinträchtigt

fühlte, war es zu freundschaftlichen Auseinandersetzungen gekommen, denen bald, wie oben bereits dargestellt, heftige Seelenkämpfe folgen sollten. Doch bedrohlicher als dies alles war für die Liebenden eine Gefahr, die langsam, aber unabwendbar in ihnen selbst heranwuchs. Es mußte eines Tages für sie die schwere Stunde kommen, wo die ideal-romantische Basis ihres Verhältnisses zerschellte und die nackte, allen phantastischen Träumen entkleidete Wirklichkeit gebieterisch die Entscheidung: Vereinigung oder Verzicht forderte. Zu Beginn des Jahres 1858 war dieser Zeitpunkt eingetreten. In der ersten Verzweiflung und Ratlosigkeit fleht Wagner Liszts Hilfe an: „Ich bin am Ende eines Konfliktes, in welchem alles, was dem Menschen heilig sein kann, inbegriffen ist: ich muß mich entscheiden, und jede Wahl, die ich vor mir habe, ist so grausam, daß bei meiner Entscheidung ich den Freund zur Seite haben muß, den so einzig mir der Himmel geschenkt hat.... Da ich hoffe, den Weg zu finden, auf dem ich am wenigsten Unheil verursache, gedenke ich für jetzt nach Paris zu gehen, wohin mich — vor den Augen der Welt und namentlich meiner guten Frau — dort zu wahrende Interessen ziehen — können." Daß Liszt trotz dieser knappen Andeutungen den Freund sofort verstand, verrät dessen Rückfrage: „Bleibt Deine Frau in Zürich? Wo ist Mme. Wesendonk?" Doch Wagner hatte die Schärfe des Konfliktes, der wohl durch eine Auseinandersetzung mit Otto Wesendonk schroff zutage getreten war, überschätzt. „Einen Augenblick war es mir, als müßte ich mich schnell und bestimmt darauf gefaßt machen,

einen Schutz auszuüben. Bald zeigte es sich aber, welch' milden Charakter hier alles hat. Für mich — nur Weichheit, Ergebung, Vergehen, einzige Sorge um mich; — gegen mich — ehrliches Leiden bei großer Gutmütigkeit und unangreifbarem Rücksichtsgefühl für den zarten leidenden Teil des Konfliktes. So war eben nur der Beklemmung des Leidens Luft zu machen; ein wenig Zeit zu gewinnen. An eine längere oder gänzliche Entfernung wäre gar nicht zu denken; dies brächte den Tod dort, wo jetzt schon meine temporäre Entfernung der Hauptquell aller Leiden ist. Notwendig für mich einzig, dem Leiden des Gutmütigen [Otto Wesendonk] einige Beruhigung zu geben, dies wird gelingen, und ich hoffe, in einigen Wochen zurückzukehren." Nachdem sein Herz Ruhe gefunden, kehrte er von Paris nach Zürich zurück. „Ich fühlte eben nur, daß nur eine vollständige Trennung oder eine vollständige Vereinigung unsere Liebe vor den schrecklichen Berührungen sichern konnte, denen wir sie in den letzten Zeiten ausgesetzt gesehen hatten. Somit stand dem Gefühl von der Notwendigkeit unserer Trennung die — wenn auch nicht gewollte — aber gedachte Möglichkeit einer Vereinigung gegenüber. Hierin lag noch eine krampfhafte Spannung, die wir beide nicht ertragen konnten. Ich trat zu Dir, und klar und bestimmt stand es vor uns, daß jene andere Möglichkeit einen Frevel enthalte, der selbst nicht gedacht werden durfte. Hierdurch enthielt aber die Notwendigkeit unserer Entsagung von selbst einen anderen Charakter: der Kampf wich einer mildversöhnenden Lösung. Der letzte Egoismus schwand aus meinem Herzen

und mein Entschluß, Euch wieder zu besuchen, war jetzt der Sieg der reinsten Menschlichkeit über die letzte Regung eigensüchtigen Sehnens. Ich wollte nur noch versöhnen, lindern, trösten — erheitern und somit auch mir das einzige Glück zuführen, das mir noch bereitet sein kann."

Und gerade jetzt, als sie glaubten, sich aus eigner Kraft zu Klarheit und Seelenfrieden durchgerungen zu haben, zerstörte die rauhe Wirklichkeit, von der sie Unmögliches zu fordern sich angeschickt hatten, den Liebesbund. Minna, die schon lange dem täglichen Verkehr ihres Gatten im Wesendonkschen Haus und den häufigen vor ihr verheimlichten Besuchen Mathildes bei Richard, über die bereits das Dienstpersonal zu klatschen begann, mit wachsender Eifersucht zugesehen, verlor eines Tages die Selbstbeherrschung und verschaffte sich Klarheit über das, was ihr von ihrem Gatten — falls er ein solches Mißverständnis vermeiden wollte — sehr zu Unrecht verborgen gehalten wurde. Daß sie dann, als sie „dahinter gekommen war", mit ihrem nüchternen praktischen Verstand den Fall als ganz prosaische Liebesgeschichte ansah, demgemäß handelte und Wagners Beteuerungen von der Reinheit und Weltentrücktheit des Verhältnisses den Glauben versagte, wer wollte ihr daraus einen Vorwurf machen? Wie viele Frauen würden wohl in ähnlicher Lage anders handeln?

Über die näheren Vorgänge dieser schicksalsreichen Tage war bisher wenig bekannt, zumal man einzig auf die Darstellung der einen Partei (Wag-

ners viel zitierter Brief an seine Schwester Klara und die noch harmlosere Darstellung in der Autobiographie) angewiesen war. Zahlreiche Briefe *Minnas*, deren Stimme bei Erörterung dieser ihr so oft in einseitiger Weise vorgeworfenen Vorfälle gleichfalls zu hören, nur ein Gebot der Gerechtigkeit ist, gestatten nun aber, in Gemeinschaft mit den bekannten Quellen ein genaues Bild der Geschehnisse jener Tage zu rekonstruieren. Hierbei erfahren wir auch zum erstenmal Genaueres über den Inhalt des verhängnisvollen, von Minna erbrochenen Briefes, der ebenso wie die zahlreichen ihm vorangehenden Liebesergüsse Wagners in der Sammlung der Briefe Wagners an Mathilde *fehlte* — was wohl kaum zufällig, sondern auf die bestimmte Absicht der Empfängerin zurückzuführen sein dürfte, in der noch von ihr selbst vorbereiteten Publikation alles mit der späteren resignierten Stimmung der beiden Liebenden zu stark Kontrastierende auszuschließen.

„Madame W.", schreibt Minna, „besuchte meinen Mann heimlich und umgekehrt, verbot meinem Knechte, als er ihr die Tür aufmachte, daß er mir nicht sagen sollte, daß sie oben sei [Minna bewohnte den Parterrestock, Wagner die erste Etage des Hauses]; ich habe das alles ruhig geschehen lassen. Es ist ja so häufig der Fall, daß Männer ein Verhältnis haben, warum sollte ich es nicht auch von dem meinigen dulden? Eifersucht kannte ich ja nicht. Nur die Gemeinheiten, diese Kränkungen hätten mir erspart werden sollen, und mir es mein lächerlich eitler Mann verbergen müssen."

In einem Brief vom 30. April 1858 erzählt sie

weiter: „Am 7. d. M. mußte ich mir Gewißheit über das Verhältnis Richards mit der Frau W. verschaffen. Nachdem mir schon von mehreren Seiten Verschiedenes zugeflüstert wurde, was ich nicht glaubte, mußte mir auffallen, daß Richard zu oft, wenn der brave Mann nicht zu Hause war, hinüberging, und diese tägliche Korrespondenz und das Geschicke von der Frau, die fragen ließ, ob Herr Wagner gut geschlafen, er solle doch hinüberkommen, der Wintergarten sei geheizt, ja sie kam sogar selbst, verbot aber meinem Mädchen, mich zu stören, ich blieb auch aus Dummheit unten bei mir und ließ sie ungestört. Am 6. ds. waren sie beide bei uns, den 7. merkte ich Richard eine sonderbare Unruhe an, bei jedem Klingeln kam er heraus und hatte eine große Rolle in der Hand, die er der Frau Wesendonk schicken wollte [Tristan-Skizzen I. Akt], aber er gab sie nicht aus der Hand, als ich sie ihm besorgen wollte, und versteckte sie sehr verlegen. Das alles machte mich ein wenig stutzig. Als er endlich nicht mehr warten konnte, rief er unsern Knecht. Ich war zufällig da, wie der vorbeiging, und bat mir die Rolle Noten aus. Ich wickelte sie auf und nahm den dicken Brief heraus, der darin eingewickelt war, öffnete ihn und las den eifersüchtigsten Liebesbrief, woraus ich Ihnen ein paar Stellen geben will. Also nach einer wilden Liebesnacht, die er hatte, schreibt er ihr: ‚So ging's die ganze Nacht fort. Am Morgen ward ich wieder vernünftig und konnte recht herzinnig zu meinem Engel beten, und dieses Gebet ist Liebe! Liebe! Tiefste Seelenfreude an dieser Liebe, der Quell meiner Erlösung! — Nun kam der Tag mit

seinem üblen Wetter, die Freude, Dich zu sehen, war mir versagt, die Arbeit ging noch immer nicht. So war mein ganzer Tag ein Kampf zwischen Mißmut und Sehnsucht nach Dir!' usw. Der Schluß des Briefes lautet: ‚Sei mir gut, das Wetter scheint mild, heut' komme ich wieder in Deinen Garten, sobald ich Dich sehe. Ich hoffe Dich einen Augenblick ungestört zu finden. Nun meine ganze Seele zum Morgengruß! R. W.' Was sagen Sie dazu? Am Mittag sagte ich meinem Herrn Gemahl, daß ich diesen schönen Brief geöffnet und gelesen, er war etwas erschrocken. Ich aber sagte, daß ich diesen Betrug gegen den armen Mann nicht leiden würde, ich wollte fortgehen, er aber müsse diese Frau für ewig sein nennen. R. wollte sich herausreden mit seiner vortrefflichen Suade, ich ließ nichts aufkommen. . . . Richard wollte mich mit Gewalt dumm machen und mir die Reinheit seines Verhältnisses mit Gutem und Bösem einreden. Wie lächerlich! Ich bin bei meiner Überzeugung geblieben!" — „Doch anderen Tages dauerte sie mich," schreibt Wagner an Klara, „ich trat zu ihr und sagte: ‚Minna, Du bist sehr krank.' Wir faßten den Plan einer Kur für sie auf; sie schien sich zu beruhigen, der Tag der Abreise an den Kurort nahte. Sie wollte durchaus die Wesendonk vorher noch sprechen. Ich verbot ihr das entschieden. Alles lag mir daran, Minna allmählich mit dem Charakter meiner Beziehungen zu jener bekannt zu machen, um sie so zu überzeugen, daß für das Fortbestehen unserer Ehe eben nichts zu fürchten sei, weshalb sie sich gerade nur klug, besonnen und edel benehmen, jeder törichten Rache entsagen und

jede Art von Aufsehen vermeiden sollte. Endlich gelobte sie mir dies. Doch ließ es ihr nicht Ruhe. Hinter meinem Rücken ging sie doch hinüber und ohne es wohl selbst zu begreifen, verletzte sie die zarte Frau auf das Gröblichste. Da sie ihr gesagt: „Wäre ich eine gewöhnliche Frau, so ginge ich mit diesem Brief zu Ihrem Mann!", so hatte die Wesendonk, die sich bewußt war, nie vor ihrem Manne ein Geheimnis gehabt zu haben, nichts zu tun, als sofort ihrem Manne diesen Auftritt und den Grund davon zu berichten." . . . „Von einem Spaziergange heimkehrend, traf ich Herrn und Frau Wesendonk im Wagen, soeben auf einer Ausfahrt begriffen; ich bemerkte ihre verstörte Haltung, und dagegen den sonderbar lächelnden zufriedenen Ausdruck in der Miene ihres Gemahls. Mir war es sogleich klar, was hier vorgegangen; denn auch meine Frau traf ich merkwürdig erheitert an; sie reichte mir mit großer Biederkeit die Hand und kündigte mir ihre erneuerte Freundschaft an. Meiner Frage, ob sie ihr Versprechen etwa gebrochen habe, antwortete sie zuversichtlich, daß sie allerdings als kluge Frau die Sache in Ordnung habe bringen müssen. Ich deutete hierauf ihr an, daß sie vermutlich sehr üble Folgen ihres Wortbruches erleben würde; fürs erste aber dünke es mich unerläßlich, daß sie auf einige Stärkung ihrer Gesundheit bedacht zu sein und dazu den ihr empfohlenen Kurort Brestenberg am Hallwyler See in den nächsten Tagen aufzusuchen haben werde. Auch Minna war mit dem Antritte der Behandlung ihres Leidens einverstanden; und so begleitete ich sie bereits nach wenigen Tagen, während welcher

ich Erkundigungen nach dem Vorgefallenen im nachbarlichen Hause auswich, mit ihrem Papagei nach dem etwa eine viertel Tagereise entfernten, angenehm gelegenen und erträglich eingerichteten Kurort. Als ich sie dort zurückließ, überkam ihr beim Abschied das Gefühl des peinlichen Ernstes unserer Lage; ich konnte ihr wenig mehr zum Troste sagen, als daß ich versuchen wollte, die gefürchteten Folgen ihres Wortbruches für unser ferneres Bestehen unschädlich zu machen."

Minna hatte die Unterredung mit Mathilde auf den Rat von Frau Herwegh herbeigeführt, in der guten Absicht, durch eine freimütige Aussprache die junge Frau noch rechtzeitig zu warnen und dadurch ein Unheil abzuwenden. Sie glaubte, ihr Ziel erreicht zu haben: „Frau W. war auch höchst dankbar und freundlich gegen mich, begleitete mich noch Hand in Hand bis an die Treppe, und alles war abgemacht und gut. Hinterher jedoch hat sie sich's anders überlegt, ihrem Manne hat sie gesagt, ich hätte sie furchtbar beleidigt, ohne ihm jedoch die reinste Wahrheit über das gepflogene Verhältnis gesagt zu haben. Zu Richard hat sie nun gar ein Hallo gemacht, wie tief und abscheulich ich sie gekränkt, trotzdem ich delikat genug war, dieser Frau nicht einmal den verhängnisvollen Brief zu zeigen, den ich doch in meiner Tasche trug. So sind aber die gemeinen kleinlichen Naturen, nichts als Klatsch und Hetzereien können sie machen. Ich mochte der Betreffenden meine Unterredung mit ihr nicht verbieten zu verschweigen, was sich bei einer klugen Frau wohl von selbst verstanden hätte, und es konnte

unter Umständen, wenigstens äußerlich, beim alten bleiben."

Wesendonks nahmen es Wagner sehr übel, daß er seine Frau im unklaren über die Beziehungen zu ihrem Haus gelassen und dadurch Mathilde einer solch peinlichen und kränkenden Lage ausgesetzt hatte. „Als Du mich von Dir gestoßen," schreibt er an Mathilde, „als Du nicht mehr dem Leiden, sondern der Leidenschaft preisgegeben, Dich verraten wähntest, das Edelste in Dir verkannt glaubtest, da warst Du mir ein von Gott verlassener Engel. Und wie mich dieser Zustand schnell aus meiner eigenen Verwirrung befreite, machte er mich erfinderisch, Dir Labung und Heilung zuzuführen. Ich fand die Freundin, die Dir Trost und Erhebung, Milderung und Versöhnung bringen durfte." Der besonnenen Vermittlung von Frau Wille gelang es schließlich, Mathildens Verzeihung für Wagner zu erbitten, ein Liebesdienst, den ihr Wagner nie vergessen hat. Um die Wunden verheilen zu lassen, trat Otto Wesendonk mit seiner Frau eine vierwöchige „Zerstreuungsreise" nach Oberitalien an.

Minna suchte indessen in Brestenberg vergeblich Heilung für ihr infolge der Erlebnisse der vergangenen Wochen katastrophal ausgebrochenes Herzleiden. Es gab Tage, an denen man stündlich mit ihrem Ableben rechnen mußte. Ihren furchtbaren Zustand schildert sie am 14. Juni 1858 ihrer Freundin Herwegh: „Mit meiner Gesundheit will es gar nicht vorwärts, nächsten Donnerstag bin ich schon 9 Wochen hier, und noch immer klopft und tobt mein

armes Herz, als ob es herausspringen wollte. Dazu schlechte Nächte, daß ich gewöhnlich 2—3 Stunden des Nachts im Zimmer auf und ab spazieren muß. Der Doktor schüttelt immer noch sein Haupt über die ungewöhnlichen Erscheinungen meiner Krankheit, so z. B. kann ich nur 10 Minuten des Morgens im nassen Tuch bleiben, während andere gewöhnlich 1 Stunde brauchen, um warm zu werden. Noch ein merkwürdiger Fall, mein Puls und Herzschlag sind ganz verschieden voneinander, letzteres schlägt gewöhnlich noch einmal so schnell als der Puls. Es ist gerade dies leider ein furchtbarer Zustand, und ich mag es meinem Feinde nicht gönnen, ich möchte manchmal rasend werden, dennoch halte ich mich und mein Herz stets im Zaume, daß mir kaum jemand anmerkt, was ich leide.

Mein lieber Mann könnte recht gut sein und mir meine Schmerzen lindern, wenn er sich nicht von gewissen Menschen herumholen ließe; sein Herz ist gut, aber sehr schwach! — Daher kommt es auch, daß er mir oft recht liebe gute tröstende Briefe schreibt, aber mir auch noch öfter die bösesten gemeinsten Sachen brieflich zuschleudert, andere in den Himmel erhebt und mich in Grund und Boden tritt. Das, meine liebste Emma, frißt mir noch mein Herz ab! Weinen kann ich über diese Gemeinheiten nur sehr selten, und das ist für mich sehr schlimm; aber es würgt mir mein Herz im Leibe herum, als ob es abgedreht würde: . . . Sonntag vor 8 Tagen war ich daheim, aber nur 23 Stunden, daß mir keine Zeit Dich zu besuchen blieb. Ich wollte, ich wäre nicht dort gewesen; bis die Nacht um 2 Uhr hat

der liebe Richard seine Galle gegen mich ausgeschüttet."

Dieses Zusammensein der beiden Gatten hatte in Wagner einen entscheidenden Gefühlsumschwung hervorgerufen. „Ich bemerkte an ihrem Benehmen, daß sie den vergangenen häuslichen Vorfällen jetzt keine weitere Bedeutung mehr beilegen zu dürfen glaubte, indem sie ungefähr der Meinung war, es habe sich hier um eine „kleine Liebschaft" gehandelt, welche sie in Ordnung gebracht hätte. Da sie hierüber mit einer gewissen unangenehmen Leichtfertigkeit sich äußerte, mußte ich ihr eines Abends, so gern ich für jetzt aus Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand es ihr fern gehalten hätte, unsere Lage genau und bestimmt zur Erkenntnis bringen." „Nach dem schrecklichen Bekenntnisse, das ich ihr machen mußte," beichtet er später in einem Brief an Alwine Frommann, „ist die arme Frau für mich ein anderes Wesen geworden, als sie früher es war. Ich sehe nur noch, wie schrecklich sie leiden muß, und kann nur noch mit ihr — leiden. Sie war — eben in ihrer Niedergeschlagenheit — zum erstenmal ganz weich, und nur noch klagend, was mir das Herz zerriß. Meine Bestimmung stand von da ab fest. Nie hatte ich ernstlich im Sinne gehabt, sie je zu verlassen, oder gar etwa — ein anderes „Glück" zu suchen. Doch hatte ich mich immer nur leidend, abwehrend, mich entfernend von meiner Frau gehalten. Jetzt, nachdem ich ihr diese furchtbare Wunde hatte schlagen müssen, trat ich mit vollem Bewußtsein zu ihr in ein aktives Verhältnis. Es lag mir jetzt ob, sie zu trösten, mit ihrem Schicksale zu versöhnen; ganz

und herzlich ihr das zu sein, was ich ihr nun sein konnte, sein mußte, und eben nicht etwa aus Pflichtgefühl, sondern auf Antrieb einer tiefsinnigen Stimme des Herzens.... Ich konnte Minna nur tief und innig zu versöhnen und zu beruhigen hoffen, wenn ich auch sie zur Gerechtigkeit stimmte; ja, wirklichen Trost, einzige Erhebung und Selbstachtung konnte ich ihr nur dadurch zu geben annehmen, daß sie diejenigen Beziehungen, die sie so widerwärtig verkannte, ihrer Natur nach richtiger zu würdigen vermöchte, daß sie erkannte, wie hier nur Leiden, und zwar ein edles, zartes Leiden, aber nichts Beeifernswertes vorhanden sei. Aber wie sollte ich ihr dies klar machen? Jeder Versuch dazu konnte, aus meinem Munde, fast nur eine neue Verletzung, eine neue Anklage gegen sie enthalten; denn hier war ihr ganzes Gefühl einzig aufgeregt, und Vernunft und Einsicht konnten gegen den Eindruck meiner Stimme, wenn ich sie zur Gerechtigkeit erhob, nicht zum Anteil am Verständnis gelangen. Wie sehnsüchtig blickte ich damals auf Sie, Alwine! Nur eine Frau, eine Freundin konnte hier das erwirken, was mir unmöglich gelingen durfte. Sie kamen nicht, und ich blieb mit der Unglücklichen in der furchtbaren Öde allein, um jeden Tag die Hoffnung auf Versöhnung ferner schwinden zu sehen.“ Wir dürfen es Wagner glauben, daß er es an den rührendsten Versuchen, Minna zur Vernunft zu bringen, nicht fehlen ließ und, ähnlich wie später, wovon seine Briefe an Minna bewundernswürdige Zeugnisse ablegen, mit staunenswerter Langmut und Güte versuchte, die Mißverständnisse zu klären und einen

modus vivendi mit dem alten Lebenskameraden zu finden. Doch was früher stets gelungen war — diesmal mußte jedes Mittel versagen. In der alten unheilschwangeren Umgebung, wo, zumal bei dem innerlich noch stets glimmenden Mißtrauen, jederzeit kaum vernarbte Wunden wieder aufgerissen wurden und der Dämon leidenschaftlicher Mißverständnisse ständig sein Spiel trieb, konnte auf die Dauer kein erträgliches Zusammenleben sich aufrechterhalten lassen. Schon Minnas Rückkehr aus Breslenberg rief eine neue Katastrophe auf dem „grünen Hügel" hervor. Der Wagnersche Knecht hatte zur Heimkehr der Hausfrau eine Art Ehrenpforte errichtet. „Minna überzeugte sich zu ihrer großen Befriedigung sogleich davon, daß dieser blumengeschmückte Ehrenbogen unseren Nachbarn stark in die Augen fallen müsse, und vermeinte, daß jenen hiermit genug gesagt sei, um ihre Rückkehr in das Haus nicht etwa als eine demütigende Wiederaufnahme in dasselbe betrachten zu können. Sie hielt mit triumphierendem Behagen darauf, daß diese Festzeichen mehrere Tage lang nicht entfernt würden." Mathilde andererseits, die die ihr von Minna angetane Kränkung immer noch nicht verwunden hatte, ersah darin, daß man anscheinend ihre Feindin, deren Wiedererscheinen im Asyl von ihr überhaupt verurteilt wurde, im Triumph einhole, eine neue Beleidigung. Es kam dadurch zu neuen unerquicklichen und für die Beteiligten sehr leidensvollen Auseinandersetzungen. Die Gewitterschwüle, die über allen lag, wurde einigermaßen gemildert durch zahlreiche Gäste, die während der Monate Juli und August im Asyl sich einfanden.

Am willkommensten waren Wagner natürlich Hans und Cosima von Bülow, die bereits im September des Vorjahres auf der Hochzeitsreise einige Wochen sein hübsches Fremdenzimmer bewohnt hatten. „Bülows erwarte ich nun nächstens," schreibt er an Liszt, „und freue mich sehr auf sie. Hans ist mir nun einmal speziell ans Herz gewachsen. Cosima fühlt sich mehr zu Herweghs hingezogen; ich bin ihr wohl etwas abstoßend: doch sind wir vortrefflich Freund!" Es ist eine sonderbare Schicksalsfügung, daß in solch entscheidungsvoller Stunde, kurz vor den einschneidendsten Umwälzungen im Leben Wagners, die drei Frauen, die in seine Erdenbahn so bedeutend eingriffen: Minna, Mathilde, Cosima sich hier zusammenfanden. Der Aufenthalt des Bülowschen Paares litt diesmal natürlich sehr unter den immer unhaltbarer werdenden Verhältnissen. „Die beiden Frauen so dicht beieinander war fernerhin unmöglich. Auch war unter den Leuten davon gesprochen worden. Genug, die unerhörtesten Auftritte und Peinigungen für mich ließen nicht nach, und aus Rücksicht auf jene wie auf diese mußte ich mich endlich entschließen, das schöne Asyl, das mir mit solcher zarten Liebe bereitet worden war, aufzugeben."

Über die Vorfälle der Tage seit ihrer Rückkehr nach dem „Asyl" unterrichtet uns ein Brief Minnas an eine Freundin vom 2. August 1858: „Es ist keine Kleinigkeit, wenn man beinahe 22 Jahre verheiratet ist und eine Trennung bevorsteht. Ich wenigstens kann nicht so leicht darüber hinweg. Läge es an mir, so versichere ich Ihnen, geschähe es gewiß nicht. Ich bin, was den Punkt Nachsicht für Männer

betrifft, ebenso aufgeklärt und habe schon manches nachgesehen und nicht bemerken wollen, so gut wie andere Frauen. Ich bin ja sechs volle Jahre blind nebenher gelaufen. Richards Ehre verträgt es jetzt einfach nicht, hier zu bleiben, da der Mann, ich weiß nicht wie, auch von dem Verhältnis erfahren hat. Als ich zurückkam, wurde ich so heftig von meinem Manne bestürmt und bedroht, daß ich mit jener Frau wieder umgehen sollte. Ich gab auch nach, wollte diesen gewaltigen Sprung machen, das ist wirklich alles Mögliche, was eine Frau an meiner Stelle tun kann, allein der Mann und endlich dieses Weib selbst wollen es nicht, sie ist — so wurde mir von meinem Manne selbst zugeschrieen — wütend, außer sich, daß ich da bin, und will es aus Eifersucht nicht mehr dulden, daß ich bleibe, nur Richard allein soll hier hausen, was er aber nicht kann. Richard hat zwei Herzen, er ist umstrickt von der anderen Seite und hängt aus Gewohnheit an mir, das ist alles. Mein Entschluß ist nun, da dieses Weib es nicht ertragen will, daß ich mit meinem Manne zusammenbleibe, und er schwach genug ist, ihr den Willen zu tun, abwechselnd in Dresden, dann in Berlin, Weimar zu sein, bis mich entweder Richard oder der liebe Gott abruft. Mit meiner Gesundheit geht es unter solchen Umständen nicht besser, da helfen alle Wasser der Welt nicht, wenn solche Gemütsunruhen einstürmen.... In 14 Tagen, sobald der Besuch fort ist, den ich so lang wie möglich behalten möchte, muß ich mich mit dem Verkauf der Möbel und mit Einpacken beschäftigen. Richard reist schon vorher fort, ich weiß noch nicht wohin,

vielleicht nach Italien. Mit ihm spreche ich über diesen Fall gar nicht, wir sind scheinbar gut miteinander, er leidet zuweilen, doch nicht um mich, und ich nur um ihn. Ich hasse die Welt, daß die schwachen Menschen einander solche Qualen bereiten."

Wagners Abreise verzögerte sich, auch nachdem die Freunde ihn bereits alle verlassen hatten, zu seiner größten Pein von Tag zu Tag, da es ihm nur schwer gelang, die nötigen Geldmittel für sich und Minna aufzubringen. Endlich, am 17. August 1858, verließ er sein trautes Asyl. Es ist wohl einer der tragischsten Augenblicke in Wagners abenteuerreichem Leben, als er die Stätte, an der er seine dauernde Heimat gefunden wähnte, die er mit solchem Jubel und siegesfreudigem Frohlocken betreten, nach kaum Jahresfrist fast fluchtartig verlassen mußte, um wieder einsam und heimatlos in die Fremde zu ziehen. An ihm und Mathilde erfüllte sich jetzt das Tristan-Schicksal in seiner ganzen tragischen Wucht. „Die letzte Nacht im Asyl legte ich mich nach 11 Uhr ins Bett: andren Morgens um 5 Uhr sollte ich abreisen," berichtet sein für die Geliebte niedergeschriebenes Tagebuch. „Ehe ich die Augen schloß, ging es mir lebhaft durch die Seele, wie ich mich sonst immer an dieser Stelle in Schlaf gebracht durch die Vorstellung, eben da würde ich einst sterben: so würde ich liegen, wenn Du zum letztenmal zu mir träteſt, wenn Du offen vor allen mein Haupt in Deine Arme schlössest und mit einem letzten Kuß meine Seele empfängest! Dieser Tod war mir die holdeste Vorstellung, und sie hatte sich ganz an der Lokalität

meines Schlafzimmers ausgebildet: die Türe nach der Treppe zu war geschlossen, Du tratest durch die Gardine des Arbeitszimmers; so schlangest Du Deinen Arm um mich; so auf Dich blickend starb ich. — Und wie nun? Auch diese Möglichkeit zu sterben war mir entrückt? Kalt, und wie gejagt, verließ ich dies Haus, in welchem ich mit einem Dämon eingeschlossen war, den ich nicht mehr bannen konnte als durch die Flucht. — Wo — wo werde ich nun sterben? — — So entschlief ich. — Aus bangen Träumen erweckte mich da ein wunderbares Rauschen: mit dem Erwachen fühlte ich deutlich einen Kuß auf meiner Stirn: — ein schriller Seufzer folgte. Das war so lebhaft, daß ich auffuhr und um mich blickte. Alles still. Ich zündete Licht an: es war kurz vor 1 Uhr, am Ende der Geisterstunde. Hatte ein Geist in dieser bangen Stunde bei mir Wache gestanden? Wachtest Du oder schliefest Du um diese Zeit? — Wie war es Dir? — Kein Auge konnte ich nun wieder schließen. Lange quälte ich mich vergebens im Bett, bis ich endlich aufstand, mich vollständig ankleidete, den letzten Koffer schloß und nun, auf und ab gehend, bald auf dem Ruhebett mich ausstreckend, bang den Tag erwartete. Er erschien diesmal später, als ich es von schlaflosen Nächten im vergangenen Sommer her gewöhnt war. Schamrot kroch die Sonne hinter dem Berge hervor. — Da blickte ich noch einmal lange hinüber. — O Himmel! Mir kam keine Träne; aber mir war es, als erblichen alle Haare meiner Schläfe! Nun hatte ich Abschied genommen. Jetzt war alles kalt und sicher in mir. — Ich ging hinunter. Dort erwartete mich meine Frau. Sie bot

mir den Tee. Es war eine schreckliche, jämmerliche Stunde." — „Der Abschied von Richard hat mir fast das Herz zerrissen," schreibt Minna. „Hätte ich ihn zu Grabe geleitet, ich hätte keinen größeren Schmerz empfinden können. Der Abschied wurde mir auch deshalb so schwer, weil ich das Gefühl hatte, daß dies eine Trennung für das ganze Leben sei. Richard vergoß nur Tränen, als er auf der Eisenbahn im Waggon saß; vorher hatte er keine Gedanken, keinen Blick und kein Gefühl für mich. Als ich ihn noch den Weg herunter in den Garten begleitete, wo man das Wesendonksche Haus sehen kann, ging er wie ein Blinder an meiner Seite und sah unverwandt hinüber ohne meinen Schmerz, mit dem ich ihm zur Seite ging, nur im geringsten zu beachten, bis ich ihn bei den Händen faßte und ihn sanft zu mir mit den Worten wandte: „Richard, sieh *mich* doch an!" . . . Ich konnte das Gefühl nicht los werden, daß ich ihn in diesem Leben nicht wieder sehen würde. Und doch würde mich Richard zu sich rufen, ich versichere es Ihnen, ich könnte ihn nicht schon wiedersehen. Es muß wenigstens ein oder mehrere Jahre darüber hingehen, ehe ich mich entschließen könnte, zu ihm zu gehen. Möge er noch lang gesund sein und mir fern bleiben. Ich glaube, Ihnen nicht erst versichern zu müssen, wie lieb mir mein Mann war, und daß ich mich nicht gern acht Tage von ihm trennte. Konnte ich nicht bei ihm sein, so schrieb ich ihm fast täglich. Jetzt sitze ich da, soll ihm schreiben und ich weiß ihm nichts zu sagen." Minna reiste, nachdem sie die Auflösung des Züricher Hausstandes noch überwacht hatte, nach Dresden, um hier in der Pflege

von Wagners Freund Pusinelli Ruhe und Heilung zu suchen. Es sollte keine Trennung für immer sein, es mußte nur jeder eine Zeitlang seinen eigenen Weg gehen, um Frieden und Vergessen zu finden. Erst wenn die Zeit die Wunden geheilt und sich die äußere Lebenslage Wagners derart gestaltet, daß sie eine dauernde Niederlassung ohne die ständigen Aufregungen des ewigen Geldmangels ermöglichte, wollte er mit Minna wieder ein neues Heim begründen, aber nur in einer größeren Stadt, die beiden Anregung bot, denn „wir waren in Zürich viel zu sehr vergraben und auf uns angewiesen, das mußte auf die Länge der Zeit nachteilig wirken und uns vergrübeln, daß wir einmal so vermuffelt in solchem Neste saßen."

Wagner hatte sich über Genf nach Venedig geflüchtet. Hier lebte er in vollständiger Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit seiner Liebes-Traumwelt und der Vollendung des „Tristan". „Ja, ich hoffe für Dich zu genesen! Dich mir erhalten, heißt mich meiner Kunst erhalten. Mit ihr — Dir zum Troste leben, das ist meine Aufgabe, dies stimmt mit meiner Natur, meinem Schicksale, meinem Willen — meiner Liebe. So bin ich Dein; so sollst auch Du durch mich genesen! Hier wird der ‚Tristan' vollendet — allem Wüten der Welt zum Trotz! Und mit ihm, darf ich, kehre ich dann zurück, Dich zu sehen, zu trösten, zu beglücken! So steht es vor mir, als schönster, heiligster Wunsch." Wagner war zwar in Frieden aus dem Wesendonkschen Haus geschieden, aber innerlich hegte er doch einen eifersüchtigen Groll gegen denjenigen, um dessentwillen er zur Re-

signation gezwungen war. „Eltern, Kinder-Pflichten. Wie mich das in meiner heilig, ernst-heiteren Stimmung doch fremd anklang! — Dachte ich an Dich, nie kamen mir Eltern, Kinder und Pflichten in den Sinn: ich wußte nur, daß Du mich liebtest und daß alles Erhabene in der Welt unglücklich sein muß. Von dieser Höhe aus erschreckt es mich, genau bezeichnet zu sehen, was uns unglücklich macht. Ich sehe Dich dann plötzlich in Deinem prächtigen Hause, sehe alles das, höre alle die, denen wir ewig unverständlich bleiben müssen, die fremd — uns nahe sind, um ängstlich das Nahe von uns fern zu halten. Und mich faßt Grimm, sagen zu sollen: Diesen, die nichts von Dir wissen, nichts von Dir begreifen, aber alles von Dir wollen, sollst Du alles opfern! — Ich kann und mag das nicht sehen und hören, wenn ich mein Erdenwerk würdig vollenden soll! Nur aus dem Tiefsten des Inneren kann ich die Kraft gewinnen, aber — von außen regt mich alles zur Bitterkeit auf, was sich meiner Entschlüsse bemächtigen will. — Du hoffst, mich den Winter einige Stunden in Rom zu sehen? Ich fürchte — Dich nicht sehen zu können! Dich sehen — und zur behaglichen Zufriedenheit eines anderen dann von Dir scheiden, — ob ich das jetzt schon kann? Wohl nicht!“ Wenn das Verhältnis Wagners zu Mathilde sich schließlich tragisch gestalten, in schmerzlich-sehnsüchtiger Resignation verklingen mußte, so lag das in dem Charakter Mathildens begründet. Ihrer weichen Natur war nicht die rücksichtslose Energie gegeben, die ihre Liebe über alle Pflichten und Schranken der Moral und Gesellschaft hinwegtragen und erst in

der dauernden Vereinigung mit dem Geliebten Ruhe finden konnte, wie sie später in Wagners Leben Cosima von Bülow besaß. Sie blieb seine Seelenbraut, die zwar um des Geliebten willen ihren Mann zum körperlichen Verzicht zwang, aber ihr persönliches Glück den früher übernommenen Pflichten zum Opfer brachte. Sie gehörte, wie Wagner in einem Anflug von Bitterkeit später einmal gegen Frau Wille brieflich äußerte, zu jenen „absolut Glücklichen, denen über Haus, Mann und Kind nun einmal nichts geht und die bei jeder vorkommenden Wahlnötigung beweisen, daß ihnen eben kein Glück über das geht, welches sie besitzen". Wagner mußte notgedrungen ihrem Willen sich fügen und — entsagen. Doch nur allmählich findet er sich in diesen ihm wesensfremden Zwang, und gar oft lodert noch jäh die Flamme seines heißen Künstlertemperamentes in wildem Begehren auf. Zunächst war ihm nach seiner Flucht aus dem Asyl jede direkte Verbindung mit Mathilde unmöglich, seine Briefe erhielt er von ihr uneröffnet zurück. Nur durch die gemeinsame Freundin, Eliza Wille, erhielten die Liebenden spärliche Kunde voneinander. Jeder der beiden mit seiner Leidenschaft Ringenden vertraute sein Sehnen und Hoffen einem Tagebuch an. Als Wagner dann nach Austausch dieser Seelenbekenntnisse im Herbst des Jahres Mathildens Aufzeichnungen gelesen, die ihm offenbaren, daß auch sie nur unter harten Kämpfen ihre Liebesglut bezwingt, ist er nahe daran, all ihre Bitten und Beschwörungen zu vergessen, zu ihr zu eilen und sein Eigen zu nehmen. „Unterließ ich es aus Sorge für mich? Nein! gewiß nicht!

Aber aus Sorge — für Deine Kinder! — Darum — nochmals — und immer: Straff! — Es gilt noch eine Zeitlang. Mir ist — mir ist — als könnte ich — bald Dir schöner, Dir angenehmer, Deiner würdiger begegnen: und dies möchte ich so gern!"

Ein trauriges Ereignis war es, das Wagner mit Wesendonks wieder in direkte Beziehungen brachte: Otto meldete ihm den Tod seines vierjährigen Söhnchens Guido. „Mich ergriff der Fall, und da ich in jeder Beziehung mich so sehr nach Ruhe sehnte, malte ich mir schnell auch eine kurze Reise über die Alpen, um etwa den Weihnachtsabend mit meinen alten Freunden zu feiern, in einem herzlich wohltätigen Sinne aus. Ich teilte diesen Gedanken an Frau Wille mit und erhielt statt von dieser sonderbarerweise von ihrem Gemahl als Antwort einen höchst unerwarteten Bericht über das große und höchst unangenehme Aufsehen, welches durch meinen plötzlichen Fortgang von Zürich, namentlich aber durch die Art, in welcher meine Frau ihren Teil daran ausgeführt hatte, erregt und der Familie Wesendonk aufgebürdet worden war. Da ich infolgedessen auch wiederum erfuhr, wie klug und tüchtig hiergegen Wesendonk sich benommen hatte, so knüpfte sich hieran von selbst wieder manche freundliche und der Gestaltung eines guten Vernehmens günstige Berührung." Wagners Flucht aus dem Asyl hatte in Zürich natürlich viel Staub aufgewirbelt, die tollsten und pikantesten Gerüchte durchschwirrten die Stadt und wurden dank der guten Freundinnen, die schon lange neidisch den Verkehr des Künstlers mit der Patriziersfrau beargwöhnten, auch geglaubt.

Minna hatte durch die Art, in der sie in Tageszeitungen „wegen plötzlicher Abreise“ Möbel usw. billig zum Verkauf stellte, noch viel zur Bestätigung dieses Stadtklatsches beigetragen. Wesendonk, über den sich die Züricher Philister weidlich belustigten, war diese lokale Berühmtheit und das Gerede begreiflicherweise mehr als peinlich. Da die bösen Zungen durchaus nicht verstummen wollten, bat er Wagner, für einige Tage als sein Gast nach Zürich zu kommen, um den Gerüchten endlich durch diesen möglichst demonstrativ zur Schau gestellten Besuch den Boden zu entziehen. Von Luzern aus, wohin Wagner nach Beendigung des zweiten Tristan-Aktes Ende März 1859 übergesiedelt war, führte er anfangs April diesen Besuch aus. Er wiederholte diesen im Lauf des Sommers noch einige Male und erhielt auch zweimal den Gegenbesuch des Wesendonkschen Paares in Luzern. Das so mannigfach und beseligend in kühnen Träumen ausgemalte Wiedersehen mit der Geliebten, jetzt war es Wirklichkeit geworden, und doch schien es nur ein Traum gewesen zu sein, der weit hinter seinen Vorbildern zurückgeblieben war. Die Wirklichkeit mit ihrem äußeren Zwang wirkte ernüchternd auf das Phantasiebild ein, das ihm die Einsamkeit von der Geliebten geschaffen und mit hellstem Glanze umstrahlt hatte. Erst als die Erinnerung an das Zusammensein wieder verwischt, war die Frau ihm wieder ganz das, was sie vorher gewesen: die unsterbliche Geliebte, der verklärte, hellleuchtende Leitstern seines Lebens und Schaffens. „Wo wir sind, sehen wir uns nicht; nur, wo wir nicht sind, da weilt unser Blick auf uns.“

Die Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs mit Wesendonks verursachte eine neue Verstimmung mit Minna. „Die dummen neuen Aufregungen, die ich durch meinen guten Mann abermals erleiden mußte, haben mich wieder bedeutend und für lang zurückgebracht, wie dies bei Herzleiden ja so leicht der Fall ist. . . . Muß ich nicht alles Vertrauen verlieren, wenn mir das kaum Versprochene: daß mir nur noch Gutes begegnen soll, d. h. keine Beleidigungen mehr zu ertragen haben soll — immer wieder gebrochen wird? Nein, meine gute Emma, da gehört ein ganz besonderer Charakter dazu, um da noch zu vergessen und gesund zu werden. Meinen Mann mit einem anderen tauschen, möchte ich nicht um eine Welt, im Gegenteil — ich möchte in Ruhe und Frieden in einer Ecke der Welt mein bischen Leben vollends verbringen, glaube das. . . . Am 6. d. Monats wurde endlich ‚Lohengrin' auf dem Hoftheater in Dresden zum erstenmal aufgeführt. Ich liebe diese Oper sehr, und die Hauptpartien wurden besser als in Berlin durchgeführt. Ich muß mich öfters an Richards Werken erheben und kräftigen, sonst könnte ich keinen freundlichen Brief an ihn schreiben (unter uns gesagt). An mir hat er gewiß eine glühende Verehrerin seiner früheren Werke. Mir ist es, als hätte ich sie mitgeschaffen, da ich ihn während dem pflegen und alle häuslichen Sorgen allein auf meine Schultern nehmen durfte. Wie so ganz anders war es in den letzten Jahren unseres Beisammenseins!" (29. August 1859.)

Wagner hatte längst eingesehen, daß Minna in ihrer Dresdner Umgebung nie gesunden könne. Da

er glaubte, daß nach den harten Lehren des verflossenen Jahres ein erneutes Zusammenleben sich jetzt doch wohl durchführen lassen müsse, zumal er inzwischen die nötige Ruhe und Selbstbeherrschung gewonnen hatte, um auch in kritischen Situationen sein Temperament zügeln und ihr tröstend und beschwichtigend beistehen zu können, erwog er für den Herbst 1859 ernsthaft den Plan einer Wiedervereinigung. Der Hauptgrund hierfür war die Sorge um Minna selbst, „weil ich einsehen muß, daß sie unter niemandes Schutz und Pflege noch so gut gedeihen können wird, als unter den meinigen. Sehr habe ich zu bedauern," klagt er in einem Brief an Alwine Frommann, „daß sie sich namentlich gerade in Dresden niederließ: das Unglück will, daß sie meist nur Umgang mit ungebildeten Frauen hat, die es wohl mit ihr gut meinen mögen, aber nicht im Entferntesten dazu gemacht waren, wohltätig auf die so sehr leicht Erregbare zu wirken. Fast jeder Brief brachte mir ein neues Herzugetragenes, einen sogenannten Klatsch, eine ihr widerfahrene unvorsichtige Beängstigung, und dies — ich will nur sagen: unselige Verkehren mit meiner Frau ist durch nichts zu unterbrechen, als durch ihre Entfernung aus dieser Umgebung. Da sie im übrigen selbst so sehnlich nach geräuschlosem, zurückgezogenem Leben verlangt, so halte ich das meinige ganz dazu gemacht, ihr zur Teilnahme anempfohlen zu werden. So fühle ich mich in jeder Hinsicht sicher meines Vorhabens, weil ich eben genau weiß, was ich vorhabe: ich weiß, daß nur *ich* wahrhaft wohltätig auf Minna noch einwirken *kann*, und somit ist mir deutlich vor-

geschrieben, was ich muß. Somit habe ich keine Wahl, die ich nur dann hätte, wenn ich einsehen dürfte, daß ihr Belassen in ihrer jetzigen Umgebung und Lebensweise ihr dieselben günstigen Einflüsse gewährte." Wagner hatte beschlossen, da ihm Deutschland noch immer verschlossen war und die von dem ihm wohlgesinnten badischen Großherzogspaar gewünschte Niederlassung in Karlsruhe sich deshalb zunächst noch nicht verwirklichen ließ, nach Beendigung des „Tristan" sein Domizil wieder in Paris aufzuschlagen, sei es auch nur, um dann und wann ein gutes Orchester oder Quartett hören zu können: Anregungen, die er in der Schweiz die Jahre hindurch bitter entbehrt hatte. Die Mittel zu dieser neuen Niederlassung gewährte, nachdem die Verhandlungen mit Verlegern sich zerschlagen hatten, bereitwilligst Freund Wesendonk, und zwar in feinfühliger Weise unter dem Deckmantel eines „Geschäfts", indem er von Wagner die Rechte an den Nibelungenpartituren für den Betrag von 24 000 Frs. käuflich erwarb. „In Zürich verweilte ich 4 Tage als Gast im Wesendonkschen Hause: der Mann ist mir sehr ergeben, und im wahrsten Sinne zu bewundern. Es hat sich da ein schönes, gewiß einzig seltenes Verhältnis entsponnen, und bewährt hat es sich, was tiefer Ernst selbst über die mindest begabten Naturen vermag. So steht der Mann zwischen mir und seiner Frau, der er vollkommen zu entsagen hatte, als beiderseitiger, ich kann wohl sagen, echtester Freund. Ich rechne mir diese Entwicklung zum höchsten Stolz an: nur mein ernstestes Verlangen, der armen Frau meine Nähe erhalten zu können,

hat mich geleitet. Nun ist das fast Unerhörte gelungen. Wiederholt besuchten wir uns gegenseitig zwischen Luzern und Zürich: ich wohnte stets in ihrem Haus, und was ich kann, geschieht, um der treuen Frau durch ihr schweres Leben zu helfen, geschieht mit der aufrichtigen Freude des Mannes an meinem Kommen und Bleiben." (An Hans von Bülow 7. 10. 1859.) Vom grünen Hügel aus trat Wagner dann Mitte September die Reise nach Paris an.

Hiermit schließt Wagners an Hoffnungen wie Enttäuschungen so überreicher Schweizer Aufenthalt. Nahezu ein Dezennium hatte ihn die freie Schweiz beherbergt, aber, was er einzig erstrebt, eine Heimat für sich und seine Kunst, war ihm auch hier durch widrige Geschicke versagt geblieben. Und doch bedeutet diese Epoche in Wagners Leben und Schaffen einen Kulminationspunkt. Nicht nur seine hehrsten Schöpfungen sind hier entstanden, wie er es selbst bekennt: „Mir ist dabei recht deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blütezeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur immer in meinen Vorrat zurückzugreifen habe, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen," — das Schicksal führte ihm hier auch das Weib in den Weg, von dem er noch nach Jahren berichtet: „Sie ist und bleibt meine erste und einzige Liebe! Es war der Höhepunkt meines Lebens: die bangen, schön beklommenen Jahre, die ich in dem wachsenden Zauber ihrer Nähe, ihrer Neigung verlebte, enthalten alles Süße meines Lebens."

Sehnen und Suchen

Nach mühevollem Suchen fand Wagner endlich in einem ruhig gelegenen kleinen Einzelhäuschen der rue Newton den gewünschten Boden für die Pariser Niederlassung. Er war jedoch genötigt, den Mietzins für drei Jahre mit 12000 Frs. vorauszuzahlen und, weil der Besitzer sich auf keine Weise dazu bereitfinden ließ, die seiner Ansicht nach erforderlichen Reparaturen und Renovierungsarbeiten auf eigene Kosten vornehmen zu lassen. Da auch die prächtige Ausstattung der Räume viel Geld verschlang, so reichte das von Wesendonk erhaltene und zur Sicherstellung des Pariser Aufenthaltes bestimmte Nibelungenhonorar kaum aus. Doch weil Wagner zunächst an der Begründung eines eleganten gemütlichen Heimes lag und er hier für eine Reihe von Jahren das Ersehnte gefunden zu haben glaubte, gab er leichten Herzens im Vertrauen auf baldige Pariser Erfolge das Geld hin. Wie so häufig sollte er sich auch diesmal gründlich verrechnet haben. Minna, der Wagner fast täglich über den Fortgang seiner Vorbereitungen berichtet, gab schließlich, wenn auch mit innerem Widerstreben, zumal ihre Dresdner Freundinnen ihr alle energisch abrieten, seinem Drängen nach einer baldigen Wiedervereinigung nach. „Mir soll und muß es endlich gleichgültig sein," schreibt sie, „wohin ich noch geschleppt werde, aber im Grunde sehne ich mich nach Einsamkeit und Ruhe, nicht nach dem Getriebe der großen Welt, in der so viele alberne Menschen leben, besonders Weiber, die mich auch hier um den Besitz dieses

großen Künstlers beneiden, lieber wäre es mir, man beneidete mich um meinen braven Mann, den Menschen!" Mit rührender Sorgfalt ist Wagner bemüht, vor Minnas Eintreffen in Paris alles selbst zu erledigen, ihr jede Arbeit vorwegzunehmen: er engagiert die Dienstboten, eine Gesellschafterin und stellt einen festen Haushaltungsplan für sie auf. „Du sollst Dich unbedingt meiner Pflege und Behandlung überlassen; denn meine Pflicht ist es, Dir armen Frau diese geistige wie leibliche Pflege mit treuester Liebe angedeihen zu lassen. Das heißt nun aber so viel, als daß Du eine große Änderung in Deiner bisherigen, so ungemein tätigen und jetzt Dich aufreibenden häuslichen Geschäftigkeit eintreten lassen mußt..... Du sollst mir ein für allemal nichts mehr mit dem Hausbruttel zu tun haben: Du wirst die Herrin des Hauses sein, Du wirst die Kasse führen, und alles wird und soll nach Deinem Wunsche gehen: aber selbst angreifen sollst Du nicht mehr; Du sollst nur noch befehlen." So gut das alles nun auch gemeint war, für Minnas lebhafte, geschäftige Natur war Wagners Rezept: die Rolle der grande dame mit einer Schar Diener, sehr wenig glücklich, und schon die hierüber zwischen den Ehegatten gepflogenen brieflichen Auseinandersetzungen ließen eigentlich wenig Gutes erwarten. Doch Minna wagte schließlich trotzdem einen Versuch und traf am 17. November 1859 in Paris ein. Ihre Tochter Natalie, die bisher in Paris, Dresden und Zürich stets um sie gewesen war, blieb jedoch diesmal in Dresden zurück. Da Minna bis zu ihrem Tod die seltsame Verschämtheit hatte, dem Mädchen, das all-

gemein für ihre jüngere Schwester ausgegeben wurde, nicht zu entdecken, daß sie ihre Mutter sei, so hatte sich in den letzten Jahren ihr Zusammensein sehr unerquicklich gestaltet. Denn Natalie glaubte, als Minnas Schwester ein Recht auf ebenbürtige Behandlung zu besitzen, und fügte sich nur sehr widerwillig und störrisch Minnas mütterlicher Autorität. Wagner wünschte daher, daß das junge Mädchen nicht mit nach Paris komme, sondern in Dresden für ihre Weiterbildung sorge, wofür er gern die Kosten aufzubringen bereit war. —

Da alle Bemühungen, seine Werke in Paris zur Aufführung zu bringen, noch immer erfolglos blieben, faßte Wagner den kühnen Plan, eine deutsche Oper in Paris ins Leben zu rufen, und es gelang ihm zunächst auch, einige kapitalkräftige Leute hierfür günstig zu stimmen. Ehe jedoch ein derartiges Projekt feste Formen annehmen konnte, galt es, das Publikum für seine Werke zu interessieren und einflußreiche Persönlichkeiten der Gesellschaft und Kunstwelt hierfür zu gewinnen. Dies glaubte Wagner am leichtesten durch Veranstaltung eigener Konzerte mit Bruchstücken aus seinen Opern und Abhaltung großer wöchentlicher Empfangsnachmittage, wie sie in der Pariser Gesellschaft Sitte waren, zu erreichen. Während das Konzertunternehmen zwar künstlerisch befriedigte, ihm aber ein besorgniserregendes Defizit von 10 000 Frs. eintrug, war den Mittwoch-Abenden im „Salon" der rue Newton ein voller Erfolg beschieden. Die Elite der Geistes- und Kunstaristokratie fand sich bald regelmäßig im Haus des deutschen Meisters ein. „Wagner aber beherrschte die

Gesellschaft so völlig," erzählt Malwida von Meysenbug, „daß man eigentlich nur ihn sah und hörte und die anderen darüber völlig vergaß." Malwida hatte sich schon vor vielen Jahren, begeistert durch die Lektüre seines Buches „Das Kunstwerk der Zukunft", dem Meister genähert und während seines Londoner Aufenthaltes 1855 seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Diese war aber nach einem erregten Disput über Feuerbach und Schopenhauer in einer herben Dissonanz ausgeklungen. „Wir schieden in großer Verstimmung. Jetzt erschrak ich fast, sie wieder in Paris anzutreffen: gar bald aber löschte sich jede peinliche Erinnerung an jene Londoner Debatten aus, als sie mir sofort mit der Erklärung entgegenkam, daß der damalige Disput auf sie den entscheidenden Erfolg gehabt hätte, sich unverzüglich mit der Schopenhauerschen Philosophie bekannt zu machen... Sie erklärte sich jetzt als meine eifrige Bekennerin und faßte dieses Bekenntnis sogleich im Sinne einer um all mein Wohlergehen allerernstlich besorgten Freundin auf. Wenn ihr, welche ich dem Anstande gemäß zunächst in die Stellung einer Freundin zu meiner Frau zu bringen hatte, das schreckliche Mißbehagen unseres nur noch scheinbar ehelichen Zusammenlebens auf den ersten Blick nicht entgehen konnte, und sie gegen die aus dem Wahrgenommenen resultierenden Übelstände mit herzlicher Fürsorge einzuschreiten sich angelegen sein ließ, so blieb es ihr auch alsbald nicht verborgen, in welch' schwierige Lage die großen Unkosten der drei Konzerte mich gebracht." Sofort versuchte Malwida unter den Deutschen in Paris eine

Subskription für Wagner zu veranstalten. Da aber eine voreilige Kunde hiervon in die Presse gelangte und von dieser hämisch glossiert wurde, sah sich Wagner zu der Erklärung gezwungen, jede Hilfe dieser Art ablehnen zu müssen. Erfolgreicher war Malwidas Bemühung, eine ihr bekannte reiche Jüdin, die Kaufmannswitwe Schwabe aus Manchester, für Wagner zu gewinnen. „Sie verhehlte sich und mir nicht, welch' übele Zumutung mir mit der Pflege dieser Bekanntschaft gemacht war; dennoch hielt sie sich an die von ihr angenommene Gutmütigkeit dieser ziemlich grotesken Frau, so wie an die Eitelkeit derselben, welche mir die Auszeichnung des Besuches meines Salons gewiß zu vergelten suchen werde. . . Mme. Schwabe, welche sich regelmäßig in meinen Soiréen einfand, und ebenso regelmäßig beim Musizieren einschlief, fand sich nun aber auch veranlaßt, durch die sorgsame Meysenbug mir ihre persönliche Hilfe anbieten zu lassen. Diese erstreckte sich auf etwa 3000 Frs., welche mir in diesem Augenblick allerdings auf das Äußerste nötig waren." So willkommen auch diese Hilfe war, sie konnte nur ganz vorübergehend Linderung schaffen, Wagners Lage blieb nach wie vor verzweifelt, da keiner der Pariser Pläne gelingen wollte. Er nahm daher ein Anerbieten aus Brüssel an, dort die Pariser Konzerte zu wiederholen. Doch die ihm verhießenen großen Einnahmen blieben auch hier aus. Als einzig angenehme Erinnerung an diesen Aufenthalt verblieb ihm der Verkehr mit Liszts Freundin, Agnes Street-Klindworth und ihrem von Anekdoten sprudelnden Papa, in deren Haus er sich sehr wohl fühlte. Ihnen

verdankte er auch eine Empfehlung an den österreichischen Botschafter in Paris, den Fürsten Metternich, dessen Gemahlin Pauline als intime Freundin der Kaiserin Eugenie bei Hof sehr mächtig war. War die Stimmung in den Tuilerien, beeinflußt durch den aus Freundschaft mit Meyerbeer Wagner feindlich gesinnten Hausminister Napoleons, Fould, für Wagners Bestrebungen, an der Großen Oper anzukommen, zunächst sehr ungünstig, so war allmählich, dank der Bemühungen der Wagner durch Hans von Bülow gewonnenen Herren der preußischen Gesandtschaft, der Grafen Pourtalès und Hatzfeld, ein Umschwung zum Besseren eingetreten. Als eines Abends bei Hof das Gespräch auf Wagner gekommen war, trat Fürstin Metternich, die einst den „Tannhäuser" in Dresden gehört hatte, so warm für das Werk ein, daß der Kaiser aus Courtoisie gegen die Freundin sofort den Befehl erteilte, diese Oper an seinem Theater zur Aufführung zu bringen. Mit einem Schlag waren hierdurch alle Hindernisse für Wagner aus dem Weg geräumt, und, da man an den leitenden Stellen jeden Widerstand gegen den Einfluß der Fürstin Metternich als zwecklos erkannte, wurde allen Wünschen Wagners anfangs bereitwilligst Rechnung getragen. Doch bis zur Aufführung selbst und den darnach zu erwartenden Einnahmen hatte es noch gute Wege, und die an sich schon recht fatale finanzielle Lage Wagners geriet infolge eines allerdings nicht vorauszusehenden Mißgeschicks an den Rand einer Katastrophe. Das mit so großen Opfern hergerichtete Haus in der rue Newton war dem Abbruch geweiht,

da es in der Fluchtlinie einer schon seit längerer Zeit geplanten durchzubrechenden Avenue lag. Jetzt wurde Wagner plötzlich die hartnäckige Weigerung seines Hausherrn, auch nur die kleinste Verbesserung an dem Haus vornehmen zu lassen, verständlich. Der schlaue Franzose, der natürlich längst über die städtischen Baupläne informiert war, hatte den geschäftsunkundigen Künstler gründlich übers Ohr gehauen. Alles Protestieren, ja selbst eine Klage bei Gericht blieb erfolglos — er mußte ausziehen, und sein Geld war verloren. Der Umzug nach der rue d'Aumale erschöpfte die letzten Reserven, und die Kosten für eine unbedingt erforderliche Badekur Minnas waren nicht aufzutreiben.

Da kam unerwartet Hilfe. Eine Freundin Liszts, Frau Marie Kalergis, die einst der Uraufführung des „Tannhäuser" in Dresden beigewohnt und 1853 die beiden Meister in Paris mehrfach als Gäste bei sich gesehen hatte, kehrte von einer längeren Reise zurück. „Eines Tages erschien Graf Paul Hatzfeld bei mir, um mich zu bitten, Mme. Kalergis, welche soeben in Paris angekommen sei, zu besuchen und von ihr Mitteilungen in Empfang zu nehmen. Ich wurde von ihr mit der Erklärung empfangen, daß sie um so mehr bedauere, bei meinen im vergangenen Winter gegebenen Konzerten nicht zugegen gewesen zu sein, als sie dadurch die Gelegenheit verloren habe, mir zur rechten Zeit in beschwerlichen Umständen behilflich zu sein. Sie erfahre, daß ich hierbei große Verluste erlitten habe, welche man ihr auf 10000 Frs. angebe, und sie ersuche mich nun, den Ersatz hierfür von ihr anzunehmen. Hatte ich

zuvor es für schicklich erachten müssen, dem Grafen Hatzfeld, da man mit jener widerwärtigen Kollekte sich auch an die preußische Gesandtschaft gewandt hatte, jene Verluste geradeswegs zu leugnen, so fand ich jetzt nicht den mindesten Grund dafür, vor der großherzigen Frau mich zu verstellen. Es war mir, als ob sich nur etwas erfüllte, was ich von je erwarten zu dürfen mich berechtigt wähnte; und ich empfand hiergegen sofort nur das einzige Bedürfnis, dieser seltenen Frau ebenfalls zu erwidern, wenigstens ihr etwas sein zu können. Alle meine Beunruhigungen, welche mir der fernere Umgang mit ihr verursachte, entsprangen aus der Unbefriedigung dieses einen Wunsches, in welchem der sonderbare Charakter und der unstete Lebenslauf derselben mich erhielt. Für jetzt versuchte ich aber sogleich ihr irgendetwas zu erweisen, was ihr jenen Wunsch als einen wahrhaftigen bewähren sollte. Ich improvisierte eigens für sie eine Audition des zweiten Aktes von ‚Tristan', bei welcher Mme. Viardot, die ich mir bei dieser Gelegenheit näher befreundete, mit mir gemeinschaftlich die Gesangspartien übernehmen sollte, während ich für das Klavierspiel Klindworth aus London auf meine Kosten mir kommen ließ. Diese sehr merkwürdige intime Aufführung ging im Hause der Viardot vor sich; außer Mme. Kalergis, für welche sie einzig stattfand, war nur Berlioz noch zugegen." Noch einen zweiten wertvollen Dienst verdankte Wagner dieser Gönnerin: Den Bemühungen ihres Verwandten, des sächsischen Gesandten Barons von Seebach, gelang es endlich, in Gemeinschaft mit einer durch Graf Pourtalès angeregten persönlichen

Intervention der Prinzeß Wilhelm von Preußen beim König von Sachsen, dem Verbannten die Erlaubnis auszuwirken, ungefährdet wieder deutschen Boden betreten zu dürfen. Man hatte Wagner nahegelegt, den ersten Ausflug nach Deutschland zu einer Dankesaufwartung bei J. K. Hoheit zu benutzen; er ergriff hierzu die Gelegenheit von Minnas Aufenthalt in Bad Soden im Taunus, holte sie nach beendeter Kur dort ab, legte der Prinzessin in Baden-Baden seinen Dank zu Füßen und kehrte nach einer achttägigen Rheintour mit seiner Frau nach Paris zurück.

Minnas Gesundheitszustand ließ noch immer zu wünschen übrig, und die ständigen Aufregungen und Lebenssorgen in Paris waren auch nicht dazu angetan, ihm Besserung zu verschaffen. Wagners optimistische Erwartungen, die er an ihre Wiedervereinigung geknüpft, hatten sich in keiner Weise erfüllt. Sein anfängliches Streben, Minna von allem, was ihn beunruhigte, auszuschließen und ihr nur mit gelassener Ruhe und Sanftmut zu begegnen, führte nur zu neuen Wirren, da Minna sich zurückgesetzt fühlte und hinter seinem geheimnisvollen Schweigen Schlimmes witterte; ließ er sich aber in Erörterungen ein, so endeten diese meist infolge der Gereiztheit und Erregtheit der beiden sehr stürmisch. „Als ich mir die Kraft für unser Zusammenleben zutraute," bekennt Wagner später seiner Frau, „hatte ich allerdings auf ein ruhiges, weniger sorgenvolles und aufregendes Leben meinerseits gerechnet. Mit wahrhaftem Grauen blicke ich nun auf diese abermals durchlebte Pariser Schreckenszeit zurück, wo Kummer, Sorge, Ärger, Anstrengung und Leiden jeder

Art mich schließlich in einen so elenden und überreizten Zustand brachten, daß ich mich nur wundere, wie ich es überhaupt ausgehalten, und daß ich nicht irgendeinmal völlig alle Fassung verlor. Konnte es zu den zahllosen Bekümmernissen, die ich täglich zu erfahren hatte, nun noch Schlimmeres geben, als auch noch unzeitige Erinnerungen an ewig von Dir mißverstandene frühere Vorgänge? Der leiseste Hohn, die kleinste Anzüglichkeit Deinerseits — war ich nun einmal schon so zermartert wie damals — mußte mich da endlich bis zur Wut reizen. Daß Du das nicht verstehen willst und bei solchen Ausbrüchen meiner Heftigkeit stets nur verhaltenen Haß gegen Dich losbrechen, oder glühende Leidenschaft für eine andere aufschießen sehen willst, das kann mich ja eben nur noch wütender machen." Es stimmt traurig, diese beiden Menschen, die sich wirklich aufrichtig bemühen, einander zu gewinnen, wie unter der Gewalt eines feindlichen Dämons immer wieder aneinander vorbeistürzen und sich in fruchtlosem Ringen gegenseitig aufreiben zu sehen. Bitter mutet Minnas Klage an (28. Dez. 1859): „Ich werde ganz melancholisch und vergehe, ich bin auf dem besten Weg dazu. Richard ist freundlich, ist mir aber nichts, nicht einmal ein Freund, weil er mir nichts vertraut und ich doch nichts fragen mag oder darf. . . . Ich bin hier Haushälterin, die nichts als drei Dienstboten zu kommandieren und sich mit ihnen zu ärgern, aber auch Zutritt in den Salon hat, um den Leuten mein seidenes Kleid zu zeigen. Doch ein einziges herzliches oder gemütliches Gespräch habe ich noch nicht mit meinem Manne gehabt, und das ist für

eine alte Lebensgefährtin, die jede Misère mit ihm geteilt, wie ich es getan, traurig. Oft sehe ich Richard außer der Essenszeit den ganzen Tag oder auch abends nicht mehr, doch frage ich nie, wo er war, ich weiß es, aber ich bin nicht mehr so dumm wie früher. Warum bin ich auch hier? Mein Heimweh ist noch keineswegs zu Ende, nichts hat sich geändert." Diese unbestimmte, aber vielsagende Andeutung findet ihre Erklärung in einem Brief Minnas an Emma Herwegh vom 24. März 1860: „Mittwoch ist Bekannten und Freunden unser kleiner Salon erschlossen. Es kommen viel Leute zu uns. Außerdem sehe ich keine bei uns, die mir lieb sind. Blandine ist eine ganz gewöhnliche, ich will nicht sagen gemeine Person, die auch bei allen denen, die sie kennen, in keinem guten Rufe steht, was zwar in Paris nichts sagen will. Philisteröse, unter die ich mich leider zählen muß, stößt sie eher ab. Frau Ollivier besucht meinen Mann öfter, ohne anständigerweise nach meiner Wenigkeit zu fragen. Ich bin dergleichen gewöhnt, und lasse alles geschehen, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen. Nur kann ich es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich hierher gekommen bin. Fällt in dieser Art früher oder später wieder etwas Eklatantes vor, so reise ich nach der Schweiz, wo ich bleibe. In meine Heimat gehe ich nicht; ich würde mich schämen müssen, da alle mir abredeten, hierher zu reisen und mir viel Schlimmes prophezeiten... Glaube mir, ich täusche meinen Richard mit Keinem! Im Gegenteil! Wie ich Dir schon gesagt, ich wohne im obersten Stock, weiß nichts von dem, was unten geschieht, bekomme

meine Briefe von dem Diener auf mein Zimmer gebracht. Es interessiert meinen Mann durchaus nichts, was mich betrifft, oder wer mir geschrieben, was man mir geschrieben usw. Als ich Deinen vorletzten Brief erhielt, worin Du mich um zwei Billets für Mr. und Mad. Challemel ersuchtest, reichte ich Richard umgebogen diese Stelle, weil ich schon mehreremals eine Fehlbitte um zwei Konzertbillets getan hatte, während ich hören mußte, daß Frau Blandine ganze Logen zur Auswahl fast aufgedrungen wurden. Hans von Bülow war fast zwei Monate hier und gab in dieser Zeit 4 Konzerte, die gut besucht und mit viel Beifall aufgenommen wurden. Seine Frau wirst Du in Berlin besucht haben, sie ist auch ein etwas lüderliches Geschöpf, sie ist schuld, daß Ritter seine Frau verlassen hat, die arme junge Frau härmt sich ab. Bülow sieht sehr elend aus, wir hatten ihn oft zum Essen. In Liszts Mutter, die hier allein lebt, habe ich eine liebe alte Frau und Freundin kennen gelernt; ich besuche sie oft und gewinne sie immer lieber. Sie lebt ziemlich verlassen, die Enkelin kann keine Ehrenhüterin brauchen! Die Ollivier hat sich gegen Bülow scheußlich benommen, so daß er ohne Abschied von ihnen reiste. Die d'Agoult ist nicht hier, sondern schon lange in Italien."

Das in diesem Brief Minnas beargwöhnte Verhältnis Wagners zu Liszts ältester Tochter, Blandine, Gattin des Advokaten, späteren Justizministers Ollivier, wurde damals in Paris viel besprochen. Es bildet auch den tieferen Grund dafür, daß die Fürstin Wittgenstein um jene Zeit alle Beziehungen zu Wagner abbrach und ihn 1860 in

Paris nicht aufsuchte. (In der Wagnerliteratur wurde dieser Verkehr ängstlich totgeschwiegen, was um so eher gelang, als alle hierauf bezüglichen Stellen in den veröffentlichten Briefen Wagners getilgt sind. Spätere Publikationen werden hier noch viel interessantes Material zutage fördern.) Wagner war bereits bei seinem früheren Aufenthalt in Paris im Januar 1858 auf Empfehlung Liszts in engere Beziehungen zu dem Ollivierschen Paar getreten. „Höchst angenehm wirkte Blandine auf mich, durch Sanftmut, Heiterkeit und eine gewisse witzige Gelassenheit, bei andererseits sehr schneller geistiger Apperzeption. Wir verstanden uns am schnellsten; es genügte der leisesten Äußerung, um uns über die Sache und die Personen, mit denen wir in Berührung kamen, sofort gegenseitig klar zu machen." Als Wagner dann nach Paris übersiedelte, ward der Verkehr mit Olliviers sehr eng, namentlich die Freundschaft mit Blandine nahm solche Formen an, daß sie Minnas berechtigte Eifersucht erweckte. „Blandine bekomme ich kaum mehr zu Gesicht; ihr Mann ist immer krank, und meiner Frau ist sie grundverdächtig" heißt es in einem Briefe Wagners an Hans von Bülow vom 21. Mai 1860. Doch abgesehen von einer vorübergehenden Verstimmung Blandinens, die sich durch die ihr zur „Tannhäuser"-Aufführung zugewiesenen Sperrsitzkarten statt der gewünschten Logenplätze zurückgesetzt fühlte, blieben Wagners Beziehungen zum Ollivierschen Haus ungetrübt, und als er schließlich Paris verließ, erhielt Blandine auf ihren Wunsch seinen Arbeitstisch als teure Reliquie.

Nach Wagners Rückkehr von seinem Ausflug nach Deutschland im August 1860 ward der „Tannhäuser" ernstlich in Angriff genommen. An der Fürstin Metternich hatte der vielgeplagte, mit den unsinnigsten Zumutungen, wie Balleteinlage im zweiten Akt und ähnlichem, gemarterte Meister eine rührende Helferin. Ihr gewichtiger Einfluß an höchster Stelle wußte meist die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. „Ihre Güte gegen mich," ruft ihr Wagner zu, „Ihr großmütiger Eifer für mein Werk sind mir von so unendlichem Werte, daß ich mich recht unglücklich fühle, so gar keinen würdigen Ausdruck für meinen Dank finden zu können. . . . Gestatten Sie mir in huldvoller Berücksichtigung meines Zustandes, es von der zuletzt vorangehenden Nacht abhängen zu lassen, ob es mir Armen vergönnt sein kann, am Diestag abend einige unschätzbare Stunden in der Nähe Ihrer Durchlauchten zuzubringen! In tiefster Verehrung erlaube ich mir, meiner gnädigsten Gönnerin die Dichtung meines ‚Tristan und Isolde' zuzustellen; möge sie einige Gunst vor Ihrem Urteile finden! . . . Mit Leib und Seele zu Ihren Füßen für die namenlose Güte, die Sie an mir üben, sage ich Ihnen meinen gerührtesten Dank!" Doch nichts vermochte das Schicksal des „Tannhäuser", dem das Stammpublikum der Oper den Untergang geschworen hatte, da der Autor ihren Wünschen nach einer Balleteinlage nicht willfahrt hatte, aufzuhalten. Nach drei tumultuarischen Schlachtabenden zog Wagner die Partitur zurück. Die Roheit der an der Niederlage des Werkes interessierten Zuhörer war so weit gegangen, die

Fürstin Metternich, die allgemein als Protektorin Wagners galt, öffentlich in ihrer Loge zu verhöhnen, auch in der erkauften Presse mußte sie die peinlichsten Schmähungen über sich ergehen lassen. Doch obwohl sie sich durch ihr mutiges Eintreten für Wagner bei dem Verlauf, den alles genommen, in der Pariser Gesellschaft ziemlich kompromittiert hatte, ließ sie sich nicht abschrecken, sie hielt ihm auch weiterhin die Treue und suchte für den Künstler, dem durch diesen unverdienten Fehlschlag die erwartete Einnahme, der Lohn für die Arbeit eines ganzen Jahres entgangen war, wenigstens noch eine Geldentschädigung zu erwirken. Daß Wagner damals (im Gegensatz zu der Autobiographie) die großen Verdienste der Fürstin dankbar anerkannte, beweist sein enthusiastischer Brief vom 21. März 1861: „Durchlauchtigste Fürstin! Es war mir noch nicht vergönnt, seit den für mich so stürmischen Tagen Ihnen persönlich meine Verehrung darbringen zu können. Heute preßt es mir das Herz ab, Eure Durchlaucht nicht einigermaßen von den Gefühlen, die mich fast ausschließlich beherrschen, in Kenntnis setzen zu sollen. Alles, was ich in dieser letzten Zeit gelitten (und es berührte oft das innerste Mark meiner Künstlernatur!), ist dennoch wesenlos und völlig in den Schatten gedrängt durch das unbeschreibliche Hochgefühl, von Euer Durchlaucht selbst des Mitleides gewürdigt worden zu sein. Vielleicht haben Sie, meine hohe Beschützerin, selbst um mich und mein Werk gelitten. Ich kann keinen Schmerz tiefer empfinden, als durch Ihren wundervollen Schutz meines Werkes Sie selbst auch nur der min-

desten Sorge hingegeben zu wissen. Ich brachte noch niemandem Glück, nur Sorge, ernste Sorge war das Los eines jeden, der sich mir noch teilnehmend erwies. Auch Ihnen, edelste Fürstin, kann ich nur einen Lohn verheißen. Ich werde sterben: vielleicht aber überleben mich meine Werke. Sie, Blühende, werden mich lange überleben. Bin ich nicht mehr, so sagen Ihnen wohl einst meine Töne den Dank eines innig verehrenden Gemütes. In tiefster Ehrfurcht und Ergebenheit Euer Durchlaucht untertänigster Richard Wagner."

Ein längeres Verweilen in Paris hatte für Wagner nach dem „Tannhäuser"-Skandal natürlich keinen Zweck. Er beschloß, sowie er irgendwie die erforderlichen Geldmittel aufgetrieben, die Pariser Niederlassung aufzulösen, um sich zunächst nach Wien zu begeben, wo nach inzwischen gepflogenen Verhandlungen die Uraufführung des „Tristan" ins Auge gefaßt war. Doch er war fest entschlossen, eine dauernde Niederlassung mit Minna erst dann wieder zu wagen, wenn solch aufreibende Kämpfe und Aufregungen, wie er sie jetzt in Paris hatte durchhalten müssen und wie sie ihm vielleicht auch in Wien bevorstanden, mit Sicherheit sich vermeiden ließen und eine gesicherte Zukunft sich ihm erschloß. „Wie ein furchtbarer Alp," schreibt er an Minna, „liegen diese Pariser zwei Jahre wieder auf meinem Gewissen! Es war von mir wahrlich gut gemeint: aber mein guter Wille hat mich einmal wieder doch zur größten Übereilung und Unüberlegung hingerissen! Ich kann Dir nur sagen, daß ich Dich bewundere, wie Du wieder diese schreckliche, unauf-

hörlich widerwärtige Zeit überstanden hast; ich finde darin fast einen Trost für Deine Gesundheit, denn ich muß mir sagen, daß bei einer ruhigeren, sorgenloseren Existenz Du Dich sogar noch recht wohl befinden kannst." Nachdem die Pariser Gönner (Metternich, Pourtalès, Hatzfeld) Wagners pekuniäre Verpflichtungen in Paris gelöst und ihm einen größeren Geldbetrag übergeben hatten, wurden sofort die Zelte in Paris abgebrochen. „Von meiner Wohnung war ich vermöge eines Geschenkes von 100 Frs. an den Portier, durch geglückte Weitervermietung losgekommen. Für Minna war eine Fortsetzung ihrer vorjährigen Kur im Bade Soden in Aussicht genommen, worauf sie zu ihren älteren Bekannten nach Dresden sich begeben sollte. Allen unseren Hausrat beschlossen wir wohlverpackt bei einem Spediteur in Paris zurückzustellen." Am 12. Juli reiste Minna nach Soden ab. „Ich freue mich auf mein Deutschland," schreibt sie resigniert, „wo ich doch immer noch am glücklichsten war. Unser Zusammenleben kann nur noch bestehen, wenn Richard ein halbes Jahr hier ist, ich dort. Kommt er zurück, so müßte ich hier sein, da meine Gegenwart ihm überall im Wege und zuviel ist. So geht es endlich einer alten viel und hart geprüften Frau, und dumme Menschen beneiden mich noch um mein Los!" Wagner blieb noch drei Wochen als Gast des Grafen Pourtalès im herrlich gelegenen, wegen seiner schwarzen Schwäne berühmten preußischen Gesandtschaftshotel in Paris, da er noch mit der Übersetzung des „Holländer" für seinen französischen Verleger beschäftigt war. Seiner liebenswürdigen

Gastgeberin verehrte er beim Abschied ein Albumblatt „Ankunft bei den schwarzen Schwänen". Anfang August 1861 verließ auch er Paris, wo er zum zweitenmal in seinem Leben so bittere Erfahrungen hatte durchkosten müssen, besuchte Minna zum Abschied in Soden und begab sich zunächst, einem früher Liszt gegebenen Versprechen folgend, zur Tonkünstlerversammlung nach Weimar.

Unter der großen Schar von überall her zusammengeströmten Musikfreunden begegnete Wagner auch seiner alten Freundin Alwine Frommann, die ihm unverändert zugetan geblieben. Nach einigen Tagen traf auch Blandine mit Ollivier aus Paris ein, „um neben mir in der Altenburg zu wohnen, und dadurch gewannen die an sich lustigen Tage eine fast aufgeregte Heiterkeit." Blandine wich die ganzen Tage über nicht von seiner Seite, und Wagner ließ sich bereden, seine Reise nach Wien in Begleitung des Olliverschen Paares über Nürnberg und München zu machen. „Diese hatten beschlossen, Cosima in Reichenhall, wo diese einer Kur wegen sich aufhielt, zu besuchen. Als wir am Bahnhofe von Liszt Abschied nahmen, gedachten wir auch Bülows, welcher in den vergangenen Tagen sich so ungemein ausgezeichnet hatte, und der einen Tag früher verreist war, wir ergossen uns in seinem Lobe, nur bemerkte ich vertraulich scherzend: er hätte Cosima nicht zu heiraten gebraucht, worauf Liszt mit einer kleinen Verneigung hinzusetzte: „das war Luxus". Nun überkam uns Reisende, d. h. namentlich Blandine und mich, bald eine ausgelassen heitere Laune, welche sich namentlich durch Olliviers bei jedem Auflachen

unsrerseits wiederholte, neugierige Frage: qu'est ce qu'il dit? steigerte. Dieser mußte es sich gutmütig gefallen lassen, daß wir fortgesetzt im Deutschen unsere Späße trieben." In Reichenhall nahm Cosima, deren Gesundheitszustand sich erfreulicherweise bedeutend gebessert (man hatte den Ausbruch der Schwindsucht bei ihr befürchtet, der vor kurzem bereits ihr Bruder Daniel erlegen war), die Reisenden in Empfang. „Von der Heiterkeit des Umganges, welche auch hier sogleich sich einstellte, blieben jedoch Ollivier und ich meistens ausgeschlossen, da die beiden Schwestern zur größeren Vertraulichkeit ihrer durch stetes Lachen bis in die Ferne bemerkbaren Gespräche, sich gewöhnlich in ihre Kammer vor uns verschlossen, so daß mir die französische Konversation mit meinem politischen Freunde fast allein verblieb. Doch wußte ich mir einige Male Zutritt zu den Schwestern zu verschaffen, um ihnen unter anderem mein Vorhaben anzukündigen, sie, da um beide ihr Vater sich nicht mehr bekümmere, zu adoptieren — was weniger mit Vertrauen, als mit Heiterkeit aufgenommen wurde. . . . Nach wenigen Tagen mußte ich aber endlich an die Fortsetzung meiner bis jetzt so anmutig unterbrochenen Reise denken; ich nahm im Hausflur Abschied und begegnete hier einem fast scheu fragenden Blick Cosimas."

„Über Cosima habe ich mich in Reichenhall sehr gefreut", berichtet Wagner an Hans von Bülow. „Wenn sich das böse Kind nur recht schonen wollte! Ich höre, sie ist wieder bei ihrem Vater zum Besuch; wenn sie da nur nicht wieder zu den kleinen, ihr aber so schädlichen Exzessen sich hinreißen läßt.

S'ist ein wildes Kind, dabei bleibe ich! Aber sie hat großen Adel. An diesen mußt Du Dich halten, um sie zu jedem Opfer, auch dem kleiner schädlicher Angewohnheiten zu vermögen: sie muß aus Stolz gleichmütig und ruhig werden.... Grüße sie bestens: die beiden Schwestern waren so liebenswürdig, außerordentlich, genial und reizend, daß ich Ollivier ganz prächtig mit verschluckte."

Am 14. August 1861 traf Wagner endlich in Wien ein. Hier stellte ihm fürs erste Freund Standhartner, der gerade mit seiner Familie abzureisen gedachte, seine Wohnung zur Verfügung. „Eine hübsche Nichte, welche mit ihrer Mutter und Schwester im gleichen Haus wohnte, sollte für alle nötige Bedienung, auch Frühstück usw. sorgen, und ich würde somit zu höchster Bequemlichkeit in der ganzen Wohnung mich ausdehnen können." Diese ihm vom Zufall zugeteilte anmutige Hausfee war die bildhübsche Seraphine Mauro, in deren Adern italienisches Blut floß und deren „marmorbleiches Antlitz", wie Weißheimer, ein Freund Wagners, berichtet, „mit den denkbar schwärzesten Locken umgeben war, die bis zur vollen Büste herabhingen". Wagner blieb gegen soviel Schönheit in seiner täglichen Umgebung nicht unempfänglich, und „seine liebe Puppe", wie er Seraphine stets nannte, ließ ihn nicht vergebens schmachten. (Wagners Briefe an sie wurden von ihr später leider vernichtet.) Der Leidtragende bei diesem Erlebnis war Wagners Freund Peter Cornelius, der mit dem von ihm so häufig in Anspruch genommenen Vorrecht lyrischer Gemüter auf unglückliche Liebe schon

früher sein Herz an Schön-Seraphinchen verloren hatte.

Weniger angenehm war für Wagner das künstlerische Ergebnis seines Wiener Aufenthaltes. Um die ihm von der Hofoper zugesagte Aufführung seines „Tristan" stand es schlimm, da der hierfür einzig in Betracht kommende Tenor, Ander, an einer Stimmerkrankung laborierte, die zunächst ein Studium der ohnedies seine Kräfte übersteigenden Gesangspartie ausschloß. Einzig die Vertreterin der Isolde, Frau Meyer-Dustmann, war schon mit Eifer und bestem Gelingen an ihre Aufgabe herangetreten. „Mit der Dustmann steht es glücklicherweise anders," schreibt Wagner an Minna, „die hat mir gestern den ersten Akt bereits so schön vorgesungen, daß ich meine große Freude darüber hatte. Sie wird ganz vollendet schön die Rolle singen! . . . wie sie denn überhaupt die Begabteste von allen ist." An ihr gewann er zunächst eine eifrige Anhängerin und wertvolle Stütze in seinen entmutigenden Verhandlungen mit der Operndirektion, die aus Angst vor der Wagner feindlich gesinnten Presse die Tristan-Angelegenheit bald lässig zu betreiben anfing und sich hinter Anders Krankheit verschanzte. Vorerst ließ sich jedoch hiergegen nichts tun. Da Wagners Aufenthalt in Wien somit vollständig zwecklos war, folgte er, zumal er wegen Standhartners Heimkehr seine angenehme Wohnung hatte verlassen und in ein Hotel ziehen müssen, gern einer Aufforderung der Familie Wesendonk, mit ihnen einige Tage in Venedig zuzubringen. Doch auch dieses Wiedersehen mit der geliebten Frau, das noch einmal wie ein Traumgebild

aus fernen Zeiten ihn umgaukelte, erfüllte seine Seele mit Bitterkeit und zerstörte ein letztes Wahngebilde: „Nun erst bin ich ganz resigniert!“ bekennt er der nun auf ewig ihm Verlorenen. „Das eine hatte ich nie aufgegeben, und glaubte es mir schwer gewonnen zu haben: mein Asyl noch einmal wiederzufinden; in Ihrer Nähe wieder wohnen zu können. — Eine Stunde des Wiedersehens in Venedig genügte, um dieses letzte liebe Wahngebild mir zu zerstören! Ich mußte schnell erkennen, die Freiheit, die Ihnen nötig ist, und auf die Sie für Ihr Bestehen halten müssen, können Sie nicht behaupten, sobald ich in Ihrer Nähe bin: nur meine Entfernung kann Ihnen die Macht geben, sich frei nach Ihrem Willen zu bewegen; nur wenn Sie nichts zu erkaufen haben, haben Sie keinen Preis zuzugestehen. Ich kann es nicht ertragen, um den Preis meiner Nähe Sie beengt und bedrängt, beherrscht, abhängig zu sehen: denn ich kann dann dieses Opfer nicht vergüten, weil meine Nähe Ihnen nichts mehr bieten kann, und der Gedanke, daß das Elend-Wenige, was ich Ihnen unter solchen Umständen sein kann, eben mit aller Freiheit, mit der eigentlichen Menschenwürde erkauft ist, läßt mich diese Nähe selbst als eine Qual empfinden . . . Das Gräßliche, Letzte ist überstanden: Venedig, die Rückreise und die darauffolgenden drei Wochen — schrecklich! — sind hinter mir!“

Der wahre Grund dieses inneren Bruches war, daß Wagner die Freunde in, wie er in der Autobiographie sich ausdrückt, „sehr glücklichen Beziehungen“ antraf. Es war Otto Wesendonk gelungen, seine Frau mit sicherer Hand durch all die Fährnisse des

Tristanerlebnisses wieder zu sich zurückzuführen, sie sich neu zu gewinnen. Am 16. Juni 1862 schenkte sie ihm nach mehrjähriger Trennung wieder einen Sohn! Damit war Wagners Verhältnis zu Mathilde innerlich vollständig umgewandelt. Jetzt erst war sie ihm wirklich nur Freundin geworden. Seinem Freunde Peter Cornelius gesteht Wagner: „Seit unserem letzten Zusammensein in Venedig war zwischen mir und meiner Freundin W. unwillkürlich eine längere Stockung unseres brieflichen Verkehrs eingetreten. Es ist zwischen uns alles so einverstanden und durch vollständigste Resignation geordnet, daß ich nur in guter freundlicher Laune mich ihr mitteile, namentlich auch, weil anderseits der Umgang mit ihrem höchst rechtschaffenen, aber mir — ganz abgesehen von persönlichen Beziehungen — lästigen Mann mir so weit als unerträglich sich herausgestellt hat, daß ich, jedem dauernden persönlichen Verkehr mit beiden entsagend, nur noch den leichten brieflichen Verkehr erhalte.“ Doch auch dieser erlitt jetzt häufig längere Unterbrechungen. So schreibt Wagner an Frau Wille: „Ich will dieser Tage endlich einmal wieder Wesendonks schreiben. Allein — ich kann nur ihm schreiben. Ich liebe die Frau zu sehr, mein Herz ist so überreich und voll, wenn ich ihrer gedenke, daß ich unmöglich an sie in der Form mich wenden kann, die nun zwingender als je mir gegen sie auferlegt sein müßte.“ So bitter für Wagner selbst die Erkenntnis jener wenigen Tage in Venedig bleiben mußte, die Welt verdankt ihnen einen unvergänglichen Schatz: „Die Meistersinger“. Mathilde war es, die ihn, um ihn aus der unfruchtbaren Wiener

Tristannot aufzurütteln, zu einer neuen Arbeit spornte und ihm die Lust zu einem früheren Entwurf, die 1845 in Marienbad flüchtig skizzierten „Meistersinger von Nürnberg", der sich in ihrem Besitz befand, weckte. Und welcher Boden konnte einem poetischen Stoff, wie Hans Sachs, fruchtbarer sein, als Wagners eigene damalige wehmütig-resignierte Stimmung? In brünstigem Schaffen löste sich der Kampf, Tristan gesundete an Hans Sachs.

Sofort nach der Rückkehr nach Wien hatte sich Wagner an die Ausarbeitung eines ausführlichen szenischen Entwurfs gemacht. Während dieser Arbeit „trat durch die Ankunft des Fürsten und der Fürstin Metternich in Wien eine neue, anscheinend günstige Diversion für mich ein. Die Bekümmerung meiner Pariser Protektoren um mich und meine Lage war unverkennbar ernstlich; hierfür mich ihnen wiederum freundlich zu erweisen, bestimmte ich die Operntheater-Direktion, mir zu gestatten, daß ich für einige Vormittagsstunden das vortreffliche Orchester zur Durchspielung einiger Stücke aus „Tristan", gleichsam zur Probe, in das Theater einladen dürfe. Das Orchester, sowie auch Frau Dustmann, waren auf das Freundlichste bereit, meinem Wunsche zu willfahren: Fürstin Metternich, mit einigen ihrer Bekannten, wurde zu dieser Audition eingeladen, in welcher ich drei größere Fragmente in so glücklicher Weise zur Ausführung brachte, daß ich des vortrefflichsten Eindruckes ohne jede Täuschung mich versichert halten durfte. Meine fürstlichen Freunde, sowie auch merkwürdigerweise die erste Tänzerin, Frl. Couqui, welche verstohlen der

Probe beigewohnt hatte, überschütteten mich mit enthusiastischen Bezeigungen." (Wagner hatte wenige Tage zuvor in einer anonymen Zeitungskritik die „geniale Couqui" als „eine der bedeutendsten Koryphäen ihrer lieblichen Kunst" gefeiert; ganz so „merkwürdig" war daher ihr Verhalten doch wohl kaum!) „Eines Tages eröffneten mir nun Metternichs, nachdem sie meinen Wunsch einer ungestörten Zurückgezogenheit für die Ausführung eines neuen Werkes kennen gelernt hatten, daß sie gerade dieses stille Asyl in Paris mir sehr gut anbieten könnten: der Fürst habe jetzt ein sehr geräumiges Gesandtschaftshotel vollständig eingerichtet und könne mir eine angenehme Wohnung, auf einen stillen Garten hinausgehend, zu Gebote stellen; mein ‚Erard' stehe ja noch in Paris, und wenn ich am Ende des Jahres dort eintreffen werde, sollte ich alles zu meiner Aufnahme und dem Beginne meiner Arbeit bereit finden. Mit unverhohlener Freude nahm ich diese liebenswürdige Einladung dankbar an, und sorgte des Weiteren nur dafür, meine Angelegenheit soweit in Ordnung zu bringen, daß ich meinen Aufbruch von Wien und meine Übersiedlung nach Paris mit Anstand ausführen könnte."

An eine gemeinsame Niederlassung mit Minna war dabei aber jetzt nicht zu denken. „Die Erfahrungen des letzten Pariser Aufenthaltes haben mir gezeigt, wie wenig ich auf mich selbst, auf meine besten und ruhigsten Vorsätze mich verlassen kann, sobald zu dem geheimen inneren Zwiespalt die grenzenlosen Aufregungen einer stürmischen, oft zur Verzweiflung sorgenvollen äußeren Lebenslage gelangen.

Ich kann mir, mit vollem Bewußtsein meines besten Willens, Dich immer ruhig und freundlich zu behandeln, wohl deutlich vorstellen, wie wir beide mit der Zeit ganz vortrefflich auskommen und verhältnismäßig noch ganz behaglich das Leben genießen können; aber dies nur unter der Bedingung, daß meine Lebensstellung vollkommen gesichert sei, eine definitive Niederlassung an einem angenehmen Orte, wo ich mir entsprechende Beschäftigung und vollständig genügendes Auskommen zugesichert erhalte, mir ein für allemal zu Gebote gestellt ist. Erreiche ich dies — und ich arbeite darnach aus allen Kräften (denn auch mir fehlt dies zu meinem Gedeihen), so würde ich der herzloseste Mensch sein, wenn ich nach viel Stürmen und Nöten, Dir, meiner armen, vielgeprüften Frau, nicht dieses ersehnte Asyl zu teilen anbieten wollte: gewiß mit innigster Freude würde ich Dir dann zurufen: komm, Alte! Nun wollen wir's uns endlich einmal ein wenig bequem machen!" Doch dies war noch eitel Zukunftsmusik. Für den Augenblick konnte er Minna nur von Not, Fehlschlägen und Plänen berichten, und er mußte sie daher bitten, für die nächste Zeit auf ein Wiedersehen zu verzichten und sich in Dresden, wo sie sich nun doch einmal am heimischsten fühlte, niederzulassen. Wiewohl Minna nach den bisherigen Erfahrungen gar keine Lust verspürte, sich von neuem in eine ähnliche Lage, wie die in Paris, zu stürzen, mußte sie diese Nachricht ihres Gatten, die sie kurz vor dem Tage ihrer silbernen Hochzeit erhielt, doch bitter stimmen. „Am Tage meiner 25jährigen Verheiratung, den ich sehr traurig (solo) verbrachte," schreibt sie

am 15. Dezember 1861 an Emma Herwegh, „erhielt ich von meinem Manne als Geschenk ein goldenes Armband und den Congé auf ein ganzes Jahr. Dann, sagt er, würden wir uns vielleicht in München oder am Rhein einmal sehen, einstweilen sollte ich mich hier fest niederlassen . . . Könnte ich diese 25 Jahre aus meinem Leben streichen, dann vielleicht würde ich auch wieder lustig. Aber man muß sich nicht versündigen und immer noch froh sein, daß einem das Fell nicht lebendig über die Ohren gezogen worden ist. Bis künftigen April bleibe ich hier, wohin ich dann meinen Wanderstab lenke, wissen die Götter! Das alles dankt man den Tristans!"

Da der Tristan in Wien für die nächste Zeit vollständig aufgegeben war, reiste Wagner Mitte Dezember nach Mainz, um hier mit seinem Verleger Schott die Verhandlungen wegen der „Meistersinger" zum Abschluß zu bringen. Er erreichte von diesem die Zusicherung der nötigen Vorschüsse, um ungestört sein Werk ausführen zu können. Als er gerade im Begriff stand, seine Reise nach Paris fortzusetzen, erhielt er ein Schreiben der Fürstin Metternich, worin diese zu ihrem größten Bedauern die ihm in Wien angebotene Gastfreundschaft wieder zurücknehmen mußte, da infolge eines Todesfalles in ihrer Familie die für Wagner bestimmten Räumlichkeiten nun von Angehörigen der Verstorbenen besetzt waren. Wagner, der um jene Zeit vollständig verlassen und heimatlos dastand, hielt trotzdem an Paris fest, zumal er hoffte, bei Olliviers fürs erste Unterkunft zu finden. Doch hier wurde er sehr wenig freudig begrüßt. Emile schien sein so baldiges Wieder-

erscheinen auf der Pariser Arena nach der Tannhäuseraffäre, zumal in seinem Haus, peinlich zu empfinden und verhielt sich „trocken und flüchtig". „Blandine schien seit dem Sommer außerordentlich verändert und einen traurigen Ernst auszudrücken; ich glaubte zu bemerken, daß sie guter Hoffnung sei . . . Mit Beklommenheit nahm ich mir vor, Ollivier nicht mehr zu belästigen; mit einem unendlich melancholischen Blick auf mich nahm Blandine von mir Abschied." Er sollte sie nicht mehr wiedersehen. Im Sommer starb sie bei Geburt eines Kindes. —

Da Metternichs auch zu Beginn des neuen Jahres, wie sie ursprünglich gehofft, ihre Einladung an Wagner nicht verwirklichen konnten, mußten die „Meistersinger" in einem kleinen Hotelzimmer am Quai Voltaire zum Leben erweckt werden. Doch je mehr sich die Arbeit dem Abschluß näherte, desto ernstlicher trat an Wagner die Sorge für ein ferneres Unterkommen heran. Vergebens waren seine Anfragen bei Freunden, an die er sich Asyl suchend wandte, Agnes Street-Klindworth in Brüssel, Bülows in Berlin antworteten ausweichend. Ja selbst an Mathilde Wesendonk hatte er trotz seines oben erwähnten Entsagungsentschlusses einen Hilferuf gerichtet (im Briefwechsel nicht enthalten), den sie sehr feinsinnig durch eine Ermahnung zu entsagungsvoller Standhaftigkeit erwiderte, symbolisch angedeutet in einem ihm übersandten Bronzeguß vom Löwen von S. Marco. Wagner dachte auch daran, mit Peter Cornelius irgendwo am Rhein ein Junggesellenheim aufzuschlagen. „Gott, wie gern

hätt' ich die arme Puppe [Seraphine] mit dabei!" schreibt er ihm. „Ich bin in so etwas von einer unvertilgbaren naiven Moralität. Ich fänd' so ganz und gar nichts darin, wenn das Mädchen mit zu mir käm und mir wär, was sie gerade ihrer kleinen netten Natur nach mir sein kann. — Wie nun aber dafür den „terminus socialis" finden? Ach Himmel, 's ist mir lächelnd leid!"

Endlich zog es Wagner doch vor, sich in der Umgegend von Mainz unter dem finanziellen Schutz von Schott einen ruhigen Aufenthaltsort auszusuchen. Er ließ seine noch vom Vorjahr her in Paris lagernden Sachen an dessen Adresse abgehen, trat selbst Anfang Februar 1861 mit der vollendeten Meistersinger-Dichtung die Reise nach Mainz an und stieg im Hause seines Verlegers ab. In einer seinem Gast zu Ehren von Schott abgehaltenen Gesellschaft las Wagner zum ersten Male sein Gedicht in größerem Kreise vor.

Nach mühevollem Durchstreifen der Umgegend von Mainz wurde endlich in einem dicht am Rhein gelegenen größeren Sommerhaus in Biebrich die für die Meistersinger sehnlichst herbeigewünschte Geburtsstätte aufgefunden. Da die Wohnung nicht sehr geräumig war, konnte nur ein kleiner Teil des Pariser Mobiliars darin untergebracht werden, der Rest wurde in einem in der Nähe befindlichen Schuppen eingestellt. Während Wagner noch mit der Einrichtung seines Domizils beschäftigt war, erschien unerwartet Minna bei ihm, um ihm dabei zu helfen, da sie wußte, wie unpraktisch und ungeschickt er bei so etwas war. Welch tragischer Unstern wieder über

diesem kurzen Beisammensein der beiden Ehegatten waltete, klagt Wagner in einem Brief an Peter Cornelius: „Du weißt, wie sehr ich mich wieder nach häuslicher Regelmäßigkeit sehnte und wie ich diese nur durch Wiedervereinigung mit meiner Frau erzielen zu können glaubte. Während ich nun trübselig mir eine winterliche Einrichtung hier in Biebrich zu bestellen suchte, faßt meine Frau, durch meine Not bestimmt [also nicht aus dem ihr von Wagner in der Autobiographie in wenig schöner Weise untergeschobenen Motiv der egoistischen Habgier!] plötzlich den Entschluß, es Dir einigermaßen gleich zu tun, und statt einer brieflichen Antwort tritt sie selbst hier in mein Zimmer, wo ich eben mit meiner notdürftigen Einrichtung fertig geworden war. Das Herz ging mir auf, und an meiner großen gerührten Freude mußte sie leicht erkennen, wie es mit mir steht. Ich machte ihr Vorwürfe, nicht gleich mit ihrem Papagei für dauernd gekommen zu sein, während sie eben nur auf eine Woche, um mir in der Einrichtung zu helfen, aufgebrochen war. Doch besprachen wir nun sofort eine definitive Einrichtung in Wiesbaden. Sie sah gut und frisch aus, was mir bezeugte, wie sie sich allemal erholt, wenn sie für sich ist, ihren eigenen Neigungen in Umgang und Lebensweise nachgeht und durch mich in nichts gestört wird. Wie sann ich schon auf Mittel, trotz der ganz und gar entgegengesetzten Neigungen, Charaktere und Anschauungsweisen, ein dauerhaft erträgliches Zusammenleben durch allerhand vernünftige Konventionen und Nachgiebigkeiten zustande zu bringen! Das schreckliche Unglück, das gar nichts Jugend-

liches zwischen uns beiden vermittelnd steht, und wir bei meiner Neigung zur Zurückgezogenheit auf uns allein angewiesen, notwendig ewigen Reibungen ausgesetzt sind, wurde mir zwar gleich am ersten Tag wieder recht fühlbar: doch war der gute Wille in mir zu groß, als daß ich nicht gern die so eigentümlich verstellte Sprache, die man mit einem Kinde redet, auch gegen sie wieder sprach, Dinge mit scheinbarem Interesse anhörte, die mir ganz fern liegen und oft sogar widerwärtig sind . . . Andern Morgens trat eine merkwürdige Dazwischenkunft des Schicksals ein, über dessen augenfällige Demonstration ich diesmal wirklich in Erstaunen geraten bin."

Ein ihm von Mathilde Wesendonk noch nach Wien gesandtes Weihnachtspaket nebst Brief erreichte ihn nach vielen Irrfahrten jetzt erst in Biebrich. „Dieser Brief kommt hier am zweiten, das Kistchen am dritten Tag des Aufenthalts meiner Frau bei mir an, und beides fällt der Unglücklichen sogleich unter die Hände. Unfähig, meine Beziehungen zu jener Frau anders als in einem widerwärtig trivialen Licht zu sehen, will sie keine meiner Erklärungen verstehen, sondern läßt sich in jenem gemeinen Ton aus, der mich nun wieder alle Fassung verlieren läßt: meine Heftigkeit deutet sie als Wirkung eines fortwährenden aufregenden Einflusses jener Frau auf mich, und — das ganze Wahnsinnsgebäude steht hell und unerschüttert wieder da! Es war für mich, wie um den Verstand zu verlieren. Diese Frau ganz und gar auf demselben Flecke wie vor vier Jahren: Wort für Wort genau dieselben Ergüsse, derselbe gemeine Ton! — Diese Stürme

überstanden, faßte ich mich wieder; wollte es als ein letztes Wahnsinnsgewitter ansehen, — noch hoffen und der Möglichkeit nichts absprechen. Nun trat aber das Elend erst recht wieder zutage: Argwohn, Mißtrauen; Übeldeuten jedes Wortes! Dazu hier in voller Einsamkeit; allein während langer Winterabende mit einem Wesen, das nicht das Mindeste meiner eigentlichen Natur versteht, die, sobald ich ein Buch in die Hand nehme, nicht einmal darin mir folgen kann, keine Selbstbeschäftigung kennt. Dazu nun ich, nur um Stille und ruhige Geistesstimmung besorgt, meiner Arbeit mich entgegensehnend, mit schrecklicher Mühe immer nur der Not meiner Verhältnisse, meiner Lage wehrend, widerwärtig berührt durch jede Mitteilung von außen, Klatsch u. dgl. Endlich wieder zunehmendes Herzleiden meiner Frau! Es waren zehn Tage der Hölle, und diese gräßlichen zehn Tage haben denn allerdings wenigstens das Gute einer letzten Warnung gehabt, und ich mußte staunen, daß diese ernste Warnung so in voller Unschuld von meiner Freundin kam! . . . Es steht nun fest, ich kann unmöglich mehr mit meiner Frau zusammenleben! Du glaubst nicht, was ich mit diesen wenigen Worten alles sage. Mir blutet das Herz: und doch erkenne ich, daß ich alle Herzensweichheit gewaltsam bekämpfen muß, da durch Festigkeit und Offenheit einzige Rettung möglich ist . . . Meine Frau wird sich helfen, denn ich werde ihr immer den Schein lassen! Wirklich mich von ihr noch scheiden zu lassen, ist und bleibt mir unmöglich: es ist zu spät und die Grausamkeit einer solchen Prozedur empört mich. Ich bin denn nun zu folgendem

Ausweg entschlossen. Meine Frau soll sich von nächstem Herbst an mit unsern Möbeln und Habseligkeiten, nach Ausscheidung des wenigen, was ich hier behalte, in Dresden für sich niederlassen und dort bei sich eine Stube ‚für mich' reservieren. Unter dem — allerdings gültigen — Vorwand eines Asyls zum ruhigen Arbeiten, werde ich mir stets und andauernd ein kleines Logis, wie ich es jetzt inne habe, erhalten und — vielleicht — zu zeiten meine Frau auf ein paar Wochen einmal besuchen. So soll es aussehen, um eben mild auszusehen! . . . Seit ich gestern die unglückliche, immer aber nur zürnend um sich besorgte Frau in Frankfurt verlassen, nagt es immer in mir, und nur das bestimmte Innewerden, daß ich durch Weichheit beiderseits die Qual verlängere, kann mich endlich zur — Resignation bringen. — Ach Gott! Nun kommt es dann mit Tränen über mich und ich sage: jetzt ein freundliches, weibliches Wesen, das mich sanft in sich aufnähme!! Das verschließ ich mir nun! Und so, denke ich wohl, sind alle Leiden meiner Frau gerächt!"

Der Sehnsucht nach dem Ewig-Weiblichen sollte bald Erfüllung werden, und zwar in zwiefacher Gestalt: in einer mehr idealen Liebe zu einem schönen und gefühlstiefen Mädchen, um deren Besitz der rasch Entflammte in allen Züchten warb, und in einer realen Liebschaft mit einer temperamentvollen Künstlerin von allerdings zweifelhaftem Ruf. Das holde Mädchenbild, dessen keuschen Zauber er in der Gestalt des Evchen festzuhalten strebte, lernte Wagner in einer Gesellschaft bei Schott kennen: Mathilde Maier, die ihm von der Gast-

geberin ihrer „Gescheitheit“ wegen zur Tischnachbarin bestimmt war. „Ihr sehr verständiges, wahrhaftiges, dabei für den Ausdruck von dem Mainzer Dialekt eigentümlich bestimmtes Wesen, zeichnete sie, ohne daß dadurch irgend etwas Auffälliges geschah, vor der ganzen übrigen Gesellschaft sehr vorteilhaft aus. Ich versprach ihr, sie bei ihrer Familie aufzusuchen, und lernte nun ein städtisches Idyll kennen, wie ich desgleichen bisher wenig beachtet hatte. Mathilde, die Tochter eines mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens gestorbenen Notars, lebte mit ihrer Mutter, zweien Tanten und einer Schwester in enger aber sauberer Häuslichkeit, während ihr Bruder, welcher in Paris die Handlung erlernte, ihr fortgesetzt Not machte. Denn ihr tüchtiger, praktischer Sinn war es, welcher die Angelegenheiten der ganzen Familie und, wie es schien, zur großen Zufriedenheit aller besorgte. Ich ward hier ungemein herzlich aufgenommen, wenn ich, was wohl wöchentlich einmal geschah, meiner eigenen Angelegenheiten wegen nach Mainz wanderte und wurde jedesmal genötigt, einen kleinen Imbiß von ihnen zu empfangen. Da sie im übrigen eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft, unter andern auch die des einzigen Freundes Schopenhauers, eines alten Herrn in Mainz, besaß, traf ich Mathilde öfters auch anderswo, z. B. bei Raffs in Wiesbaden, von wo aus sie mit einer älteren Freundin mich auf dem Heimwege zu Zeiten begleitete, wie ich ihr ebenso zuweilen das weitere Geleite nach Mainz gab.“

Der Verkehr wurde immer häufiger, und Mathilde suchte nach Kräften, soweit sie das mit Rück-

sicht auf ihren Ruf in der kleinen Stadt durfte, im Heim des Künstlers die fehlende Frauenhand zu ersetzen. Bei einem kleinen Fest in Wagners „Biberneſt“ zur Feier seines Geburtstags, an dem sie ihn, wie auch stets in späteren Jahren, durch sechs blühende Rosenstöcke erfreut hatte, leitete sie geschickt alle Vorbereitungen und vertrat würdig und mit großer Anmut die Hauswirtin. Mehr und mehr vertiefte sich das Verhältnis der beiden, und der Umgang mit der jugendfrischen, geistig anregenden Freundin ward Wagner bald unentbehrlich. Er trat ernstlich dem Gedanken nahe, diese innigen Beziehungen zu dauernden zu machen. Da Minna, die wohl über die Vorgänge in Biebrich unterrichtet war, gerade um jene Zeit in ihren Briefen unversöhnlicher und verletzender denn je auftrat, so entschloß sich Wagner nun doch zu dem bisher immer den Ratschlägen seiner Freunde gegenüber abgelehnten Schritt: er bat seinen Freund Pusinelli, Minna „die Notwendigkeit einer Scheidung an das Herz zu legen. Es scheint kein Leichtes für den armen Freund gewesen zu sein, diesen Auftrag, wie es der Fall war, sehr ernstlich auszuführen. Er berichtete mir, daß sie sehr erschrocken gewesen sei, auf eine gutwillige Scheidung einzugehen aber mit Bestimmtheit verweigert habe.“ Doch dieses Hindernis hätte wohl schwerlich Wagner bewogen, von seiner Werbung um „Schön-Thilde“ abzustehen. Er stieß bei dieser selbst auf ernsten Widerstand. Ein ererbtes Gehörleiden Mathildes hatte sich gerade um jene Zeit immer drohender fühlbar gemacht, und die Überzeugung, daß sie mit einem solchen Gebrechen nicht zur

Lebensgefährtin eines Genius, dessen Reich die Welt der Töne ist, geschaffen sei, bestimmte sie schließlich zur Resignation. Mit blutendem Herzen gab sie den geliebten Mann frei, bewahrte ihm aber bis an ihr Lebensende aufrichtige, hingebende Freundschaft. Die volle Bedeutung dieser tragischen Liebe im Leben Wagners läßt sich heute noch nicht erkennen, da die Autobiographie in diesem Punkt aus Rücksicht auf Frau Cosima natürlich vollständig versagt, und der große wohlverwahrte Schatz der von Mathilde hinterlassenen intimen Dokumente von der Hand Wagners zu Cosimas Lebzeiten nicht erschlossen wird.

Trost und Vergessen für seine Liebesnot um Mathilde fand Wagner in dem ganz der idealen Sphäre entrückten, rein dem Lebensgenuß geweihten Verhältnis mit Friederike Meyer, wenngleich ihm auch hier bittere Erfahrungen nicht erspart blieben. Sie war eine Schwester von Frau Duftmann, seiner Wiener Isolde, und Schauspielerin am Theater zu Frankfurt. Bei einem flüchtigen Aufenthalt in der Main-Stadt war sie ihm beim Besuch einer Schauspielaufführung durch ihr „feines und zartes Spiel" aufgefallen. Er hatte ihr brieflich seine Bewunderung ausgedrückt und bald darauf, als er einzig ihretwegen zur Vorstellung einer Calderonschen Tragödie wieder nach Frankfurt gekommen war, ihre persönliche Bekanntschaft gemacht. „Sie erzählte mir, daß sie öfter eine befreundete Familie in Mainz besuchte, woran ich den Wunsch knüpfte, daß sie bei solchen Gelegenheiten doch auch Biebrich berühren möchte: sie stellte mir dies für ein Mal in Aussicht." Die Erfüllung des Versprechens ließ nicht lange auf

sich warten. Doch das Unglück wollte es, daß Friederike während ihres Besuches in Biebrich von heftigem Unwohlsein befallen wurde, das ihre Rückreise unmöglich machte. Zu Wagners nicht geringem Erstaunen stellte sich andern Tages der Direktor des Frankfurter Theaters, Herr von Guaita, in Biebrich ein, und seine erregte Besorgnis um die Erkrankte ließ ziemlich eindeutige Schlüsse auf die Stellung des Direktors zu seiner Künstlerin zu. In seiner zärtlichen Obhut kehrte Friederike nach Frankfurt zurück. Wagner erfuhr dann auch bald, daß sie allgemein als die Geliebte des Herrn von Guaita gelte, der ihr dort ein schönes Haus eingerichtet habe. Doch diese Nebenbuhlerschaft war durchaus nicht dazu angetan, seine Leidenschaft für Friederike zu dämpfen; im Gegenteil: er besuchte sie nach ihrer Wiedergenesung und bestimmte sie, einen längeren Erholungsurlaub anzutreten, den sie in seiner Nähe am Rhein verbringen sollte.

Im Biberneſt begann nun in den Sommermonaten ein reges Leben. Besuch folgte auf Besuch. Zunächst erschienen Hans und Cosima von Bülow auf zwei Monate. Bülow war durch seine aufreibende Berliner Tätigkeit ziemlich abgespannt und häufig recht niedergeschlagen, zumal zu den unerhörten Aufregungen, denen er als alleinstehender mutiger Pionier der Zukunftsmusik in Berlin ständig ausgesetzt war, noch häusliche Sorgen wegen seines wenig glücklichen Eheverhältnisses mit Cosima hinzutraten. „An Cosima schien sich dagegen die bei meinem Besuch in Reichenhall vor einem Jahr von mir wahrgenommene Scheu in freundlichstem

Sinne verloren zu haben. Als ich eines Tages den Freunden in meiner Weise ‚Wotans Abschied' vorgesungen hatte, gewahrte ich in Cosimas Mienen denselben Ausdruck, den sie mir damals zu meinem Erstaunen bei jenem Abschied in Zürich gezeigt hatte: nur war diesmal das Extatische desselben in eine heitere Verklärung aufgelöst. Hier war alles Schweigen und Geheimnis: nur nahm mich der Glaube an ihre Zugehörigkeit zu mir mit solcher Sicherheit ein, daß ich bei exzentrischer Erregung es damit selbst bis zu ausgelassenem Übermute trieb."

Bald nach Bülows traf auch der Sänger Schnorr von Carolsfeld mit seiner Gattin Malwine ein, die Wagner beide bei einer „Lohengrin"-Aufführung in Karlsruhe schätzen gelernt und für eine spätere Aufführung von „Tristan und Isolde" bestimmt hatte. Unvergeßliche musikalische Weihestunden wechselten nun ab mit frohen Festen und vergnügten Rheinausflügen, auf denen allerhand Schabernack getrieben wurde. Friederike nahm stets daran teil, und das ausgelassene Künstlervölkchen erregte durch sein „freies" Gebaren kein geringes Aufsehen bei den Spießern seiner Umgebung. Die Arbeit an den „Meistersingern" schritt unter diesen Umständen nur langsam fort, und als Wagner nun noch das Unglück zustieß, durch eine Verletzung der rechten Hand wochenlang am Schreiben verhindert zu sein, verlor sein Verleger Schott die Geduld und stellte bis zur Ablieferung des schon längst fälligen Manuskriptes weitere Vorschußzahlungen ein. Alle Versuche Wagners, ihn umzustimmen, scheiterten, zumal Frau Betty Schott, die sich sonst stets

als echte kunstbegeisterte Freundin ihrem oft verständnislosen Manne gegenüber für Wagner eingesetzt hatte, diesmal, eifersüchtig und empört durch Wagners Verhältnis mit Friederike, ihren schwerwiegenden Einfluß gegen ihn in die Wagschale warf. Da ihn unerwartet um diese Zeit aus Wien die Nachricht erreichte, daß die Proben zum „Tristan" doch wieder aufgenommen würden und, weil Ander genesen sei, der Aufführung nichts mehr im Weg stehe, so beschloß er die Arbeit an den „Meistersingern" abzubrechen und der Einladung nach Wien zu folgen.

Zuvor begab er sich noch, einem seinem Biebricher Freund Wendelin Weißheimer gegebenen Versprechen folgend, in seine Geburtsstadt Leipzig, um hier in einem von diesem veranstalteten Konzert, zu dem sich auch Bülows eingefunden hatten, Stücke aus den „Meistersingern" zum erstenmal vorzuführen. Von hier reiste er für einige Tage nach Dresden, um, wie er in der Autobiographie so bescheiden sagt, „Minna die zur Aufrechterhaltung ihrer schwierigen Lage nötig erachtete Ehre meines Besuches zuzuwenden" und den maßgebenden Persönlichkeiten, bei denen Minna endlich auch seine Amnestierung in Sachsen erwirkt hatte, den schuldigen Dankbesuch abzustatten. „Hier geleitete mich Minna vom Bahnhof in die von ihr bezogene und eingerichtete Wohnung in der Walpurgisstraße. Diese hatte sie wiederum mit vielem Geschick und jedenfalls mit der Absicht, mir es darin gefallen zu machen, hergerichtet; am Eingang empfing mich ein kleiner Schwellenteppich, auf welchen sie ‚Salve'

gestickt hatte. Unseren Pariser Salon erkannte ich sofort an den rotseidenen Gardinen und Möbeln wieder, ein stattliches Schlafzimmer für mich, sowie auf der andern Seite ein recht behagliches Arbeitszimmer, sollten mit dem Salon mir einzig zur Verfügung stehen, während sie nach dem Hof ein kleines Gemach mit Alkoven allein für sich hergerichtet. . . . In der Sorge der bangen Verlegenheit, in welcher sie sich befand, mit mir allein überlassen zu sein, hatte sie meine Schwester Clara aus Chemnitz zum Besuche eingeladen und teilte nun mit dieser ihre kleine Wohnung. Clara bezeigte sich hier außerordentlich klug und mitleidig: wohl dauerte sie Minna, und gern mochte sie ihr über die schwere Zeit hinweghelfen, doch immer nur in der Absicht, sie in dem Glauben an die Notwendigkeit unserer fortgesetzten Trennung zu befestigen. . . Im übrigen gelang es mir, alle Auseinandersetzungen mit ihr fernzuhalten, was auch dadurch möglich ward, daß wir meistens die Zeit in Gesellschaft anderer zubrachten. . . . Noch feierten wir einen Gesellschaftsabend in dem Salon Minnas, wo ich abermals den damit noch Unbekannten die ‚Meistersinger' vorlas. Nachdem ich Minna für längere Zeit wieder mit Geld versorgt hatte, begleitete sie mich am vierten Tag wieder zum Bahnhof, wo sie mit den bangsten Vorgefühlen, mich wohl nie wieder zu sehen, einen sehr beklemmenden Abschied von mir nahm." Diese sollten sie auch nicht getrogen haben, zum letzten Male hatte sich hier die Lebensbahn der beiden einst so eng, jetzt seit langem schon nur noch rein äußerlich zusammengehörenden Kameraden gekreuzt.

Nach Biebrich zurückgekehrt, regelte Wagner mit einem durch Cosimas Vermittlung bei Liszt vom Großherzog von Weimar erhaltenen größeren Geldbetrag die notwendigsten Geschäfte und trat am 15. November 1862 in Begleitung von Friederike Meyer, die ihr Frankfurter Engagement ihm zuliebe gelöst hatte, die Reise nach Wien an. Auch hier weilte sie zunächst ständig um ihn. So erzählt Peter Cornelius: „Wir waren bei Wagner. Er gab einen musikalischen Abend für sein Fräulein Friederike Meyer. Ihr Kammermädchen saß als Duenna mit in der Stube. Es ist nicht so arg mit der Friederike, wie sie's von Mainz aus machten. Sie ist kein übles Mädchen — dem Anschein nach. Sie ist verständig, ohne sich damit hervortun zu wollen. Sie ist nicht sehr hübsch, aber sie hat eine lebensvolle Physiognomie. Wagner benimmt sich sehr nett und dezent in ihrer Gegenwart. Wenn er denn schon eine solche Liaison haben muß, so fährt er, wie es scheint, mit dieser ganz leidlich." Ein Versuch, Friederike als Schauspielerin an das Burgtheater zu bringen, schlug fehl, da ihr Probegastspiel ungünstig ausfiel. Hieran war ihre Schwester, Frau Dustmann, nicht ganz unschuldig. Diese fühlte sich durch die Übersiedlung der von der Familie ihres Lebenswandels wegen in Acht und Bann getanen Friederike nach Wien kompromittiert und tat alles, was in ihren Kräften stand, um ihr Engagement zu hintertreiben. Ihr ganzer Zorn richtete sich aber vor allem gegen Wagner, der Schuld an der für sie peinlichen Situation trug und von dem sie behauptete „er zöge ihre Schwester in doppelter Beziehung aus",

was doch wohl heißen sollte, er habe nicht nur ein Verhältnis mit ihr, sondern nehme auch von ihr Geld. (Vgl. Istel: Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels.) Ihr Interesse für den „Tristan" erkaltete merklich, ja sie schwenkte hinter den Kulissen ins feindliche Lager über. Wagner suchte zwar durch Friederikens Entfernung aus Wien — er veranlaßte sie, zur Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit Italien aufzusuchen — das Unheil zu bannen, doch es war bereits zu spät, und der tiefere Grund für das endgültige Scheitern des „Tristan" in Wien, das schließlich nicht Ander, sondern Frau Dustmann herbeiführte, ist in diesem Zerwürfnis des Meisters mit seiner Isolde zu suchen.

Da die aus den Tristanaufführungen erwarteten Einnahmen nun ausblieben, sah sich Wagner gezwungen, durch Veranstaltung von Konzerten den Ausfall einigermaßen auszugleichen. Drei große Konzerte in Wien eröffneten den Reigen; sie waren von größtem Erfolg begleitet, brachten aber — ein Defizit. Eine Ehrengabe der Wagner durch Frau Kalergis gewonnenen Kaiserin Elisabeth im Betrag von tausend Gulden und namhafte Beträge, die ihm diese rührende Freundin selbst im Bekanntenkreis auswirkte, deckten den Verlust. An ein Konzert in Prag, bei welcher Gelegenheit er seine Jugendfreundin Marie Loewe aufsuchte und deren Tochter Lilly (Lehmann) besonders in sein Herz schloß, reihte sich ein großes Konzertunternehmen in Petersburg und Moskau an. Die nicht unbeträchtlichen Einnahmen dieser Exkursion — nahezu 7000 Taler Reingewinn — sollten zur Ge-

winnung einer neuen Häuslichkeit und zur Bestreitung des Lebensunterhaltes während der Arbeit an den „Meistersingern" dienen. Das Bieberneſt hatte Wagner schon bei einem flüchtigen Aufenthalt in Biebrich auf der Reise nach Rußland räumen müssen, da der Eigentümer des Hauses es selbst beziehen wollte; den ehemaligen kühnen Plan, sich am Rhein ein eigenes Nest zu bauen, mußte er der unsicheren Vermögenslage wegen wieder aufgeben. Die schwierige Entscheidung, wohin er sich wenden sollte, löste der Zufall: Carl Tausig meldete aus Wien, daß er in einem freundlichen Häuschen mit großem schattigen Garten in der Vorstadt Penzing die gewünschte Niederlassung aufgestöbert habe. Als Hausmeister traf Wagner dort Franz Mrazek, „einen sehr zutunlichen Menschen", und seine Frau Anna, „eine sehr begabte und einschmeichelnde Person", an und nahm die beiden treuen Seelen sofort in seine Dienste. Ein Dienstmädchen, die Prucha, vervollständigte das Personal. Nun ließ Wagner die Penzinger Villa mit all dem überladenen, in schreienden Farben gehaltenen Luxus herrichten, den er als Stimulans bei seinem künstlerischen Schaffen jetzt nicht mehr entbehren konnte. Zwei Tapezierer und die durch die Veröffentlichung der von Wagner an sie gerichteten, mit minutiösen Detailschilderungen, ja eigenhändigen Skizzen versehenen Briefe später berühmt gewordene Putzmacherin Bertha Goldwag arbeiteten unermüdlich an der Erfüllung seiner Wünsche. Daß dies nicht gerade leicht war, da dem in Samt und Seide Schwelgenden immer neue Farbenzusammenstel-

lungen, andere Anordnungen einfielen, zeigt ein kaum bekannter Brief an den einen der beiden Ausstattungskünstler: „Geehrter Herr Schweikhart! Ich bitte Sie, meinem Diener den ganzen roten Plüsch mitzugeben; behalten Sie einzig davon zurück, was Sie zu dem Spiegel und zu dem großen Polsterlehnstuhl für die Schlafstube gebrauchen. Schneiden Sie auch keine Teppiche weiter zu; für die Fremdenstube habe ich mich zu einem andern Teppich bestimmt. Ich erwarte nun von Ihnen noch folgende Arbeiten: 1. die zwei braunen Lehnstühle für das Musikzimmer, 2. die Ecke hinter das Kanapee, 3. die neu zu überziehenden zwei Lehnstühle für das grüne Eckzimmer (violette Seide), 4. den violett sammetenen hohen Lehnstuhl, 5. den rotsammetenen großen Polstersessel für die Schlafstube, 6. den großen Spiegel, 7. die violett Samt-Teppiche und die Mahagoni-Kommode und den Pfeilerschrank, 8. die sämtlichen Gardinen für das grüne Zimmer, nebst Aufmachen der vorhandenen weißen Gardinen daselbst, 9. die blauen wollenen Fensterrouleaux für das Schreibzimmer, 10. die lilas ditto für das grüne Zimmer, 11. das blauseidene Rouleau für das Schlafzimmer, 12. die weiß gesteppte Decke hinter das Bett, sowie die noch fehlende violette Posamentierarbeit zum Bett. Außerdem hätten Sie mir noch im Speisezimmer Gardinen aufzumachen; ebenso kleine, weiße Fenstergardinen. . . . Ich finde, daß Sie auf diese Weise mir noch mehr zu liefern haben, als Sie mir so bald fertig machen werden. Da ich aber endlich ganz fertig werden muß, so hoffe ich, Sie werden es billig finden, daß ich die Arbeiten im roten Kabinett

sowie im Fremdenzimmer jemand anderem übergebe, der gleichzeitig arbeiten kann. Hierin kann keine Änderung mehr stattfinden, da ich meine Bestellung bereits gemacht habe. . . . Den zweiten Schlafdivan für die Fremdenstube bitte ich zurückzugeben an das Magazin; ich habe mich zu einem anderen Möbel bestimmt. Die Seidenstoffe mit Blumenbuketts — weiß mit blau — zu einem Stuhl und einem Pouffe für das Kabinett gedenke ich nicht mehr dazu zu verwenden, sondern bitte Sie, diese ebenfalls meinem Diener zurückzugeben."

Die Putzmacherin wiederum besorgte die Innenausstattung, namentlich des Allerheiligsten, des Arbeitszimmers. Dieses beschreibt sie: „Die Wände wurden mit Seide ausgeschlagen, und ringsherum wurden Guirlanden angebracht. Vom Plafond herab leuchtete eine wundervolle Ampel mit gedämpftem Licht. Den ganzen Boden bedeckten schwere, ungemein weiche Teppiche, in denen der Fuß förmlich versank. Das Möblement bestand aus einem kleinen Sofa, einigen Fauteuils und einem kleinen Tisch. Alle diese Sitzgelegenheiten waren mit kostbaren Decken und Kissen, die er zumeist zum Aufstützen der Ellbogen benutzte, bedeckt. Ich hatte sie alle angefertigt." Auch die Leibgarderobe war Bertha anvertraut. Farbige Atlasbeinkleider mit dazugehörigen Jacken und gleichfarbigen Hausschuhen, alles mit Watte und Pelz gefüttert, und 24 verschiedenfarbige seidene Schlafröcke entstammten ihrer fleißigen Hand.

Diesem aus dem Nichts hervorgezauberten Märchenreich fehlte aber eine wichtige Hauptperson:

die Königin. Minna konnte dafür natürlich nicht mehr in Frage kommen. „Du glaubst nicht," schreibt Wagner an Bülow, „welche Herzensqual mir dies immer noch in Bezug auf meine Frau macht! Sie schreibt mir sehr wenig, aber wenn es dann doch einmal geschieht, ist dies allemal ein völliges Unheil, was sich über mich hermacht. Jede mindeste Berührung sagt mir, wie frevelhaft töricht es ist, nicht vollständig abzubrechen, sondern immer noch eine Öffnung zu lassen, wo Hoffnungsqual für die Arme aus- und einziehen kann. Ich bin jetzt so weit: und nun quälen und ängstigen mich wieder tausend Vorstellungen . . . Ich sehe ein, dies Alles könnte sich — da es doch nur Vorgänge in mir selbst sind — bloß durch den geeigneten Gegendruck ändern. Aber nochmals: wo hernehmen und nicht stehlen? Nichts in der Welt kann mich bestimmen, gegen meine Frau die Scheußlichkeiten einer bürgerlichen Scheidung durchzuführen. Somit bleibt's ein Elend, und ich lebe miserabel: glaub' mir's!" — „Wie sehr ich gerade jetzt einer gewissen weiblichen Pflege und Führung des Hausstandes bedürftig war, erhellte mir selbst, als ich an Mathilde Maier in Mainz den unbefangenen Wunsch aussprach, sie möge zu mir kommen, um das mir Fehlende in schicklicher Weise zu ersetzen. Ich mußte diese gute Freundin für so verständig halten, daß sie, ohne irgendwelche Scham zu empfinden, meinen Gedanken hierbei richtig erkennen würde. Hierin mochte ich mich wohl auch nicht getäuscht haben; nur hatte ich ihre Mutter und sonstige bürgerliche Umgebung nicht richtig in Anschlag gebracht. Sie schien durch meine

Aufforderung in die höchste Aufregung gebracht worden zu sein." — Friederike Meyer andererseits mochte er nach den schlimmen Folgen ihres ersten Wiener Aufenthaltes nicht wieder zu sich rufen. „Die unglückliche Friederike käme gern zu mir: aber welchen Abgrund von Schwierigkeiten und Sorgen würde gerade dieses wieder bereiten!" (an Hans von Bülow.) Er schob daher die Erfüllung ihres mehrfach geäußerten Wunsches, „mit ihm auf kurze Zeit noch einmal zusammen zu kommen, wobei sie ihm versicherte, sie würde ihn dann für immer in Ruhe lassen," bis auf weiteres hinaus und stellte ihr ein Rendezvous in Karlsruhe, wo er in einiger Zeit ein Konzert zugesagt hatte, in Aussicht. Bei diesem ließ sie ihn dann allerdings sitzen, da ihr die Zeit bis dahin zu lang geworden und sie sich, wie Wagner später erfuhr, inzwischen wieder mit ihrem früheren Liebhaber, dem Direktor von Guaita, ausgesöhnt hatte und reumütig zu ihm zurückgekehrt war.

Wagner mußte sich also nach einem anderen weiblichen Wesen umsehen, das ihm sein Hauswesen zu verwalten und die Stunden der Erholung angenehm zu gestalten vermochte. Die zuerst hierzu Erkorene, die Tochter eines Selchermeisters aus der Josefstadt, zeigte jedoch, wie ein Brief Wagners an Frau Wesendonk berichtet, wenig Talent für ihre Aufgabe. „Mir ward neulich ein junges Mädchen von 17 Jahren aus unbescholtener Familie als sanft, dienstwillig und recht unverdorben empfohlen. Ich nahm sie ins Haus, mir den Tee zu servieren, meine Sachen in Ordnung zu halten, und bei Tisch und

des Abends zugegen zu sein. Gott, welche Pein für mich, das arme Kind, ohne es zu ersichtlich zu kränken, wieder aus dem Hause zu bekommen! Sie langweilte sich fürchterlich, sehnte sich in die Stadt zurück, gab sich aber wieder alle Mühe, das zu verbergen, so daß ich mir nur dadurch wieder endlich einmal ein relatives Glück erschuf, daß ich sie los ward, wozu mir meine Verreisung helfen mußte! — Neuerdings hat sich die ältere Schwester des heimgeschickten Mädchens bei mir gemeldet: sie ist erfahrener, gemessen, scheint sanft und ist nicht unangenehm. Ich denke wohl nun, mit der es noch einmal zu versuchen." Daß diese mehr Verständnis für die ihr zugedachte Stellung besaß und Wagners volle Zufriedenheit errang, bezeugt sein nach einer durch Konzertreisen hervorgerufenen längeren Abwesenheit von Penzing an sie gerichteter Liebesbrief:

„Liebes Mariechen! Nächsten Mittwoch komme ich nun wieder nach Hause. Abends halb 8 Uhr treffe ich in Wien auf dem Nordbahnhof ein. Franz soll mit dem Wagen pünktlich dort sein; für den Koffer soll er auch das Nötige bereit halten. Nun, bester Schatz, richtet mir zu Haus alles recht schön ein, daß ich mich recht behaglich ausruhen kann, wonach ich sehr verlange. Alles muß recht sauber sein und gut — gewärmt. Sorge mir ja für das schöne Kabinett, daß es darin recht angenehm ist: wenn geheizt ist, hübsch öffnen, daß das Kabinett eine warme Temperatur bekommt. Auch schön parfümieren: kauf' die besten Flacons, um es recht wohlduftend zu machen. Ach Gott! was freue ich mich darauf, endlich ein-

mal wieder mit Dir dort mich auszuruhen. (Die Rosa-Höschen sind doch hoffentlich auch fertig???) — Ja, ja! Sei nur recht schön und lieblich, ich verdiene es schon, daß ich's einmal wieder recht gut habe. Zu Weihnachten stecke ich dann den Christbaum an: da bekommt alles Geschenke, auch Du, mein Schatz! Meine Ankunft braucht noch nicht allen gesagt zu werden. Doch soll Franz bereits den Barbier und den Friseur zu Donnerstag früh halb 9 Uhr bestellen. Also: Mittwoch, abends halb 8 Uhr in Wien und bald darauf in Penzing. Ich überlasse es Dir ganz allein, ob Du mich schon am Bahnhof empfangen willst. Vielleicht aber ist es noch schöner, wenn Du mich erst zu Haus in den warmen Zimmern empfängst. Ich brauche wohl nur das Coupée. Also schöne Grüße an Franz und Anna. Sie sollen alles recht schön machen. Viele Küsse meinem Schatz! Auf Wiedersehen! R. Wagner."

Doch blieb das Penzinger Idyll nicht lange ungestört. Die Überschüsse der russischen Konzertreise hatten natürlich bei weitem nicht einmal die Kosten der verschwenderisch in Szene gesetzten Niederlassung gedeckt, und es galt nun, für die nicht minder kostspielige Hofhaltung das nötige Geld aufzutreiben. Nachdem Wagner, der in der Erschließung immer neuer Geldquellen ein geradezu verblüffendes Finanzgenie war, bereits alle Schrauben angezogen hatte, blieb als letzter Notbehelf wieder nur eine Konzerttournee. Diese füllt den ganzen Monat November 1863 aus, nachdem schon im Juli zwei große Konzerte in Pest vorangegangen. Hier hatte,

wie er nicht ganz ohne Nebenabsicht Mathilde Wesendonk mitteilt, eine flüchtige Erscheinung lieblicher Art seinen Weg gekreuzt: „Eine blutjunge schöne Sängerin mit seelenvollster naiver Stimme; sie war Ungarin, sprach das Deutsche reizend korrekt aus, und hatte in ihrem Leben wohl noch nichts rechtes von Musik gewußt. Ich war ganz gerührt, einmal so etwas Reines, Unverdorbenes für meine Musik zu bekommen [sie sang in dem Konzert Stücke der Elsa aus ‚Lohengrin'], und das gute Kind schien wieder von mir und der Musik in der Weise gerührt zu sein, daß sie zum erstenmal in ihrem Leben wirklich empfand. Unbeschreiblich lieblich und ergreifend war der Ausbruch dieser Empfindungen, und es konnte manchem den Anschein haben, als hätte das Mädchen eine heftige Liebe zu mir gefaßt. Auch der habe ich nun einmal wieder zu ‚schreiben'." Die neue Konzertreise führte über Prag zunächst nach Karlsruhe. Hier hatten sich zu dem festlichen Abend alle seine Freunde und Bekannten aus dem benachbarten Mainz, Biebrich, Frankfurt usw. eingefunden, unter diesen: Mathilde Maier, Betty Schott. Das Konzert fand in Gegenwart des Hofes statt und sollte auf Befehl des Großherzogs acht Tage später zur Feier der Anwesenheit der Königin Augusta von Preußen wiederholt werden. „Besonders lästig war es mir, die lange Zeit in meinem Karlsruher Gasthof allein zuzubringen, als mir Marie Kalergis, soeben verheiratete Moukhanoff, welche sich zu meiner Freude ebenfalls eingefunden hatte, mit einer Einladung nach Baden-Baden, wo sie jetzt residierte, freundlich entgegenkam. Dort emp-

fing mich meine Freundin sofort am Bahnhof und bot mir ihre Begleitung nach der Stadt an, welche ich ablehnen zu müssen glaubte, da ich mich in meinem ‚Räuberhute' nicht anständig genug ausnehmen dürfte; mit der Versicherung: ‚wir tragen hier alle solche Räuberhüte' hing sie sich jedoch in meinen Arm, und so gelangten wir in die Villa von Pauline Viardot, wo wir das Diner einnehmen mußten, da meine Freundin in ihrem eigenen Hause noch nicht genügend eingerichtet war." Den Rest der Woche benutzte Wagner noch zu einem Abstecher nach Zürich, um Wesendonks zu besuchen und, wenn möglich, hier neue Hilfsmittel flüssig zu machen. „Einen Gedanken, mir in meiner aufrichtig vor ihnen besprochenen Lage behilflich zu sein, sah ich bei meinen Freunden nicht aufkeimen." Man hatte mit der Zeit eben das Zwecklose weiterer Hilfeleistungen eingesehen, die doch immer nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeuteten, und den „freudehelfelosen Mann" seinem Geschick überlassen müssen; denn selbst Otto Wesendonks reiche Mittel mußten hier auf die Dauer versiegen.

Von Karlsruhe ging die Reise über Mainz und Berlin nach Löwenberg, wohin der der Zukunftsmusik sehr freundlich gesinnte Fürst von Hohenzollern ihn zu einem Konzert eingeladen hatte. In Berlin hatte Wagner natürlich bei Bülows geweilt, und dieses Zusammensein der Freunde ward für alle schicksalbestimmend. „Da Bülow Vorbereitungen zu seinem Konzert zu treffen hatte, fuhr ich mit Cosima allein, noch einmal in einem schönen Wagen, auf die Promenade. Diesmal ging uns schweigend der

Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen, und ein heftiges Verlangen nach eingestandener Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte bedürfenden Bekenntnisse eines grenzenlosen Unglücks, das uns belastete. Uns war Erleichterung geworden. Nach einer in der Bülowschen Wohnung verbrachten Nacht trat ich meine Weiterreise an, beim Abschied an jene erste wunderbar ergreifende Trennung von Cosima in Zürich in der Weise gemahnt, daß mir die dazwischen liegenden Jahre als ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nötigte damals das ahnungsvoll Unverstandene zum Schweigen, so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben." (28. November 1863.)

In Löwenberg traf Wagner auch eine Bekannte der Züricher Zeit, eine Schwester von Frau Wille, die inzwischen verwitwete Henriette von Bissing. „In der Nähe Löwenbergs begütert, war auch sie vom Fürsten eingeladen worden und bezeugte jetzt mir die treue Fortdauer ihrer enthusiastischen Anhänglichkeit. Sehr verständig und witzig, ward sie mir sogleich zur bevorzugten Gesellschafterin . . . und sie versprach mir auch, nach Breslau zu dem dort zu gebenden Konzerte kommen zu wollen. . . . Hier war sie im gleichen Gasthofe wie ich abgestiegen. Sie schien namentlich wohl auch durch mein krankhaftes Aussehen bestimmt, einem großen Mitgefühl für mich und meine Lage Raum zu geben. Ohne Scheu stellte ich ihr die letztere dar und bezeichnete hierbei die seit meinem Fortgange von Zürich im Jahre 1858 eingetretene Störung einer mir und mei-

nem Berufe einzig förderlichen gleichmäßigen Lebensordnung, sowie mein bis jetzt ebenso oft wiederholtes, als stets vergebliches Ringen nach Gewinnung einer förderlich andauernden Ordnung meiner äußeren Verhältnisse. Meine Freundin scheute sich nicht, der Beziehung zwischen Frau Wesendonk und meiner Frau eine Schuld beizumessen, welche sie nun selbst zu sühnen sich berufen fühlte. Sie stimmte meiner Niederlassung in Penzing bei und wünschte nur, daß ich durch keinerlei Unternehmung nach außen ihre wohltätige Wirkung auf mich beeinträchtigen möchte. Von meinem Plan, notgedrungenerweise schon diesen Winter Rußland des Geldes wegen zu bereisen, wollte sie durchaus nichts hören und übernahm es dagegen, aus ihrem eigenen allerdings sehr bedeutenden Vermögen mir die nicht geringe Summe zu verschaffen, welche mich auf längere Zeit unabhängig erhalten sollte." In dieser trostreichen Hoffnung kehrte Wagner, nachdem er zuvor durch den oben mitgeteilten Brief an Marie seine Ankunft gemeldet hatte, in sein Penzinger Reich zurück.

Da der Ertrag der Konzertreise nicht den Erwartungen Wagners entsprochen hatte, sah er sich bald genötigt, im Hinblick auf eine günstige Wendung seines Geschickes Geld gegen Wechsel unter „abscheulichen Opfern" aufzunehmen. Seine Lage mußte äußerst bedrohlich werden, sobald die erhofften Geldquellen versagten. Und das kaum Vorauszusehende trat ein. Frau von Bissing, die es wohl weniger auf die Unterstützung Wagners als auf diesen selbst abgesehen hatte, zog, da sie nach ihr von dritter Seite gewordenen Mitteilungen kaum

jemals auf Erfüllung ihrer Wünsche hoffen durfte, „aus Eifersucht", wie Wagner an Cornelius schreibt, ihre Zusage zurück, und auch die russische Expedition zerschlug sich. Womit sollte er jetzt seine immer ungeduldiger mahnenden Gläubiger befriedigen und die auf nahezu 30 000 Kronen angewachsenen Wechselschulden einlösen? Er war in Gefahr, das Opfer von Wuchererhänden zu werden. Da seine persönliche Freiheit bedroht schien, folgte er schließlich dem Drängen seiner Freunde und verließ in heimlicher Flucht sein Haus, nicht ohne zuvor durch eine schriftliche Schenkungsurkunde die zurückbleibende Marie zur Eigentümerin des ganzen Mobiliars zu bestimmen. Wenige Tage vorher hatte er durch Frau Wille bei Wesendonks anfragen lassen, ob sie ihm für einige Wochen bei sich Unterkunft gewähren wollten. Doch diesmal schlugen ihm die Freunde, denen nach den ihnen aus Wien über Wagners Penzinger Lebensweise zugekommenen Berichten seine Notlage nicht unverschuldet erscheinen mußte, seinen Wunsch rundweg ab. Überdies gelüstete es Otto Wesendonk nicht, zum zweitenmal den nach unsäglichen Leiden und Entsagungen neugewonnenen Frieden seines Hauses aufs Spiel zu setzen. Wagner konnte hierauf, wie er in sehr charakteristischer Weise in der Autobiographie schreibt, „nicht umhin, ihn durch eine Antwort auf sein Unrecht aufmerksam zu machen." Kurz entschlossen kündete er jetzt Wille seine Ankunft in Mariafeld an. „In betreff meiner letzten Flucht von Penzing", meldete Wagner dem in Wien zurückgebliebenen Cornelius, „habe ich doch eine auffallende innere Erfahrung gemacht; verglich

ich hiermit die kalte, bitter-gleichgültige Stimmung, in welcher ich früher meine Dresdner, meine Züricher, dann meine Pariser Niederlassung aufgab und verließ, so fand ich diesmal, daß dies alles weicher, freundlicher und wehmütiger abging. Ich erkannte daher, daß, soviel Not und Sorge ich auch in dieser Penzinger Wohnung ausgestanden, dennoch von jedem Lokal und Menschlichen und Tierischen dort nur freundliche, milde und sanfte Eindrücke mir verblieben, während ich früher durch die Qual meiner ehelichen Leiden stets so sehr auch gegen alles dies verbittert war, daß ich immer froh war, wenn ich da herauskam."

Den Hausherrn hatte Wagner in Mariafeld nicht angetroffen. Er war gerade nach Konstantinopel abgereist und kehrte erst fünf Wochen später zurück; aber Frau Eliza Wille nahm ihn herzlich auf. „Sie ist wie dazu bestimmt, die Vermittlung meines Schicksals zu führen: sie ist treu und echt wie Gold, mir unerschütterlich Freundin.... Sie versteht mich vollkommen und begreift, daß ich eben nur einer wohlanständigen Ruhe — und keiner aufregenden Verhältnisse bedarf. Nach jeder Seite hin habe ich an ihr eine wirklich verehrungswürdige Vermittlerin gefunden.... Diese Frau ist über alles Lob erhaben, mit gar nichts zu vergleichen, durchaus einzig. Was geschehen kann, um mir ein angenehmes, namentlich auch zur Arbeit sehr geeignetes Asyl zu bieten, geschieht vollständig: sie bemüht sich sogar auch, mir wenigstens soviel Geld zu vermitteln, daß ich immer noch hoffen darf, meinen Lokalgläubigern nächstens etwas zu zahlen, und somit jedenfalls etwas

zur Besserung des beschämenden Anscheins meines Fortganges von Penzing beizutragen" (an Cornelius). Mit der Freundin wurden alle möglichen Pläne zur Rettung aus der durch das ungeschickte Vorgehen der von Wagner mit der Regelung seiner Penzinger Verhältnisse betrauten Freunde, die es zur Versteigerung und dadurch zum öffentlichen Skandal hatten kommen lassen, geschaffenen peinlichen Lage beraten. Dabei tauchte auch allen Ernstes das Projekt auf, Wagner solle die Scheidung von Minna herbeiführen, um auf eine reiche Heirat (Frau von Bissing?) ausgehen zu können. „Da mir alles rätlich und nichts unrätlich erschien, schrieb ich wirklich an meine Schwester Luise Brockhaus, ob sie nicht in einer vernünftigen Unterredung Minna dazu bringen könnte, sich fortan nur an das ausgesetzte Jahrgeld, nicht aber an meine Person mehr zu halten; worauf mir mit großem Pathos der Rat gegeben ward, doch fürerst noch an die Feststellung meines Rufes zu denken und durch ein neues Werk mich in unangefochtenen Kredit zu setzen, was dann ja wohl mir auch ohne exzentrische Schritte zum Guten verhelfen würde, jedenfalls würde ich gut tun, mich um die frei gewordene Kapellmeisterstelle in Darmstadt zu bewerben."

Die Rückkehr Dr. Willes setzte Wagners Mariafelder Aufenthalt ein Ziel. „Sogleich konnte ich ihm anmerken, daß ihm mein Aufenthalt beängstigend sei, da er vermutlich befürchten mochte, es könnte auch auf seine Hilfe für mich gezählt werden. ‚Man wolle in seinem Haus doch auch etwas sein, gerade hier aber nicht einem andern bloß als Unterlage dienen.'

Frau Wille hatte unter Voraussicht der Stimmung ihres Mannes mit der Familie Wesendonk ein Abkommen eingeleitet, nach welchem diese mir während meines Aufenthaltes in Mariafeld eine Sustentation von 100 Franken zukommen lassen sollte; als ich hiervon Kenntnis erhielt, hatte ich nichts anderes zu tun, als an Frau Wesendonk meine sofortige Abreise aus der Schweiz zu melden und sie in freundlichster Weise zu ersuchen, sich aller Bekümmernisse um mich als enthoben zu betrachten, da ich die Ordnung meiner Angelegenheiten ganz meinem Wunsche gemäß eingeleitet hätte. Ich erfuhr späterhin, daß sie diesen Brief, den sie für kompromittierend gehalten haben mochte, uneröffnet an Frau Wille zurückstellte."

Wagner wandte sich von Zürich nach Stuttgart, wo er auf den ihm befreundeten Kapellmeister Eckert noch eine schwache Hoffnung setzte. Auch diese versagte. Was stand ihm nun noch bevor? Sein Heim war wider seinen Willen aufgelöst, sein Eigentum gepfändet. Einsam, aller Mittel entblößt, verfolgt von hartherzigen Gläubigern, schien er rettungslos dem Untergang preisgegeben. Am liebsten hätte er mit allem ein Ende gemacht und das Leben, das ihn anekelte, hingeworfen. Und doch hielt ihn ein unbestimmtes Gefühl vor dem letzten Schritt zurück, und ein fester Glaube durchdrang ihn, daß, wenn die Not am höchsten, plötzlich „der Vorhang sich heben und ein wundervolles Glück sich zeigen müsse". Und das Wunder geschah! Die Berufung des jungen Königs von Bayern, dessen Abgesandter ihn endlich nach langen Irrfahrten in Stuttgart er-

reichte, zerriß mit einem Streich das unheilschwangere Gewölk, und die Sonne des Glücks strahlte heller denn je auf den fast Geblendeten herab. Tief erschüttert sendet er seinem Retter die erste Huldigung: „Teurer huldvoller König! Diese Tränen himmlischer Rührung sende ich Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß nun die Wunder der Poesie wie eine göttliche Wirklichkeit in mein armes liebebedürftiges Leben getreten sind! — Und dieses Leben, sein letztes Dichten und Tönen gehört nun Ihnen, mein gnadenreicher junger König: verfügen Sie darüber als über Ihr Eigentum! Im höchsten Entzücken, treu und wahr Ihr Untertan Richard Wagner."

„Es war Dein opfermutig hehrer Wille"

„Die Wandlungen des Monat Mai", bekennt Wagner in einem an Alwine Frommann gerichteten Rückblick auf die überstandene Schreckenszeit, „sind in keinem Drama drastischer zu geben: dieser Monat enthält ein ganzes langes Leben: tiefster Druck und wunderbarste Erhöhung! — Nun bekommt mich niemand mehr: Alles, was ich schaffe und wirke, gehört jetzt nur noch meinem holden König, tritt nur durch ihn noch in die Welt, wird nur nach seinem Wunsch und Ermessen noch der übrigen Welt mitgeteilt werden." Zunächst hatte ihn der König der Not des Lebens entrückt. Mit 15000 Gulden war Wagner nach Wien zurückgekehrt, um seine drängendsten Gläubiger zu befriedigen, mit den anderen ein Arrangement für die nächsten Monate einzugehen und vor allem von seinem Penzinger Eigentum zu retten, soviel noch möglich war. In Begleitung seines treuen Dienerpaares Anna und Franz Mrazek kehrte er dann nach München zurück und bezog auf Wunsch des Königs eine der Sommerresidenz Schloß Berg am Starnberger See benachbarte Villa. „In zehn Minuten führt mich der Wagen zu ihm. Täglich schickt er ein oder zweimal. Ich fliege dann immer wie zur Geliebten. Es ist ein hinreißender Umgang. Dieser Drang nach Belehrung, dies Erfassen, dies Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zuteil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert,

mich zu besitzen; so sitzen wir oft Stunden da, einer in den Anblick des anderen verloren . . ." „Freundin," jubelt er Frau Moukhanoff zu, „hier ist kein Zweifel! Mit jedem Tag bewährt sich das Ungemeine schöner. Er ist mir vom Himmel gesandt, durch ihn bin ich und schaffe ich noch. Ihn liebe ich... Nie, nie hat die Geschichte so wunderbar Schönes, Tiefes und Wonniges zu berichten gehabt, als das Verhältnis meines Königs zu mir! Vielleicht — konnte nur mir dies widerfahren! In diesem herrlichen Jüngling lebt meine Kunst wie mit sichtbaren Trieben: Er ist mein Vaterland, meine Heimat, mein Glück!" Doch wenn Wagner von solchen Weihestunden in sein liebeleeres Junggesellenheim zurückkehrte, mußte er seine Einsamkeit um so bitterer empfinden. „Die Verlassenheit meines Hausstandes," klagt er Frau Wille, „die Nötigung mit Dingen, für die ich wirklich nicht gemacht, mich noch immer einzig selbst zu befassen, lähmt meine Lebensgeister: ich hab' jetzt wieder umzusiedeln, ein Hauswesen einzurichten gehabt, um Messer, Gabel, Schüsseln und Töpfe, Bettwäsche usw. mich zu bekümmern gehabt! Ich, der Verherrlicher der Frauen! Wie überlassen sie mir so freundlich dafür ihre Besorgungen . . . Ob ich dem ‚Weiblichen' ganz entsagen werde können? mit einem tiefen Seufzer sage ich nein, daß ich es fast wünschen müßte!" Vergebens sucht er seine Penzinger Marie zur Übersiedlung nach Starnberg zu bewegen, selbst ein eigenhändiges Einladungsschreiben des Königs, das Wagner für sie erwirkte (dieses Schriftstück wurde noch zu Wagners Lebzeiten in den siebziger Jahren in Wien zum

Verkauf ausgeboten!), vermochte sie nicht umzustimmen.

Erst Ende Juni 1864 sollte Wagners Sehnsucht nach einem verstehenden weiblichen Wesen erfüllt werden: Bülow sandte auf die Klagen des Freundes seine Frau mit ihren beiden Kindern (Daniela und Blandine im Alter von 3½ und 1¼ Jahren) ihm zur Gesellschaft voraus, während er selbst noch zehn Tage durch Berufspflichten in Berlin festgehalten wurde. Es war das erste Wiedersehen Wagners mit Cosima seit jenem bedeutungsvollen Abschied in Berlin vor Jahresfrist. Was damals schon unausgesprochen in voller Klarheit vor ihnen stand, diesmal mußte es sich enthüllen. Alles drängte zur Entscheidung hin. Die Ehe Hans von Bülows mit Cosima Liszt hatte sich sehr bald zu einer „tragischen" gestaltet. Es war nicht heiße, leidenschaftliche Neigung, die die beiden zusammengeführt. „Bülows Heirat," schreibt Cornelius sehr zutreffend, „war ein Freundesopfer, das er seinem Meister Liszt brachte; dem natürlichen Kinde einen glänzenden, ehrenhaften Namen zu geben und damit dem Vater eine tiefe Befriedigung und Lebensberuhigung; darauf ging er aus, es war ein Akt der Dankbarkeit. Diese Hingebung wurde ihm durch Cosima schlecht gelohnt." Von dem Augenblick an, da Wagner, den sie durch ihren Vater von frühester Jugend auf zu verehren gewohnt war, in ihr Leben trat, zog es sie mit jeder Fiber ihres Herzens unwiderstehlich zu ihm hin. Schon als Kind hatte sie in Paris 1853 einen unvergeßlichen Eindruck von ihm empfangen; nähergetreten war sie ihm aber erst, als sie auf der Hoch-

zeitsreise 1857 kurz vor der Katastrophe auf dem Grünen Hügel mehrere Wochen im Asyl zu Besuch geweilt und sein bitteres Eheleid miterlebt hatte. „Wie Du beklage ich Frau Minna," schrieb sie damals an Frau Herwegh, „ohne indes unserem erhabenen Freunde Richard Unrecht geben zu können... Was Du mir von Minna sagst, betrübt mich sehr, sie muß viel erdulden, und sie muß bei allem Elend auch noch der Meinung sein, daß ihre Ergebenheit und Geduld vergebens sind; der ungeheure Abstand, der sie von ihrem Gatten trennt, macht jedoch ihre guten Eigenschaften wieder wett, ohne allerdings ihre Leiden zu lindern." Die überragende Gewalt des Wagnerschen Genius und die tieferen Gründe seiner Leiden und seiner Kampfstellung der Welt gegenüber waren Cosima im Laufe der Jahre immer deutlicher geworden, und es reifte immer entscheidender der Glaube in ihr heran, daß *sie* vom Schicksal dazu berufen sei, ihm das ersehnte Glück zu bringen. Der Aufenthalt beim Meister in Biebrich hatte ihre letzten Zweifel zerstreut. Jetzt kannte sie ihr Ziel und ging rücksichtslos und ohne Wanken über alle Hemmnisse hinweg darauf los. „Ich begreife immer weniger," heißt es in einem ihrer Briefe an Lenbach, „wie ein Wesen, wie Wagner, in unsere jetzige Welt geschleudert wurde, und freue mich nur dessen, daß ich es erkennen durfte. Diese Erkenntnis hat mir auch meinen Weg gezeichnet, und ich denke nichts mehr, als die Erfüllung meines Amtes, in welcher meine Seligkeit beruht." Jetzt, in Starnberg, war es zur schicksalbestimmenden Aussprache gekommen; sie gaben sich einander zu eigen. Bülow, der Anfang

Juli „im allerangegriffensten Gesundheitszustand mit übernommenen und zerrütteten Nerven“ bei Wagner angelangt war, blieb diese Wendung im Leben seiner Frau und seines Freundes verborgen. Um ihn „aus seiner wahnsinnig aufreibenden Kunstbeschäftigung in Berlin zu reißen und ihm ein edleres Feld zu verschaffen“, vor allem aber, um die geliebte Frau in seiner Nähe zu haben, setzte Wagner beim König des Freundes Berufung nach München als „Vorspieler Seiner Majestät“ durch. Bülow kehrte deshalb anfangs September nur für kurze Zeit mit seiner Familie nach Berlin zurück, um seine Übersiedlung nach der Isarstadt zu bewerkstelligen.

Für den Winter hatte der König dem Meister eine prächtige Villa in München zur Verfügung gestellt, und es galt nun wiederum, und, wie er bestimmt hoffen durfte, zum letztenmal, sich eine Heimat, eine dauernde Niederlassung zu begründen. Da Wagner außer seinem treuen Dienerpaar und den Dienstboten noch einer Hausverwalterin bedurfte, bemühte er sich, vor allem ein hierfür geeignetes Wesen zu gewinnen. Sofort gedachte er jenes hübschen verständigen Mädchens, das ihn während seines Aufenthaltes im Schweizerhof in Luzern 1859 in der schlimmen Tristanzeit so aufopfernd und liebevoll versorgt und gepflegt hatte, der Vreneli. „Vreneli ist aber hier mein Schutzengel; sie intrigiert und wendet alles an, um mir unruhige Nachbarn vom Halse zu halten,“ hatte er damals an Mathilde Wesendonk geschrieben, mit der Bitte, ihm „ein hübsches Geschenk, etwa ein Kleid — Wolle und Seide? koste es was es wolle“, für sie zu besorgen. Jetzt

wandte er sich brieflich von Starnberg aus an die noch immer im Schweizerhof Bedienstete: „Mein gutes Vreneli! Nun soll es doch werden, wenn Sie noch frei sind und wollen! Ich lasse mich gegenwärtig für alle Lebenszeit in München nieder, ziehe zum Herbst in die Stadt, wo meine Wohnung einzurichten ist. Dies ist nun die Zeit, wo Sie loskommen können, und wenn es Ihnen noch recht ist, zu mir zu kommen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie recht bald, so bald als möglich kommen, damit Sie mir manches bei der Einrichtung abnehmen können. Sie werden es bei mir gut und leicht haben; woran es mir hauptsächlich gelegen ist: erprobte, treue, mir ergebene Personen in meinem Hause um mich zu haben, die mich lieb haben, und denen es Freude macht, mir das Leben angenehm zu machen... Sie, gutes Vreneli, haben nur für mein Zimmer zu sorgen, wobei Ihnen alles Untergeordnete abgenommen werden soll: meine Wäsche und meine Garderobe gehörig in Ordnung zu halten, etwas schneidern und nähen, wozu Sie ja geschickt sind — kurz — Sie sollen mich pflegen und mir das Leben angenehm machen, wofür ich auch jedenfalls immer für Sie sorgen will. Dies wird sich schon alles finden, und ich denke wohl, Sie können mir vertrauen; denn Sie sehen, daß auch nach so vieler Zeit ich immer wieder an Sie denke und Sie nicht vergesse. . . ."

„. . . Nur bin ich ohne Familie und will mir nun mein Haus so angenehm wie möglich machen. Dazu bedarf ich treuer herzlich ergebener Personen, die sich meinem Schutze anvertrauen und mir ihr Leben dafür widmen. Trotzdem ich jetzt ein treues, braves

Dienerpaar habe, gedenke ich doch des guten Vrenelis und sage mir: das Vreneli muß auch mit dabei sein! Also — erwidern Sie mir meine Anhänglichkeit, vertrauen Sie mir, und setzen Sie alles daran, recht bald zu mir zu kommen." Verena Weitmann folgte seinem Rufe, und mit Hilfe der von der Penzinger Einrichtung bewährten Putzmacherin Bertha, die Wagner aus Wien kommen ließ, wurde das Münchner Heim mit großer Sorgfalt in dem gewohnten, die Sinne seltsam aufreizenden Luxus ausgestattet. Am 15. Oktober 1864 konnte die Einweihung des Hauses durch eine kleine Feier zu Ehren der arbeitsfrohen Helferinnen begangen werden. Ein sonderbarer Zufall führte zu dieser auch Wagners Freundin Mathilde Maier aus Mainz herbei. Die Zeitungen hatten in jenen Tagen das ganz irreführende Gerücht verbreitet, der Meister sei lebensgefährlich am Typhus erkrankt, und Mathilde war in der Besorgnis, es möge dem Einsamen an der erforderlichen Pflege fehlen, sofort mit ihrer Mutter nach München geeilt. Zu ihrer Freude trafen sie Wagner gesund an und konnten nach einigen Tagen, die sie meist in seiner Nähe verbracht, beruhigt die Rückreise antreten. Gerührt durch ihre Teilnahme, rief er ihnen nach: „Wenn ich einmal aus München fort muß, so komme ich zu Euch! — auf Euch kann ich mich verlassen!"

Im Lauf des Novembers trafen endlich Bülows in München ein, und nun hatte das Heim in der Briennerstraße auch seine Herrin gefunden. Cosima stellte sich ganz in den Dienst Wagners. Sie leitete sein Hauswesen, sie repräsentierte, erledigte seine

umfangreiche Korrespondenz, kurz, suchte ihm alle Bemühungen fernzuhalten und jede lästige Arbeit abzunehmen. Da die „Frau Baronin", wie man sie nannte, täglich mehrere Stunden in Wagners Haus zu tun hatte, waren ihr dort dauernd ein Salon und Arbeitszimmer eingeräumt. Bülow billigte ritterlich diesen Umgang und freute sich, wie er selbst sich ganz in den Dienst des Künstlers Wagner gestellt hatte, durch seine Frau auch das Los des Menschen freundlicher gestalten zu können. Daß der Freund jemals sein Vertrauen täuschen könnte — solchen Verdacht wies er weit von sich. Und als am 10. April 1865 Cosima einem Kind Wagners das Leben gab, teilt Bülow seinen Freunden hocherfreut mit, daß er zum drittenmal „Mutter" geworden sei, wie man in Berlin sage, wenn es ein Töchterchen sei. „Ma troisième fille s'appelle Isolde Ludovica Josepha; Wagner est son parain," mit diesen Worten meldet uns ein Privatbrief Cosimas aus jener Zeit die wohl vereinzelt dastehende Erscheinung, daß ein Vater der Pate seines eigenen Kindes ist, was wiederum sich eben daraus erklärt, daß dies der engste Grad der Zugehörigkeit war, den Wagner damals vor der Welt der kleinen Isolde gegenüber einnehmen durfte.*) Sein Vaterglück berauschte ihn,

*) Im Jahre 1914 erlebte die Welt das unerfreuliche Schauspiel, daß Isolde, die bis dahin selbst in der „offiziellen" Wagnergemeinde (Glasenapp) als Kind Wagners bezeichnet wurde, sich gezwungen sah, gerichtlich ihre Abstammung von Wagner feststellen zu lassen, da man es von Bayreuther Seite aus in Erbschaftsangelegenheiten auf einmal für vorteilhafter hielt, sie als Kind Bülows anzusprechen. Durch den Ausbruch des Weltkrieges kam der Prozeß nicht mehr zur endgültigen Entscheidung. Auch die von Isolde angekündigte Rechtfertigungsschrift „Erinnerungen an meinen Vater R. Wagner" ist bisher nicht erschienen. Im Februar 1919 erlöste sie der Tod von schwerer Krankheit, die unter den Aufregungen des Skandalprozesses zum Ausbruch gekommen und sie körperlich wie seelisch gebrochen hatte.

zumal es zeitlich zusammenfiel mit einem Ereignis, das zu den ungetrübtesten Weihestunden seines Lebens zählte: den Vorbereitungen zum „Tristan". „Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte, so wunderschön war mir zumute. Es war dies die Zeit der Proben des ‚Tristan'." Nachdem sich in der unerwarteten Erkrankung von Frau Schnorr, der Darstellerin der Isolde, ein neidisches Geschick zum letztenmal diesem vom Unheil verfolgten Werk des Meisters in den Weg gestellt, konnte endlich am 10. Juni die Tristan-Tat sich erfüllen. „Das Gefühl des Traumes verließ mich nie: ich staunte und staunte — wie dies zu erleben möglich sei! Dies war der schöne Höhepunkt und doch verbittert durch — Abwesenheiten! — Wirklich: verbittert! Wie kleinlich kommt Ihr mir alle vor," ruft Wagner Frau Wille zu, „die Ihr dieser Aufregung auswichet!" Gerade die aufs engste mit seiner Schöpfung verwachsenen Züricher Freunde: Wesendonks und Willes waren dem Fest ferngeblieben! — Für die Leistung der beiden Schnorrs dünkt dem Meister jedes Wort zu gering: „ein wunderbar, vom Himmel mir beschiedenes Künstlerpaar, innig vertraut und liebevollst ergeben, begabt zum Erstaunen." Ihre dauernde Übersiedlung von Dresden nach München war eingeleitet, kühne Kunstoffenbarungen standen vor der Verwirklichung — da fällte des Schicksals Tücke den mutigen Helden. Acht Tage nach der Rückkehr aus München war der unvergleichliche Tristansänger ein toter Mann. Nur die wundervolle Liebe des Königs und der Beistand der teuren Lebens-

gefährtin halfen dem unter dem grausamen Schlag niedergebrochenen Meister über diese schwere Stunde hinweg.

Cosima stand durch Wagner auch bei König Ludwig in großer Gunst. Sein brennendes Verlangen, alle Werke und Schriften Wagners zu kennen, suchte sie zu stillen durch ein für ihn zusammengestelltes „Wagner-Buch", das alles noch irgendwie Auftreibbare an früheren Veröffentlichungen und Abhandlungen des Meisters, teilweise allerdings in für den königlichen Leser berechneter Retuschierung, umfaßte. Bei der Beschaffung oder Rückforderung der früher von Wagner an seine Freunde verschenkten Manuskripte wurde nicht immer gerade rücksichtsvoll verfahren. So klagt Tausig: „Wagner hatte letzthin den sehr sonderbaren Einfall, mir durch das delphische Orakel (Cosima) auf eine höchst unzivile Art die Originalpartitur des Tristan abfordern zu lassen. . . Ich habe auf diese Zumutung nicht geantwortet (ein Brief von Wagner hätte sich jedenfalls geschickt!)." Selbst Mathilde Wesendonk schreibt: „Frau von Bülow ersucht mich in einem Schreiben heute, um einige Ihrer literarischen Manuskripte, die in meinem Besitz sind. Ich habe die Mappe durchblättert, allein es ist mir unmöglich, etwas zu senden, es sei denn, auf Ihren persönlichen Wunsch hin." Auch mit Cornelius und Brahms kam es zu unliebsamen Auseinandersetzungen. Wagners Freunde aus früherer Zeit sahen überhaupt dem zunehmenden Einfluß Cosimas auf ihn, der als entfremdendes Moment zwischen sie trat, mit Unbehagen zu, zumal sie dieses

Verhältnis nicht in so harmlosem Licht sahen, wie Hans von Bülow. So erzählt Peter Cornelius seiner Braut: „Aber Wagner weiß nur solang von den Menschen, als er sie braucht, und verliert je mehr auch die Elastizität, wenigstens den Schein zu wahren, und am meisten die Herzensgüte, allen gerecht zu werden, für jeden, der es verdient, ein freundliches Gesicht zu erhalten. So Meyers — so Wesendonks! . . . Dann kam Tausig dran — Cosima sagte: Er hat keinen Anschlag, man kann ihn nicht unter die großen Pianisten rechnen, er ist eine Karikatur von Liszt, er hat gar keine Individualität. Das waren so die vier Hauptsätze der Bannbulle gegen Tausig. Wagner lavierte, um sich über seine Vergangenheit mit dem Geschmähten keine Blößen zu geben. . . . Die Hauptsache aber ist das Liebesverhältnis zwischen Wagner und Cosima. . . Seitdem ist Wagner gänzlich und unbedingt unter ihrem Einfluß. Mit oder ohne die beiden Kinder ist sie, seitdem Bülow auf einer Konzertreise begriffen ist, täglich bei Wagner; man kann ihn nicht mehr allein sprechen, es kommt kein Brief mehr an ihn, den sie nicht erbricht und ihm vorliest.... Aber was das mit Bülow wird? Ob er überhaupt Wagner seine Frau gänzlich überlassen hat in einem hochromantischen Einverständnis? Die wirkliche Ehe zwischen Hans und Cosima war wohl schon längere Zeit nur eine Scheinehe. Hansens Benehmen wäre sonst nicht zu erklären."

Äußerten schon die Freunde Wagners derartige Bedenken, wie stürzten sich erst die Feinde und Neider des „königlichen Günstling" auf jeden irgendwie

zu seinem Schaden ausschlagenden Vorgang. Nachdem schon im Februar 1865 ein erster Ansturm der Gegner siegreich abgeschlagen worden, erhob jetzt im Spätherbst die Opposition kühn das Haupt, die, angeschürt von den um ihr Amt besorgten Kabinettsmitgliedern, einzig auf Wagners Sturz hinarbeitete, da er schroff abgelehnt hatte, sich für ihre Sonderinteressen beim König zu verwenden. Durch geschickt gesteigerte Angriffe und Verleumdungen suchte man ihn zu verdächtigen und zu einem unklugen Schritt zu reizen. So zirkulierte eines Tages in allen Zeitungen das Gerücht, Wagners Gattin lebe, während ihr Mann im Überfluß schwelge, in Dresden in Not und Elend und müsse als Wäscherin ihr Leben fristen. Als Minna hiervon Kunde erhielt, erließ sie sofort eine öffentliche Erklärung, um dieser „schnöden Lüge" ein Ende zu bereiten. Es war der letzte Liebesdienst, den die in behaglicher Zurückgezogenheit im Kreis ihrer Dresdener Bekannten lebende Frau ihrem Gatten erweisen konnte. Da die Angriffe in München immer schlimmere Formen annahmen, ließ sich Wagner, „durch Cosima aufgereizt", wie Cornelius sagt, da er die wahren Urheber sehr wohl kannte, aber vergeblich versucht hatte, den König zu deren Entfernung aus seiner Umgebung zu bewegen, dazu hinreißen, den mit Cosima zusammen verfaßten berüchtigten Aufsatz in den Münchener Neuesten Nachrichten, der in einem Vorstoß gegen das königliche Kabinett gipfelte, vom Stapel zu lassen. Dieser unkluge Schritt, der den Feinden scharfe Waffen in die Hand gab, die sie beim König, der schlau über die wahre Stimmung

des Volkes getäuscht wurde, trefflich zu verwerten wußten, führte seinen Sturz herbei. Es galt für das Kabinett den Kampf um Leben und Tod, und Wagner blieb der Besiegte. Am 10. Dezember 1865 verließ er auf Wunsch seines königlichen Freundes die bayrische Residenz. „Morgens nach 5 Uhr gingen wir an den Bahnhof," berichtet Cornelius, „wir erwarteten Wagner längere Zeit. Endlich kam der Wagen. Wagner sah gespenstisch aus; bleiche, verworrene Züge und das lange schlaffe Haar ganz grau schimmernd. Wir gingen mit hinaus an den Waggon, Franz [der Diener] und Pohl [der Hund] reisten mit. Wagner sprach noch angelegentlich mit Cosima, woraus Heinrich besonders das Wort ‚Schweigen' unterschied. Cosima war ganz gebrochen. — Als der Waggon hinter den Pfeilern verschwand, war es wie das Zerrinnen einer Vision. Wir brachten Cosima in die Wagnersche Wohnung.... Sie ist seither in allen Zuständen. Gott segne die zwei, wenn sie sich wirklich innig lieb haben, und wenn der arme Wagner endlich noch am Abend seines Lebens — die Rechte findet. Es scheint, daß Wagner wirklich die Cosima liebt — er sagt, die Hoffnung sie bald zu sehen, wäre sein einziger Trost! Wenn er denn wirklich einmal liebt, und Cosima liebt ihn allem Anschein nach glühend, so wünsch' ich von ganzem Herzen, es möge beiden ein stilles Glück erblühen. Vielleicht findet auch Bülow größeren Trost und Frieden in der Einsamkeit, ich bin überzeugt, er geht einen dornenvollen Weg, und er ist weiß Gott ein ehrenhafter braver Mensch, der Besseres verdiente!"

Wagner hatte sich wieder in die Schweiz gewandt und nach kurzem Aufenthalt in Vevey ein Landhaus in der Nähe von Genf „Les Artichauts“ gemietet. Sofort ließ er aus München Vreneli nachkommen. Obwohl die Wohnung auf nur drei Monate ihm zur Verfügung stand, wurde sie doch nach gewohnter Weise mit aller Sorgfalt eingerichtet, wozu wieder die Putzmacherin aus Wien herbeibeordert worden war. Bald wurde Franz nach München zurückgeschickt, um dort während Wagners Abwesenheit das Haus instand zu halten. Daß er an eine baldige Rückkehr dachte und diese in aller Heimlichkeit — selbst vor Cosima — betrieb, zeigt ein noch unbekannter Brief an seinen Münchener Tapezierer Mathieu. Hierin heißt es: „Mein königlicher Herr und Freund will durchaus nicht, daß ich mein Münchener Grundstück verlasse und wünscht dagegen, daß ich baldmöglichst dahin zurückkehre.“ Er beauftragt nun Mathieu, nach seinen genau detaillierten Angaben verschiedene Veränderungen in seiner Wohnung vorzunehmen, diese mit neuen Tapeten zu versehen usw. und schließt: „Nun eine Bitte: Tun Sie mir den Gefallen — niemand — aber niemand hiervon zu sprechen. Es liegt mir viel daran. Wegen den Veränderungen sagen Sie auch Frau von Bülow nichts und verbieten Sie dies auch der Anna: — nur wegen eines Scherzes. Nach München kehre ich eigentlich ungern zurück, doch habe ich hierbei wirklich kaum München zu beachten, da es nur mein angenehmes Haus und die Nähe meines unerschütterlich liebevollen Freundes betrifft; doch will ich, daß nichts davon verlautet.“ Die tiefere Deutung

des „Scherzes“ verrät eine Wendung in einem späteren Brief an Mathieu: „Für jetzt haben Maurer, Schreiner, Schlosser, Maler und wie die Unmenschen alle heißen, mich dermaßen ausgeplündert, daß ich für meine alte Vorliebe zum Tapezieren nun nichts mehr übrig habe. Nun seien Sie so gut und sprechen Sie von derlei Angelegenheiten nicht ferner mit Frau von Bülow: das lassen Sie hübsch unter uns sich abmachen — d. h. was die materielle Seite meiner Geschäfte betrifft.“

In Genf blieb nun zunächst Vreneli seine einzige Begleiterin. Unerwartet erreichte ihn auf einer Erholungsreise in Marseille die Nachricht, daß seine Frau an einem Herzschlag verschieden sei. „Ich kann bis heute morgen nach mühseliger Nacht“, schreibt er an Pusinelli, „meinen Zustand nicht anders schildern, als den einer vollständigen Betäubung, in welcher ich dumpf vor mich hinbrüte, ohne zu wissen, was ich etwa auszusinnen hätte. . . Ich nehme an, daß Eure freundliche Fürsorge der Leiche meiner unglücklichen, armen Frau in meinem Namen dieselbe Ehre erzeigen ließ, die ich ihr erzeigt haben würde, wenn sie glücklich an der Seite des von ihr beglückten Gemahls dahingeschieden wäre. Ganz in diesem Sinne bitte ich für ihre Ruhestätte zu sorgen . . . O sie, die endlich schmerzlos den Kampf abbrach, ist zu beneiden! Ruhe, Ruhe dem furchtbar gequälten Herzen der Bejammernswerten.“ Da die Nachricht Wagner erst nach langen Irrfahrten erreicht hatte, war es ihm unmöglich, Minna das letzte Geleit zu geben. Die Dresdner Freunde, die der schwergeprüften Frau die

letzten Lebensjahre in liebevoller Anhänglichkeit nach Kräften erleichtert und erheitert hatten, nahmen ihm gern diesen Dienst ab. Auf die Kunde von Minnas Tod hatte Cosima, wie Cornelius berichtet, sofort telegraphisch bei Wagner angefragt, ob sie zu ihm kommen dürfe, er bat jedoch um Aufschub. Anfang März 1866 traf sie aber, während Bülow eine Konzertreise absolvierte, für drei Wochen in Genf ein, und jetzt kam es zu bedeutungsvollen Entscheidungen. Da der König, obwohl er ständig nach des Freundes Rückkehr verlangte, sich nicht dazu entschließen konnte, diesem durch Entfernung der ihm von Wagner bezeichneten Persönlichkeiten hierfür den Weg zu bahnen, so beschloß Wagner endgültig, München aufzugeben und sich irgendwo in der Schweiz einen stillen Schlupfwinkel zu ungestörter Arbeit aufzustöbern. Hierhin sollte sich dann auch, sobald als irgend möglich, Cosima für immer flüchten. Auf den gemeinsamen Entdeckungsreisen in der deutschen Schweiz nach einem Asyl gelang es endlich am letzten Tag von Cosimas Anwesenheit — am 1. April mußte sie in München zurück sein —, nachdem man die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, das Ersehnte zu finden: das Naturkleinod Tribschen bei Luzern. Äußerlich ein prunkloses Landhaus, liegt es auf einer in den Vierwaldstätter See hineinragenden Landzunge auf einer schwachen Anhöhe, mitten in das frische Grün hoher Pappeln gebettet, wirklich ein Ort des Friedens und des häuslichen Glücks. In stiller Weltabgeschiedenheit, umgeben von allen Wundern der hier so verschwenderisch waltenden Natur, bot diese „Insel der Seligen", wie Nietzsche sie später

nannte, dem schöpferischen Genie eine Stätte zur Vollendung seiner Werke, wie sie ihm kein Königswort hätte herrlicher schaffen können. Mit Feuereifer ging Wagner daran, das etwas verwahrloste Haus herrichten und — wieder mit Hilfe der Putzmacherin — mit üppiger Pracht ausstatten zu lassen. In qualvoll banger Sehnsucht harrte er der Ankunft der Geliebten. Endlich, am 12. Mai 1866, traf sie mit den Kindern in Tribschen ein. Ein Brief Wagners an sie, der erst kurz nach ihrer Abreise in München eintraf, wurde von Bülow erbrochen, weil er glaubte, er enthielte vielleicht eine Mitteilung, die er seiner Frau sofort telegraphieren müsse: er enthüllte ihm die ganze bittere Wahrheit. Da überdies, veranlaßt durch einen Geburtstagsbesuch König Ludwigs in Tribschen, die Opposition in München wieder ein wildes Geschrei erhob und an Stelle des ihr nicht mehr erreichbaren Wagner ihren ganzen Geifer über seine Anhänger, namentlich über Bülow ergoß, dessen Familienverhältnisse nach Cosimas erneuter Reise zu Wagner willkommene Angriffspunkte boten und in der schamlosesten Weise in der Öffentlichkeit breitgetreten wurden, so blieb dem zwiefach Getäuschten kein anderer Ausweg, als sich gleichfalls nach Tribschen zu begeben, um volle Klarheit zu schaffen und vor allem die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen. „Nach zehn Jahren einer Ehe, die ihn wohl kaum auf Rosen gebettet hat," berichtet Cornelius, „sieht sich Bülow jetzt genötigt, nach Luzern zu reisen und Cosima die schließliche Entscheidungsfrage zu stellen: Willst Du mir oder Wagner angehören? Das war ja der Grund,

der sein Vertrauen zu mir hemmte und erstickte, daß dabei Fragen zum Reden gekommen wären, die er sich selber kaum zu stellen wagte. Jetzt muß er in öffentlichen Blättern in der beleidigendsten Weise besprochen hören, was er mit den Freunden nicht zu erörtern wagte, was nur sich einmal in dem Ausspruch auf seine Lippen verlor, daß Liszt es seiner Tochter sehr übel genommen habe, daß sie zu Wagner [nach Genf] gereist sei. Nun, heute ist der bange Entscheidungstag in Luzern. Ich weiß, wie es ausfallen wird: Cosima wird bei Wagner bleiben, denn so muß es kommen, damit sich das Geschick an ihr vollziehe! Und an Wagner." Und Cornelius sollte recht behalten. Bülow willigte in die Ehescheidung. Er brachte als Freund der Kunst seines Meisters das schwere Opfer. „Was sagst Du mir," frägt Wagner, „wenn Du mich fortgesetzt ‚verehrter Meister' nennst? So oft habe ich mich an Dein Herz gewandt, willst Du nun sagen, daß der Freund sich dem Meister opfert? Wahrlich darf ich auch wohl nur als ‚Meister' das Freundesopfer ansprechen: soll ich noch schaffen, oder habe ich geendet? — Das ist die Entscheidung, die über mir schwebt. Der Möglichkeit noch zu schaffen, habe auch ich schon große Opfer — glaub' es, höchste Freundschaftsopfer gebracht: nun liegt es unerbittlich vorgezeichnet — nur dem Opfer des Freundes kann jene Möglichkeit ferner zu erwirken sein." Und für Bülow gab es in dieser bitteren Notlage: durch den Verzicht auf sein Weib, Wagner die zur Beendigung seines künstlerischen Schaffens unentbehrliche Lebensgefährtin freizugeben, kein Besinnen,

in wahrer Seelengröße gab er selbstlos sein Erdenglück dem höheren Ziele dahin. Doch er stellte die Bedingung, daß die Wiederverheiratung Cosimas mit Rücksicht auf ihn und das Gerede der Welt erst nach zwei Jahren stattfinden und Cosima sich so lange zu ihrem Vater nach Rom begeben solle. Doch dieses Opfer — das einzige, das Bülows moralische Stellung fernerhin im Dienst der Wagnerschen Sache hätte haltbar erscheinen lassen — wollten sie ihm nicht bringen. Sie waren entschlossen, alle Konsequenzen ihres Handelns der Welt gegenüber mutig auf sich zu nehmen, der Freund mußte ihrem Lebensbündnis aufgeopfert werden. Nachdem Bülow, nur um dem Münchner Geschwätz durch ein Gegengewicht parieren zu können, über zwei Monate in Tribschen verweilt hatte, begab er sich, da er in München schon zuvor seine Entlassung eingereicht, für den Winter allein nach Basel, seine Familie blieb bei Wagner zurück. Zu hoffen hatte er allerdings nichts mehr, aber er hielt immer noch einen den Skandal vermeidenden Ausweg für erreichbar und suchte daher selbst vor seinen besten Freunden seine Lage noch zu verheimlichen.

Den Münchener Klatschmäulern erstand um jene Zeit unverhofft eine willkommene Belastungszeugin in Malwine Schnorr, Wagners gefeierter Isolde. Diese war im März 1866 nach München übergesiedelt und bezog vom König von Bayern eine Ehrenpension von 2000 Gulden. Mit Cosima war sie noch von der Tristan-Zeit her eng befreundet, die gemeinsame Verehrung für den Meister hatte sie einander schnell nahe gebracht. Doch als ihr ein

Zufall über Cosimas wahres Verhältnis zu Wagner Klarheit verschaffte, da packte sie, die selbst nach dem Tod ihres Gatten ernste Absichten auf Wagner hatte, wilde Eifersucht, und um die Nebenbuhlerin zu vernichten, drohte sie mit allerhand peinlichen Enthüllungen. Die näheren Begebenheiten dieser bisher ganz unbekannten romantischen Liebesgeschichte erfahren wir aus zwei hier zum ersten Male veröffentlichten Briefen Wagners. Der eine ist an seinen Freund und Revolutionsgenossen August Röckel gerichtet, der zweite an die unglückliche Malwine selbst. Der Hilferuf an Röckel vom 23. November 1866 lautet: „Mir begegnet da wieder eine Räubergeschichte, wie sie nur mir passieren kann. Frau Schnorr ist im Begriff, vollständig wahnsinnig zu werden und die ärgerlichsten Störungen anzurichten. Höre! Die genannte beklagenswerte Frau soll schon einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes einen Wahnsinnsanfall gehabt haben, wenigstens hörten wir davon in München. Über seinen Tod gab sie mir brieflich mysteriöse Andeutungen, welche mich, da ich mich auch eines gewissen Blickes von ihr bei meinem Begräbnisbesuche in Dresden entsann, schnell auf den Gedanken brachten, die Witwe meines Freundes erwarte, daß ich sie heiraten werde. Dies ein Grund, weshalb ich mit und in Briefen sehr zurückhaltend war. Als ich nach meiner Entfernung mit keinem der Sekretäre des Königs mehr verkehrte, gelang es Frau von Bülow, welche den Verkehr mit diesen sich noch offen erhalten hatte, die vom König mir zugesagte Pensionierung mit 2000 Gulden für sie durchzusetzen.

Seitdem erweist sie sich in München gegen unsere Freundin teilnehmend und freundschaftlich, so daß diese sie unter die sehr wenigen zählte, der sie in jeder Weise offen vertrauen konnte. Seitdem Bülows Familie sich für diesen Winter ganz in meinem Hause angesiedelt hat, fuhr sie noch fort, als ergebenste Freundin gegen uns gemeinschaftlich sich zu erweisen. Ich erfuhr von einem Fräulein Isidore von Reuter aus Dresden, welche ihr als Gesangsschülerin nach München gefolgt war, und über welche sie sich oft wegen ihrer gendarmartigen Figur und sonstigen etwas groteske Eigenschaften mit Frau von Bülow gutmütig belustigt hatte. Diese Person, die von ihren Eltern (wie mir Frau Schnorr selbst mitteilte) wegen ihrer Lügenhaftigkeit und anderer übler Eigenschaften wegen nicht besonders begünstigt wird, hat sich schließlich als Wohnungsgenossin in das Haus der Lehrerin zu bringen gewußt. Hatten wir hier Grund, die sonderbare, etwas spießbürgerliche Vertraulichkeit, mit welcher sich Frau Schnorr brieflich über die so schwierigen und delikaten Beziehungen den König betreffend, wie über meine gemeinschaftlichen Familienverhältnisse unter uns, sich uns mitzuteilen, so scheint auch im Umgang dieser beiden Frauenzimmer mit einer eigentümlichen Ungeniertheit über diesen Gegenstand stündlich geklatscht worden zu sein. Die Reuter, eine tiefstehende ungebildete Person, erfuhr von der Schnorr allerhand über mich und den König, sowie über Frau von Bülow usw., was sie in ihrer Weise zu einer Intrigue der abenteuerlichsten und unverschämtesten Art zusammenwob. Aus lauter

Angaben, die von uns selbst herrührten, z. B. über gewisse Befähigung ungewöhnlicher Naturen, spann sie sich ein Gewebe zu ihrer Beglaubigung bei der exaltierten Schnorr zusammen, welches zunächst eben auf die bedenkliche Geistesrichtung dieser Frau, welche z. B. jeden Abend ihrem abgeschiedenen Manne Briefe schreibt und von diesem im Traume darauf Antwort erhält, berechnet war. Davon, daß ich selbst mit Rücksicht und Beachtung von einer sonderbaren Frau gegen meine Freunde gesprochen hatte, welche mich als Wahrsagerin nachdenklich faszíniert hatte, entnahm sie die Zuversicht, ich werde, wenn sie sich selbst als Geisterseherin auftäte, ihr willigen Glauben schenken. Von Frau von Bülow wußte sie, daß sie in höchst leidendem Zustande während ihres letzten Aufenthaltes in München, als Frau Schnorr unausgesetzt bei dieser war, mehrere Tage einen nötigen Brief von mir erwartete (welcher, wie wir nachher erfuhren, bei meinem Münchener Diener liegen geblieben war), woraus sich die Annahme: Frau von Bülow dränge sich mir auf usw., gestaltete. Kurz, nachdem alles soweit war, enthüllt sie sich der armen Schnorr als vom Geiste ihres verstorbenen Mannes, der aus geheimen Gründen seine Witwe nicht selbst besuchen könnte, heimgesucht, um dieser die Mitteilungen und Wünsche auf diesem Wege zukommen zu lassen, welche er zur Erlösung seiner Seele für nötig hielt. Am 2. November trifft nun ein Brief an mich von Frau Schnorr ein, worin sie mir meldet, daß sie mich sprechen müsse, um mir die Offenbarungen des, in der Person der Isidore von Reuter vom Himmel ihr zugestellten Schutzgeistes

mitzuteilen und zum schleunigsten Vollzug der erhaltenen überirdischen Weisungen aufzufordern. Ohne eine briefliche Antwort abzuwarten, meldet sie sich einige Tage darauf telegraphisch aus Lindau bei mir an. Ich wollte mich sofort gänzlich flüchten, um der wahnsinnigen Frau aus dem Wege zu gehen. Frau von Bülow, wie sie sich nun aber einmal berufen fühlt, sich namentlich für die Vollendung meiner ‚Meistersinger' auf das Hingebendste meiner Ruhe und Ungestörtheit aufzuopfern, bestimmt mich, zu bleiben, und verspricht mir dagegen, in ihrer sorgsamen Weise das Unwetter von mir abzuleiten. Beide, die Schnorr und die Reuter, treffen nun am Samstag vor acht Tagen bei mir ein, werden von Cosima empfangen und lassen mir vor der verlangten Besprechung ein umfangreiches Schriftstück zur Durchlesung zustellen: es waren Aufzeichnungen der Reuter über ihre Geisterbesuche und der dabei gepflogenen Besprechungen mit dem Geiste des verstorbenen Schnorr. Durch mehrere Phasen der Steigerung gingen die Weisungen des Geistes unverhohlen endlich darauf hinaus, Isidore von Reuter sei dem Könige von Bayern zum Weibe bestimmt, und ich solle die Sache arrangieren, denn ich vermöchte alles über den König, auch ihn zur Liebe gegen die Isidore von Reuter zu bewegen. Anfang hierzu sei, daß ich sofort eine Zusammenkunft mit Frl. von Reuter und dem König veranlasse. Außerdem enthielten die Weisungen durchaus nichts anderes, als was die Person durch Frau Schnorr als meinerseits bereits im Werk begriffen mitgeteilt erhalten hatte. Auch Fürst Hohenlohe, da man von

meiner Sinnesänderung in seinem Betreff noch nichts wußte, war aus Versehen auch vom Geiste bestens empfohlen worden. Nun ging ich zu den Frauen hinab in der Meinung, eine verrückte Schwärmerin dümmster Fassung anzutreffen. Zur größten Vorsicht bestimmte mich sofort der Anblick der armen Schnorr, ich erkannte sogleich an ihrem Blick und Wesen, daß sie am nahen Ausbruch des vollen Wahnsinns stehe; daher faßte ich mich mild und schonend, dem Wesen nach eingehend, im Grunde aber nachweisend, daß alles vom Geiste Geratene bereits von mir befolgt werde! Die J. von Reuter studierte ich während der Mahlzeit und ward bald darüber einig, daß ich in ihr eine ganz dumme geschmacklose Betrügerin vor mir hatte. Die Frau Schnorr erklärte, so lange bleiben zu wollen, bis sie mich, den sie leidend fand, fähig finden würde, die schrecklichsten, zugleich aber auch die tröstlichsten Mitteilungen von ihr zu erhalten. Was sie unter dem Worte Trost verstehen mochte, sagte mir wiederum ein unaussprechlich wahnsinniger Liebesblick. Am andern Tag besuchte Frau von Bülow die beiden Damen im Gasthof und stellte der Schnorr einen Brief von mir zu, worin ich dieser erklärte, sie habe die J. von Reuter sofort von sich zu entfernen, wenn ich in irgendwelcher Beziehung zu ihr bleiben sollte; jedenfalls sei dieser Betrügerin von Stunde an mein Haus geschlossen. Alle Wut dieser Unglücklichen warf sich nun auf Frau von Bülow, welcher sie drohte, nicht zwischen mir und ihr treten zu wollen, wenn sie nicht zerschmettert werden solle. Sie kam allein zu mir, zeigte sich mir aber von

der unzerstörbarsten Sanftmut, behandelte mich nur als einen Verführten und Betörten, den sie zu retten berufen sei. Die Mahlzeit brachte eine Abwechslung. Nach Tisch auf eine halbe Stunde mich zurückziehend, fand ich bei mir, daß ich nicht dazu auf der Welt sei, jedem beliebigen Wahnsinn als Spielball zu dienen, schrieb ein paar Zeilen, daß ich nicht im stande sei, mit ihr ferner in der begonnenen Weise zu verkehren, ließ diese durch den Diener ihr zustellen und entfernte mich aus dem Hause. Die frische Luft gab mir wieder Besonnenheit und Mut zur Geduld. Ich schämte mich, kehrte um, begegnete noch unterwegs die Frau Schnorr, welche meine Umkehr als von höherer Macht dirigiert ansah, und nun eine Stunde mit mir promenierte, um mir die näheren Umstände des Todes ihres Mannes mitzuteilen, die mich natürlich ungemein rührten und ergriffen, obwohl ich mehrere Male durch eingestreute Bemerkungen und Deutungen von Umständen in einem üblen und offenbar unwürdig berechneten Sinne verstimmt und zur Vorsicht gemahnt wurde. Mit einer dem Wahnsinn eigenen vorsichtigen Taktik hatte sie aus meinem ganzen Benehmen sich entnommen, daß sie jetzt unmöglich mit Werbungen um mich herausrücken konnte, ja, vielleicht sah sie, daß sie diesen Punkt überhaupt ganz aufgeben müßte (denn gegen Frau von Bülow hatte sie sich schon über einen gänzlichen Mangel an Entgegenkommen beklagt), kurz, nun entschloß sie sich, mich gänzlich über diesen Punkt zu beruhigen, indem sie angab, der Geist wolle, sie solle sich nicht wieder verheiraten. Nach Hause zurückgekehrt, teilte sie mir

noch ein unleserliches Blatt, vom Verstorbenen auf dem Sterbebette an mich geschrieben, mit; sie sah, wie ungemein mich dies ergriff, hielt bei dieser Wirkung ein und entfernte sich, um ihrer, wie sie meinte, mit dem höchsten Leiden ringenden Freundin nachzusehen. Anderen Tags empfing ich von ihr einen zärtlichen Brief, worin sie mit dem gestrigen Erfolge sich zufrieden zeigte, und nun die Sicherheit aussprach, es würde bald mit Macht über mich kommen, ich würde die mir vom Himmel bestimmte, wahre Freundin erkennen, und zu ihr, die ich jetzt zurückgestoßen hätte, weil eine falsche Freundin dazwischen getreten sei, nach München eilen, um von ihr alle die Mitteilungen zu erflehen, die ich jetzt verschmähte. Frau von Bülow drohte sie mit Zermalmung. Diese antwortete ihr nach München gut und zart, fügte von mir aber die Erklärung bei, daß ich nach Kenntnisnahme des von der Schnorr hier hinterlassenen Briefes beschlossen hätte, ein halbes Jahr lang mich schweigend gegen sie zu verhalten, auch keine weiteren Mitteilungen von ihr zu erwidern. Nun brach die Verwünschungswut der Wahnsinnigen aus; sie droht jetzt neuerdings Frau von Bülow mit Verfolgung auf Tod und Leben. Dies bewog mich, ihr doch noch einmal zu schreiben und ihr mit Bestimmtheit die Folgen ihrer Torheit vorzustellen." Dieser Brief an Malwine lautet: „Witwe meines geschiedenen Freundes! Hochverehrte Kunstgenossin! Dies bist Du mir, liebe Malwina, und auf diese beiden Titel gründet sich die Vertrautheit, welche in einem tief angeregten Augenblicke des gemeinsamen Kunstwirkens zu dem schwesterlich-brüderlichen Du führte.

Du hast mir zuletzt Mitteilungen über den geschiedenen Freund und sein Sterben gemacht, davon mich eine tiefe Ergriffenheit faßte, in welcher sich mit großer Bestimmtheit von neuem und am höchsten aussprach, wodurch wir beide uns nahestehen. Seitdem hat aus Deinem mir hier hinterlassenen Briefe nur erhellt, daß Du diese Mitteilungen und ihre Wirkung auf mich nicht als den Zweck, sondern als das Mittel zu dem Zweck Deines Besuches im Sinne hattest. Als diesen Zweck habe ich fernerhin aus demselben Briefe erkannt, daß Du Cosima aus meinem Vertrauen zu drängen suchest: Du hattest bisher keinen Grund, fandest ihn aber neuerdings, als Fräulein von Reuter sich Dir als von Gott zu des Königs von Bayern Frau bestimmt, beglaubigte. Der Weg, dieser Bestimmung entgegen zu gehen, erfordert zunächst, sich an die Stelle der Frau von Bülow zu setzen, d. h. durch mein Vertrauen zu persönlichem brieflichen Verkehr mit dem König von Bayern ermächtigt zu werden. Diesen Verkehr wandte ich unserer Freundin einst aus dem einfachen Grunde zu, weil ich mit den Personen des königlichen Kabinetts, mit denen ihr der Umgang eine Zeitlang noch möglich erhalten war, nicht mehr verkehren konnte. Auf diesem Wege war es ihr möglich, mich drückenden Sorgen um Freunde zu entheben, für welche ich nicht unmittelbar beim Könige mich verwenden konnte, und so vermochte sie es z. B., Heinrich Porges eine Gratifikation, Dir aber eine Pension von 2000 fl. und zwar unter übermäßig schweren Umständen zu erwirken. Außerdem konnte sie zu einer Zeit, wo ich Schweigen für dringend ge-

boten halten mußte, dem sehnlich darnach verlangenden Könige Nachrichten über mich und mein Befinden geben. Diese Stellung, von der sie andererseits keinen eigentlichen Begriff hat, wünscht nun Fräulein von Reuter einzunehmen, um sie, wie klar ausgesprochen, zu einer Verehelichung mit dem König von Bayern zu benutzen. Laut Dokumenten, welche aus Unachtsamkeit in meinen Händen zurückgelassen worden sind, soll ich dazu beitragen, daß der König von Bayern Fräulein von Reuter lieben lerne. Da ich mich hiergegen sträubte, wird mir mit gewaltsamen Nötigungen gedroht, zum Gehorsam gedroht. Worin diese Nötigungen bestehen, habe ich aus Deinen kürzlichen Mitteilungen an Frau von Bülow entnommen: Du wirst sie eines lasterhaften Umganges mit mir anklagen, und zunächst die Frau ihrem Manne denunzieren; ich selbst stehe Deiner Diskretion bloß, da Du Grund hast, mich als ‚Tannhäuser und beklagenswerten Sünder' vorläufig zu ermahnen! Hierauf und nach Kenntnisnahme dieses Zusammenhanges entschloß ich mich zuerst, einfach aus jeder Berührung mit Dir zu treten. Da ich aber finde, daß ich dadurch Mißverständnisse nähren könnte, greife ich zu dieser einzigen und letzten Mitteilung an Dich. Somit rufe ich Dir nochmals zu: entferne sofort die Betrügerin von Dir. So lange Du im Umgang mit dieser Dame stehst, kann ich, wie ich Dir dies hier schon bestimmt erklärt habe, in keinerlei Beziehungen zu Dir mich mehr erhalten. Tust Du dies nicht, so miß Dir die Folgen Deiner Torheit selbst bei. Hans von Bülow wird Dir die gebührende Zurechtweisung erteilen, und diese

wirst Du zu tragen haben. Eine edle, aufopfernde Freundin, von der Du gar nichts weißt, als was sie Dir selbst arglos vertraute, oder was der Stadtklatsch Dir zugebracht hat, wirst Du so von Dir abwenden, wie es der Treulosigkeit und Unverschämtheit gebührt. Ich werde in Dir nur noch diejenige erkennen, welche die Berührung der zartesten und heiligsten Saiten meines Gemütes in einer Absicht in das Spiel setzte, welche ich für strafwürdig erkennen müßte, wenn ich Deine Krankheit nicht in Anschlag brächte und Dich nicht zugleich als getäuscht erkennen dürfte. Isidore von Reuter aber betrachte ich als eine Verbrecherin und zwar zunächst an Dir. Ich habe allen gemachten Erfahrungen nach Grund, sie — wissend oder unwissend — für ein Werkzeug meiner Feinde zu halten und werde mich gegen sie zu wahren wissen. Entferne sie dagegen, und mein ganzes Herz steht Dir offen! — Außerdem — sind dies die letzten Mitteilungen Deines ergebenen Freundes Richard Wagner."

Über die gegen die Münchner Verschworenen zu ergreifenden Maßnahmen berichtet Wagner weiter an Roeckel: „Cosima ist vorigen Montag zu ihrem Manne nach Basel gereist. Dieser, welcher den Vater der J. v. Reuter kennt, schreibt an ihn, um ihn zu bewegen, seine Tochter von München fortzuholen. Beide wenden sich außerdem an den Advokaten Gotthelf, um ihm unsere Vermutungen mitzuteilen und nötigenfalls zur Ergreifung polizeilicher Mittel gegen die Übeltäter zu bevollmächtigen. Gotthelf hat auch die Abschrift der skandalösen Vision, worin die Reuter zur Ehelichung des Königs aufgefordert wird, und

welche im Original mir zurückgelassen worden ist, zugeschickt erhalten. Du weißt nun, Liebster, genug, um zu begreifen, worin meine Bitte an Dich besteht. Suche die Schnorr auf, und suche, was noch an ihrer Vernunft zu retten ist: berufe Dich auf meinen letzten Brief an sie, worin ich ihr meine ernstlichsten Schutzmaßregeln für mich ankündige, wenn sie zum Skandal schreiten und nicht die Reuter sofort von sich entfernen wolle. Nach den neuesten Kundgebungen von ihr scheint sie zu dem Tollsten entschlossen, um, wie sie meint, sich eine Nebenbuhlerin (!!) vom Halse zu schaffen: Du wirst Deine Not haben. Deshalb berate Dich auch sofort mit Gotthelf; ich glaube, hier muß ein Arzt und dort die Polizei intervenieren. Sieh, so hübsch geht es mir! und dabei heißt's — komponiere! — .... Nun sieh! Menschenfreund, wie Du hilfst. Melde mir die Kosten meines Ausfluges! Ich wüßte und wüßte niemand, dem ich wahres Vertrauen schenken könnte als Dir!"

Man sieht, Wagner ließ nichts unversucht, um die gefährlichen Feindinnen in München unschädlich zu machen. Frau Schnorr war nun keineswegs, wie Wagner behauptet, „wahnsinnig", sie war einfach toll vor Eifersucht und griff in der Leidenschaft, verführt durch ihre durchtriebene Freundin, zu den von Wagner geschilderten romanhaft anmutenden Mitteln. Daß diese versagten, lag hauptsächlich daran, daß ihre Mitteilungen an einzig maßgebender Stelle, nämlich beim König, keinen Glauben fanden, wie sein aus diesen Tagen unzweifelhaft überlieferter Ausspruch bezeugt: „Ich kann und will es nicht

glauben, daß Wagners Beziehungen zu Frau von Bülow die Grenzen der Freundschaft überschreiten. Das wäre furchtbar.“ Zunächst mußte Malwine daher ihrer Rache entsagen. Doch als im nächsten Winter Cosima wieder in München lebte, loderte ihr Haß gegen die begünstigte Rivalin von neuem auf, sie ließ sich zu einer Beschimpfung hinreißen, die Wagner veranlaßte, in einem Brief an den Kabinettsekretär des Königs vom 18. November 1867 die Ausweisung der Frau Schnorr aus München zu fordern. Als dies nicht geschah, wiederholte er am 30. November sein Verlangen unter der Androhung, daß er bis zur Entfernung der Schuldigen seinen Fuß nicht wieder nach München setzen würde. Jetzt willfahrte man seinem Wunsche, indem man Frau Schnorr unter Androhung der Pensionsentziehung nahelegte, München zu verlassen. Sie siedelte nach Hamburg über.

Der Besuch König Ludwigs in Tribschen und die politischen Ereignisse des Jahres 1866 hatten endlich den Sturz der Wagner feindlich gesinnten Männer des bayrischen Kabinetts herbeigeführt. Jetzt war München für ihn und seine Anhänger, namentlich Bülow, wieder betretbar. Bülow wurde zum Hofkapellmeister im außerordentlichen Dienst ernannt und ihm durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Michaelorden eine öffentliche Genugtuung bereitet. Deshalb siedelte Bülow Mitte April 1867 wieder dauernd nach München über. Dieser Umschwung der Verhältnisse heischte nun gebieterisch eine Regelung der Bülow-Wagnerschen Familienangelegenheiten. Da schon um des Königs willen und

um nicht den nach erbitterten Kämpfen eben erst wieder errungenen Boden aufs neue zu gefährden, jedes Aufsehen vermieden werden mußte, blieb Cosima vorerst nichts anderes übrig, als in eine Trennung von Wagner zu willigen. „Cosima ist in Betreff Deiner Dispositionen ganz mit Dir übereinverstanden: ganz wie Du es wünschest, wird sie auch zu dem Dir genehmen Zeitpunkt die Münchener Übersiedlung mit besorgen." (Wagner an Bülow 21. 3. 67.) Sie folgte Bülow nach München. Hier bezogen sie in der Arcostraße eine größere Wohnung, in der für Wagner, da dieser zu den geplanten „Musteraufführungen" seiner Werke sich wiederholt in München aufhalten mußte, aber sein Haus in der Briennerstraße bei der Niederlassung in Tribschen dauernd aufgegeben hatte, ständig zwei Zimmer in Bereitschaft gehalten wurden. Nur klein Evchen, ein Wagner am 17. Februar 1867 in Tribschen geborenes Töchterchen*), blieb bei dem nun wieder Einsamen in Vrenelis Obhut zurück. „Das herrlichste aber ist Evchen, die mein armes einsames Haus mit ihrem ersten Lebensjahr wunderbar heiter und lieblich gesegnet hat." „Wie oft," erzählt Vreneli, „begab er sich ins obere Stockwerk, dem kleinen Evchen einen Besuch abzustatten; auch mußte es nach seinem Wunsche alle Morgen, mit einem rosa Atlaskleidchen angetan, nach dem Frühstück zu ihm gebracht werden; dann spielte er ihm etwas Weniges vor und lachte herzlich über die taktmäßigen Bewegungen des Kindes."

*) 1911 verheiratet mit Houston Stewart Chamberlain.

Weilte der Meister fern von Hause, wozu die Vorbereitungen zur Münchner Uraufführung der „Meistersinger", deren Vollendung die erste Frucht der Tribschener Weltabgeschiedenheit war, häufig Veranlassung boten, so begegnet man in jedem seiner Briefe an die treue Pflegerin Vreneli Ausdrücken rührender Besorgnis um das Gedeihen des Kindes.

Der Meistersingertag (21. Juni 1868) bildet in Wagners äußerer Künstlerlaufbahn den alles überragenden Gipfelpunkt. Er wohnte der Aufführung an der Seite des königlichen Freundes in der großen Hofloge bei, und als der jubelnde Beifall sich nicht legen wollte, dankte er auf einen Wink des Königs von dieser bevorzugten Stelle aus. Dieser jeder Etikette hohnsprechende Vorfall rief ungeheure Sensation hervor. Ludwig II. wollte dem Künstler zweifellos hierdurch eine öffentliche Genugtuung gewähren für die ihm zugefügte Schmach der früheren Jahre, doch erwies er ihm damit eine verhängnisvolle Gnade, denn dem am Tag nach der Vorstellung beglückt nach Tribschen Heimkehrenden hallte in allen Tonarten der Spott der Pressehydra nach, die dieses in der Kunstgeschichte einzig dastehende Ereignis verhöhnte. Die Wogen des Hasses und neidischer Mißgunst gingen wieder hoch und entluden sich gleichzeitig über den treu hingebenden Steuermann der Wagnerschen Kunstwelt: Bülow. Man warf ihm offen in den Zeitungen vor, daß er seine einflußreiche Münchner Stellung seiner „Gefälligkeit als Ehemann" verdanke, und daß „die politischen Machinationen der Partei Wagners während dessen

Abwesenheit in der Gattin Bülows ihr Mundstück" hätten. Wagner brach darauf seine Beziehungen zu München endgültig ab und rief die geschmähte Frau aus der „Münchner Hölle" zu sich. Cosima folgte seinem Ruf und traf mit Wagners Töchterchen Isolde zu dauerndem Aufenthalt in Tribschen ein. Sie war gewillt, alle Brücken mit der Vergangenheit abzubrechen, die Folgen dieses Schrittes, die Verachtung der Welt, kühn auf sich zu nehmen um dessentwillen, was sie als höchste Pflicht erkannt: das Sehnen des einsamen Genius nach eigener Häuslichkeit in trautem Familienkreise, die ihm allein die noch einzig erforderliche Schaffensruhe gewähren konnte, zu erfüllen. Hiermit hatte die längst spruchreife, immer wieder vertagte Angelegenheit eine unerwartete Lösung gefunden, die Bülows weise Forderung unbeachtet ließ und zum öffentlichen Skandal führen mußte. Der Leidtragende hierbei war vor allem Hans von Bülow, dem bei der nach außen schroffen Art der Trennung schließlich nichts anderes übrigblieb, als die Scheidungsklage einzureichen. Indem aber nach dem Verlauf, den die Dinge nunmehr im Angesicht der Welt genommen hatten, seine Münchner Stellung unhaltbar geworden, es ihm überhaupt nicht mehr möglich war, künftighin als Pionier für Wagners Kunst zu wirken, war die Axt an seine Lebenswurzel gelegt. Nicht die Ehetragödie, die Freundestragödie hatte ihn gebrochen, ja fast an den Rand des Todes geführt. Mitte Juni 1869 schloß er mit einer Wiederaufnahme des „Tristan", der ersten nach Schnorrs Tod, seine ruhmreiche Münchner Tätigkeit ab, schickte auch

seine beiden Töchter*) zur Mutter nach Tribschen, um selbst einsam und heimatlos in die Fremde zu ziehen.

Am Vierwaldstätter See aber lachte nach bangen, ahnungsschweren Tagen die Sonne siegreich durch das schwarze Gewölk. Mochte zuweilen das Geschrei der Welt gellend zu den Ohren der beiden Flüchtigen dringen, sie manche herbe Unglücksbotschaft erreichen, die Freunde, ja selbst der König sich grollend von ihnen abwenden — in ihnen wohnte tiefer Seelenfriede. Ruhe und Glück war bei ihnen eingekehrt. Wagner nahm nach einer Unterbrechung von 11 Jahren mit gesteigerter Schaffensfreude jetzt die Arbeit an seinem „Siegfried" wieder auf, um das kühne Nibelungenwerk nun doch noch zu Ende zu führen. An stillen Winterabenden diktierte er seiner Gefährtin die Geschichte seines Lebens, in der er allerdings stark befangen in seinen damaligen Anschauungen und mit weitestgehender Rücksichtnahme auf Cosima für seine Familie und Freunde seine Lebensschicksale festzuhalten sich bemühte. Die Cosima befreundete französische Schriftstellerin Judith Gautier entwirft von einem Besuch in Tribschen ein anmutiges Bild: „Der Meister führte uns," erzählt sie, „zu einem höher gelegenen Pavillon, von dem die Aussicht, wie er sagte, eine prächtige sei; im weichen Gras tummelten sich die Kinder unter Lachen und Freudengeschrei. Die Aussicht war wirklich bezau-

*) Daniela, geb. 12. 10. 1860, verheiratet 1886 mit dem Kunsthistoriker Professor Thode, geschieden 1912.

Blandine, geb. im Frühjahr 1863, verheiratet 1882 mit dem italienischen Grafen Gravina, der wenige Jahre später durch Selbstmord endete.

bernd: ein wogendes Meer von grünem Laub, in das das Haus wie eingetaucht schien, kräuselte sich von Hügel zu Tal, bis an den klaren blauen See, über den einige weiße Segel dahinglitten, und in dem sich die violetten Farbentöne der hohen Gipfel spiegelten. Die Natur badete sich in einem lieblichen Lichte; es war ein unvergeßlicher Augenblick. Richard Wagner, die beiden Hände auf das ländlich rohe Gitter gestützt, stand aufgerichtet, schweigend, mit dem ernsten Ausdruck der Sammlung, der ihm in Momenten innerer Bewegung eigen war. Seine Augen, blau wie der See, schienen fast unbeweglich das Bild einzusaugen, welches für ihn eine Welt von Gedanken ausstrahlte. Dieser Zufluchtsort, dieses entzückende Versteck, ihm gewonnen durch die Zärtlichkeit der geliebten Frau, zu einer Zeit, da er von den Bitternissen des Lebens am grausamsten verfolgt war; diese liebliche Einöde, belebt vom Lachen der Kinder, wo die Schläge des Schicksals nur wie über einen Wall von Liebe ihn erreichen konnten — das war es, woran er mit gerührter Dankbarkeit dachte. Er begriff, daß ich seinen Gedanken gefolgt war, und fuhr laut fort: „und dennoch gehört dies Fleckchen Erde, so voll von Erinnerungen, mir nicht an; ich gedenke aber später ein kleines Stückchen Land anzukaufen, damit meine Kinder dahin zurückkehren können und ihnen etwas von diesem traulichen Neste ihrer Kindheit erhalten bleibt.“ Das Tribschener Glück stand im Zenit, als dem Meister am 9. Juni 1869 ein Sohn geboren wurde. „Wer ermißt, was mir das sagt?“ schreibt er an Alwine Frommann. „Er ist so stark und

schön, daß ich ihn ‚Siegfried' nennen durfte, und ihm zu Ehren hatte ich auch mein Werk beendigt. Auch ‚Helferich' heißt er, weil er ein nützlicher Helfer werden soll. Nun muß ich den Jungen noch groß ziehen. Mit ihm wachsen die vier Mädchen meiner Frau auf, deren Unterricht und Erziehung das Tagewerk der Edlen in unserer stillsten Zurückgezogenheit bildet. Alles gedeiht." Jetzt erst, an diesem „glücklichsten Tag seines Lebens", wie er ihn einmal nennt, war seinem Leben der Inhalt gegeben, er hatte einen Sohn, für den er schaffen, der nach seinem Tod „für das Rechte sorgen" konnte.

Nach langen, oft recht peinlichen Kämpfen und Unannehmlichkeiten — so hatte z. B. der Gemeinderat von Tribschens Nachbargemeinde Horw allen Ernstes den Antrag gestellt, Richard Wagner seines „anstößigen Lebenswandels" wegen auszuweisen! — stand im Sommer 1870 endlich die zum Verkehr mit der Außenwelt so dringend erforderliche Regelung seiner Privatverhältnisse bevor. „Gewiß werden wir kommen," antwortet er auf eine Einladung von Frau Wille nach Mariafeld, „denn Sie sollen die Ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen, hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah [bei den Meistersingern], habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, in das sich seitdem auch diejenige flüchtete, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so manches meiner Freunde, „mir sei nicht zu helfen", unrichtig war. Sie wußte, daß mir

zu helfen sei, und hat mir geholfen: sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. . . So behalfen wir uns denn ohne ‚Welt', der wir uns gänzlich entzogen hatten." Am 18. Juli 1870 war in Berlin die Ehe Cosimas von Bülow durch nachstehenden Gerichtsbeschluß geschieden worden:

„Im Namen des Königs!

In Sachen des kgl. bayrischen Hofkapellmeisters a. D. Hans Guido von Bülow zu Berlin, Klägers, wider seine Ehefrau Cosima von Bülow, geb. Liszt, z. Z. zu Tribschen in der Schweiz, Beklagte, hat das kgl. Stadtgericht . . . usw. . . . für Recht erkannt: daß das zwischen den Parteien bestehende Band der Ehe zu trennen, die Beklagte für den schuldigen Teil zu erklären, sie schuldig, den vierten Teil ihres schuldenfreien Vermögens dem Kläger als Scheidungsstrafe herauszugeben und die Kosten des Prozesses zu tragen.

Rechtsgründe:

Die Parteien sind seit 18. August 1857 miteinander verheiratet und haben mehrere Kinder in ihrer Ehe erzeugt, der Mann bekennt sich zur evangelischen, die Frau zur katholischen Kirche. Der Kläger behauptet: seine Frau habe ihn im Jahre 1868, als sie in München wohnten, verlassen und sei trotz wiederholter Aufforderungen nicht zu ihm zurückgekehrt. Nach einem fruchtlosen Versuch zur Wiederherstellung des ehelichen Zusammenlebens durch die kompetenten Geistlichen ist der Verklagten daher

durch Mandat am 6. April 1870 anbefohlen worden, innerhalb vier Wochen zu ihrem Mann zurückzukehren. Der Kläger behauptet, daß sie diesem Mandat nicht nachgekommen sei, und hat deshalb nach fruchtlosen geistlichen Sühneversuchen den Antrag gestellt, zu erkennen, daß die Ehe der Parteien zu trennen, die Beklagte für den schuldigen Teil zu erklären und sie zur Herausgabe des vierten Teiles ihres Vermögens als Scheidungsstrafe zu verurteilen. Die Verklagte ist auf die Ladungen des Gerichtes nicht erschienen, hat aber sowohl in den geistlichen Sühneversuchen, als in einer schriftlich eingereichten Klagebeantwortung erklärt, daß sie zu ihrem Ehemanne niemals zurückkehren werde und sich den Folgen unterwerfe, die gesetzlich für sie daraus hervorgingen. Unter diesen Umständen hat der Gerichtshof für festgestellt angenommen, daß die Verklagte sich einer böslichen Verlassung ihres Mannes schuldig gemacht hat. . . ."

Das Haupthindernis der Wiedervermählung mit Wagner war hiermit aus dem Weg geräumt. Nachdem noch die weitläufigen Formalitäten zur Beschaffung der Heiratspapiere erfüllt waren und Cosima zum protestantischen Glauben übergetreten, konnte die Trauung am Geburtstag König Ludwigs, am 25. August, in der protestantischen Kirche zu Luzern stattfinden. Nur die beiden Trauzeugen Hans Richter und Malwida von Meysenbug waren bei der Feier zugegen. Dem engeren Freundeskreis wurde das Ereignis durch nachstehende Vermählungsanzeige nachträglich mitgeteilt: „Wir beehren uns, hiermit unsere am 25. August d. J. in der

protestantischen Kirche zu Luzern vollzogene Trauung anzuzeigen. Richard Wagner, Cosima Wagner, geb. Liszt." Die Taufe des kleinen Siegfried, zu der sich auch Willes in Tribschen einfanden, schloß am 4. September die Reihe der intimen Familienfeste. Einen innigen Nachhall fanden diese glücklichen Tage in der gemütstiefen Gelegenheitskomposition für Frau Cosima, dem Siegfried-Idyll, mit dessen Aufführung im Tribschener Hause Wagner der Mutter seines Sohnes zum Geburtstage eine sinnige Huldigung darbrachte. Gattenliebe und Vaterstolz sind selten beseligter in Tönen besungen worden. Ein bei späterer Veröffentlichung von dem Meister der Partitur vorangestelltes Widmungsgedicht an Frau Cosima erschließt dem Hörer dieses kleine Zauberreich:

„Es war Dein opfermutig hehrer Wille,
Der meinem Werk die Werdestätte fand,
Von Dir geweiht zu weltentrückter Stille,
Wo nun es wuchs und kräftig uns entstand,
Die Heldenwelt uns zaubernd zum Idylle,
Uraltes Fern zu trautem Heimatland.
Erscholl ein Ruf da froh in meine Weisen:
‚Ein Sohn ist da!' — Der mußte Siegfried heißen.
Für ihn und Dich durft' ich in Tönen danken, —
Wie gäb' es Liebestaten hold'ren Lohn?
Sie hegten wir in uns'res Heimes Schranken,
Die stille Freude, die hier ward zum Ton.
Der sich uns treu erwiesen ohne Wanken,
So Siegfried hold, wie freundlich uns'rem Sohn,
Mit Deiner Huld sei ihnen jetzt erschlossen,
Was sonst als tönend Glück wir still genossen."

Doch auch dem Tribschener „Paradies", wie es

Wagner später in einem wehmütigen Rückblick Breneli gegenüber nennt, erstand ein Erzengel Michael, der die Bewohner aus dessen tiefem Frieden wieder hinausstieß in die Wirren einer feindlichen Welt. Die künstlerische Mission Wagners forderte gebieterisch ihr Recht: das in ungestörter Schaffensruhe Vollendete mußte zum Leben erweckt werden. „Bayreuth" mußte erstehen, ihm mußte Tribschen aufgeopfert werden. Schweren Herzens verließ Wagner am 22. April 1872 diese traute Stätte seliger Erinnerungen, um die neue und letzte Heimat in Bayreuth zu bereiten. Wenige Tage später folgte ihm Cosima mit den Kindern nach. „Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen," erzählt Nietzsche. „Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken; der Hund fraß nicht, die Dienerschaft war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach, es war trostlos!"

Bei der Verwirklichung des Bayreuther Unternehmens erstanden dem Meister zwei tatkräftige, selbstlose Helferinnen, deren Freundschaft er sich bis an sein Lebensende erfreuen durfte. Die eine war die Gemahlin des kgl. Hausministers in Berlin, Freifrau Marie von Schleinitz, die bereits als junges Mädchen dem von Wagner 1863 in Breslau geleiteten Konzert beigewohnt und dadurch seiner Kunst gewonnen worden war. Gemeinsam mit Karl Tausig hatte sie jetzt den Plan des Patronatscheinsystems zur Herbeischaffung der Kosten für die Bay-

reuther Festspiele entworfen und dafür eine rege Propaganda eingeleitet. Auch bei Hof in Berlin war sie unablässig im Interesse des Meisters tätig, und der Besuch Kaiser Wilhelms in Bayreuth 1876 ist nicht zuletzt ihrer unermüdlichen Fürsprache zu danken. In ähnlicher Weise wirkte für Wagner in Wien Gräfin Marie Dönhoff, die auch bald zu den Getreuen Bayreuths zählte. Am 22. Mai 1872 konnte im Kreise der von überall her in dem schönen Frankenstädtchen zusammengeströmten Freunde und Verehrer des kühnen Reformators deutscher Kunst die Grundsteinlegung des Festspielhauses feierlich begangen werden. Die künstlerische Weihe erhielt der Tag durch eine vollendete Aufführung von Beethovens IX. Symphonie. Wagners Nichte Johanna sang hierbei das Altsolo, die Tochter seiner Jugendfreundin Löwe, Lilli Lehmann, die Sopranpartie. Während es mit der ersteren auch diesmal wieder zu Verstimmungen kam, gewann Wagner in Lilli Lehmann eine treue Freundin und hingebungsvolle Künstlerin, die sich auch später bei den Festspielen stets freudig in seinen Dienst stellte. Doch bis diese zur Tat werden konnten, gingen noch vier Jahre voll aufreibendster Kämpfe und Sorgen ins Land, erst der Sommer 1876 brachte mit den Bayreuther Festspielen, der ersten ganz im Sinn des Schöpfers und aus eigener Kraft durchgesetzten Gesamtaufführung des Nibelungenringes, den krönenden Abschluß seines Lebenswerkes. Ein Tempel deutscher Kunst war nun geschaffen dank der unerschütterlichen Energie eines fanatischen Genius und harrte seiner Gemeinde. Doch diese blieb aus!

Wiederum stand der Meister, wie so häufig in seinem Leben, zwar als Sieger an dem heißerkämpften Ziel, aber machtlos gegenüber dem Unverstand und dem feindseligen Spott der breiten Masse. Ein beängstigende Zahlen aufweisendes Defizit schloß die geplante alljährliche Wiederholung der sommerlichen Kunst-Festtage von vornherein aus. Dennoch ließ Wagner den Mut nicht sinken, er opferte die wohlverdiente Ruhe seines Lebensabends und zog mit unverminderter Energie von neuem in den Streit. Und doch wäre der nahezu Siebzigjährige den aufreibenden Kämpfen und den an seiner Lebenskraft zehrenden Aufregungen schwerlich noch gewachsen gewesen, hätte ihm nicht jetzt die Lebensgefährtin mithelfend und fürsorgend zur Seite gestanden und ihn sein so schwer errungenes Heim, in dem die frohe Schar der heranwachsenden Jugend ihn umkoste, immer wieder erheitert und gestärkt. Hier, wo aller Lärm der Außenwelt verstummen mußte, und Cosima mit unerbittlicher Strenge alles Unharmonische von ihm fernhielt, fand er sogar noch den abgeklärten Frieden und die Schaffensruhe zu seinem hehren Schwanengesang: dem „Parsifal". Und als schließlich mit Hilfe des königlichen Freundes die letzte Not um Alberichs gleißendes Gold beseitigt und dem zweiten Festspielsommer 1882, einzig dem „Parsifal" geweiht, auch ein äußerer großer Erfolg beschieden war, da endlich hatte der Nimmermüde den Widerstand einer ganzen Welt gebrochen.

Weib und Liebe im Leben und Schaffen Richard Wagners

„Nicht Gut, nicht Gold,
noch göttliche Pracht;
nicht Haus, nicht Hof,
noch herrischer Prunk;
nicht trüber Verträge
trügender Bund,
nicht heuchelnder Sitte
hartes Gesetz:
selig in Lust und Leid
läßt — die Liebe nur sein."

Wie ein Leitmotiv klingt dieses Wort, Brünnhildens Weisheit letzter Schluß, durch Wagners Erdenbahn. Die Liebe ist der Brennpunkt seines Lebens, der Quell seines Schaffens. Und dennoch war Wagner kein Günstling der Venus, kein Liebling der Frauen, wie etwa Goethe oder Franz Liszt, denen sich noch im hohen Alter verzückte Weiblichkeit begehrend in den Weg warf. Dazu fehlten seinem Äußeren, wie seinem Wesen alle Reize eines Don Juans. Das Ritterliche, liebenswürdig Betörende, graziös Tändelnde, alle Hilfsmittel eines auf dem Parkett vornehmer Salons heimischen Liebesritters waren ihm, dem schwerblütigeren, biederben sächsischen Beamtensohn versagt.

Von Natur mit starker Sinnlichkeit behaftet, hatte Wagner, den, wie er selbst erzählt, schon als kleinen Knaben Berührungen von weiblicher Hand oder das Betasten der schwesterlichen Garderobegegenstände wollüstig erregen konnten, frühzeitig die Geheimnisse der Liebe kennengelernt. Mit wilder Begier hatte er sich dem sinnlichen Genuß hingegeben, getreu seinem späteren Tannhäuser-Wort: „Und im Genuß nur kenn' ich Liebe." Die neben

der realistischen Betätigung seines Triebverlangens allmählich aufkeimenden seelischen Gefühlsregungen schlugen, wie dies in solchen Fällen, zumal bei stetem Umgang mit ausschließlich weiblichen blutsverwandten Personen (wie in Richards vaterlosem Elternhaus), meist zu geschehen pflegt, in ein unsinnliches, verehrungsvolles Anschmachten des geliebten Wesens um. Erst die Vereinigung dieser beiden extremsten Pole des Liebestriebes in der Gestalt der durch Veredlung einer anfangs rein sinnlichen Liebelei gewonnenen Geliebten und Lebensgefährtin löste diesen Zwiespalt.

In späteren Jahren weicht der Liebestrieb in Wagner immer stärker von der natürlichen Bahn dieser Elementarkraft ab. Zum Teil unter dem Zwang seiner tragischen Ehe tritt bei ihm das Genießen selbst immer mehr zurück hinter der Sehnsucht nach dem Genuß. Seine dem Heldenhaften abgekehrte, sich so gern selbst beklagende, weichliche Natur schwelgt jetzt mit Wollust in allen Qualen einer unglücklichen Liebe. Sein krampfhaftes fieberhaftes Liebesverlangen, der Schrei eines Verschmachtenden, identifiziert sich nun mit der Sehnsucht nach Erlösung. Hier berühren sich bei Wagner eng die dem natürlichen Empfinden nach als vernichtende Feinde sich entgegenstehenden Mächte: Liebe und Tod. Wie ein roter Faden zieht sich dieses Erlösungsthema auch durch seine Werke. Die Liebe ist bei den Wagnerschen Helden nicht ein die Lebenden einendes Band, das Streben nach irdischer Vereinigung, sondern das Mittel der Erlösung. Sie erlösen, indem sie sich der Sinnlichkeit enthalten, durch „reine

Liebe". Wo andererseits Sinnlichkeit hervortritt, da ist es keine gesunde Sinnlichkeit, sondern Brunst, schwüler Rausch (Tannhäuser, Kundry), die nur durch keusche Jungfräulichkeit und entsagende Reinheit erlöst werden kann (Elisabeth, Parsifal), oder Unnatur (Klingsor). Dadurch gewinnt natürlich auch der Begriff „Tod" eine ganz neue Bedeutung. Er wird nicht Abschluß, sondern Kulminationspunkt. Durch ihn wird erst die Vereinigung der Liebenden ermöglicht und verwirklicht. Daß sie getrennt sterben, erhöht die Tragik ihres Loses. Wagner hat die Schrecken des Todes überwunden, indem er ihn nicht als das gefürchtete, zerstörende Ende, sondern als die ersehnte, beglückende Erlösung besungen.

Wagners Schaffen entspringt weniger einem Überschuß an Kraft, als den Qualen, Bitternissen und Verheißungen seines Liebeslebens. Diese Stürme erschließen wie mit Zauberkraft die kostbarsten Schätze seines Genius. Katastrophen, an denen eine andere Natur fraglos zugrunde gegangen, befähigen gerade Wagner, der den Schmerzenskelch wollüstig bis zur Neige auskostet und sich daran zu heiliger Raserei berauscht, zur Hergabe seines Höchsten. Das Schaffen wird ihm zum Gesundungsprozeß, der reinigend wie ein Gewitter die krampfhafte Spannung in seinem Inneren löst. Die Kunst muß ihm die Entbehrungen des Lebens ersetzen. „Hätten wir das Leben, wir hätten keine Kunst nötig", schreibt er einmal. „Die Kunst fängt genau da an, wo das Leben aufhört". Wagners Kunstwerk führt daher folgerichtig zur Entsagung, zur Weltflucht: am Ende seines Schaffens steht der Asket Parsifal. Wie

anders bei Beethoven! Dieser setzt an das Finale seines weit freudenärmeren Lebens das lebenbejahende „Lied an die Freude"! Auch bei ihm schwillt die Liebe oft zu einem ekstatischen Höhepunkt an, sie peitscht mächtig seine Sinne auf, ohne jedoch in seinem Schaffen nennenswerte Spuren zu hinterlassen. Ja Beethoven, ganz in seiner künstlerischen Mission aufgehend, empfand zuweilen den Eros geradezu als Hemmnis bei der Erfüllung seiner Kunst. Für ihn gilt als störendes Moment, was dem Erotiker Wagner überhaupt die conditio sine qua non alles Kunstschaffens ist. Dieser konnte nur aus dem tiefsten Quell seiner Kunst schöpfen, wenn eine schmerzliche Leidenschaft ihn verzehrte, ihn aufreizte. Je milder mit den Jahren die Liebesaffekte in Wagners Leben werden, desto stärker tritt dann das Bedürfnis hervor, sie durch künstliche Reizmittel zu ersetzen und die der Wirklichkeit gegenüber abgestumpften Sinne des zur Erotomanie neigenden Künstlers durch immer stärker angewandte Narkotika anzustacheln, um dadurch die künstlerische Produktionskraft zu steigern. Sein Arbeitsraum wird mit raffinierter Pracht ausgestattet. Betäubende Wohlgerüche, grelle Licht- und Farbenaffekte (unter vollständiger Ausschaltung des Tageslichts), der oszillierende Glanz schwerster Seidenstoffe, weiche Pelze und dicker Atlas, deren Befühlen ihn heftig erregte, sind die hauptsächlichsten Requisiten. Wagners immer gesteigerteres Verlangen hiernach mutet an wie Angst vor dem Ausgehen inneren Feuers.

Bei keinem Künstler finden wir einen innigeren Konnex zwischen seinen Werken und seinem Liebes-

leben, wie bei Wagner. Schon die frühesten Jugendarbeiten sind eng verknüpft mit eigenen Erlebnissen. So löste das Bekanntwerden von Wagners unglücklicher Jugendliebelei mit den Schwestern Pachta mit einem Schlag das zuvor vielumstrittene und von den tiefgründigen Herren Wagnerphilologen durch die sonderbarsten wissenschaftlichen Hypothesen belastete Thema der Entstehung von dem Text der „Hochzeit". Gott Amor hatte auch hierbei dem jungen Dichterling die Feder in die Hand gedrückt. Über die Einwirkung persönlicher Erlebnisse auf die Gestaltung des „Liebesverbots" wiederum erzählt Wagner selbst in der Autobiographie, daß Liebeskummer um Minna ihn veranlaßte, die „ausgelassenen Situationen" seines Dramas zu „verschärfen". Die Verherrlichung der Schwesternliebe im „Rienzi", der kurz nach dem Tod der Lieblingsschwester Rosalie gedichtet ist, wie der noch kaum beachtete Umstand, daß in dem ersten Entwurf des „Holländer" die Erlöserin nicht Senta, sondern Minna benannt war — die nach Wagners Skizze gefertigte französische Oper „Le vaisseau fantôme" von Dietsch hat dies beibehalten —, sprechen eine beredte Sprache. In wie starkem Maße andererseits auf die Gestaltung des „Tannhäuser" und „Lohengrin" Wagners eigener Seelenzwiespalt und die Konflikte des künstlerischen Genius mit der ihn umgebenden Alltagswelt eingewirkt haben, ist bekannt. Der „Nibelungen-Ring" bringt uns dann in dem erlösenden Sieg dieser Elementarkraft über alle anderen Erdenmächte das Hohelied der Liebe. Aber gerade der Werdegang dieses Monumentalwerkes

zeigt am schärfsten, wie stark das Schaffen Wagners von äußeren Einflüssen gelenkt wird. Mitten in der Arbeit bricht der Meister ab, um sich einer neuen Schöpfung zuzuwenden. Natürlich sprachen bei diesem Entschluß auch andere Gründe mit, aber der Urgrund war doch ein tiefinnerer, aus seinem Liebesleben entsprungener. Mathilde Wesendonk war in sein Leben getreten; und als der Meister, der schon durch die Kenntnis Schopenhauers in einen inneren Zwiespalt mit der ursprünglich revolutionär-optimistischen Fassung seines Werkes geraten, an die musikalische Schöpfung der lebenbejahenden, jubelnden Liebesszene des dritten Aktes von Siegfried schreiten sollte, da versagt ihm sein Genius den Dienst. Die durch das wonnevoll-schmerzliche Erlebnis mit Mathilde in ihm aufgepeitschten Elemente fordern gebieterisch ihr Recht, der sonnige Held muß zurücktreten, und in den Fieberschauern eines „Tristan" löst sich, Genesung bringend, der Sturm in seinem Innern. „Daß ich den Tristan geschrieben, danke ich Ihnen aus tiefster Seele in alle Ewigkeit", bekennt Wagner später selbst in einem Brief an Mathilde, und dem über die Vorgänge im „Asyl" nicht orientierten Freunde Liszt ruft er zu: „nichts mehr von den intimen Vorgängen aus meiner letzten Periode. Das Intimste erfährst Du doch einmal, wenn Du den Tristan kennen lernst." Diesen und vielen anderen eigenen Geständnissen Wagners gegenüber berührt es um so seltsamer, wenn neuerdings von Bayreuther Seite aus versucht wird, um Cosimas willen den Einfluß Mathilde Wesendonks auf Wagners Schaffen als ganz unbedeutend hinzu-

stellen, ja direkt abzuleugnen. Nicht nur den Tristan, sondern auch die „Meistersinger", ja in gewissem Sinne sogar „Parsifal" verdanken wir Wagners Liebe zu Mathilde. Bei dem ersten Wiedersehen nach der Trennung der Liebenden in Venedig, bei dem die „Muse" den Freund an einen früheren, einst ihr geschenkten Entwurf zu einer Oper „Die Meistersinger von Nürnberg" mahnte, hatte sich Wagner erst vollständig zur Resignation auf die geliebte Frau durchgerungen. In dieser entsagungsvollen Stimmung erschloß sich ihm unvermittelt das volle Geheimnis des Hans-Sachs-Dramas. Seine schmerzliche Resignation löst sich und gesundet in der Resignation des Sachs. Auf der Rückreise von Venedig nach Wien gewinnt der durch Mathilde angeregte Plan immer festere Gestalt, selbst die Musik klingt ihm schon im Ohr. „Nun erst bin ich ganz resigniert!" schreibt er der Freundin. „Gegen Sachs halten Sie Ihr Herz fest: in den werden Sie sich verlieben! Es ist eine ganz wunderbare Arbeit. Der alte Entwurf bot wenig oder gar nichts. Ja, dazu muß man im Paradies gewesen sein, um endlich zu wissen, was in so etwas steckt!" Diese Seelenstimmung reifte in Wagner auch die Erkenntnis von der Bedeutung des Mit-Leidens, die er brieflich Mathilde eingehend darzulegen sucht, und deren volles Verständnis ihr einst der dritte Akt seines Parsifal erschließen werde. Auch dieses Werk, wie der Plan zu einem buddhistischen Drama „Die Sieger", reicht mit seinen Wurzeln noch in die fruchtbare Zeit des Asyls zurück, und das prophetische Wort Wagners gegen Mathilde: „Mir ist dabei recht deutlich, daß

ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blütezeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur immer in meinen Vorrat zurückzugreifen habe, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen," ist buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Wirft man die Frage auf, welche der drei Frauen: Minna, Mathilde und Cosima, die in seinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben, für den schaffenden Künstler Wagner die bedeutungsvollste war, so kann die Antwort nur lauten: Mathilde Wesendonk. Sie besaß, als seine Muse, die geheime Kraft, alle Saiten seiner schöpferischen Zauberharfe zum Erklingen zu bringen, seinem Genius die höchsten Offenbarungen zu entlocken. Dies ist vielleicht weniger einer direkten Einwirkung ihrer Persönlichkeit auf den Meister zu danken, als der Fügung des Geschicks, die ihren Liebesbund zu einem tragischen gestaltete, sie zur leidensvollen Entsagung zwang und dadurch bei Wagner einen Seelenzustand schuf, der seiner Veranlagung nach dem Genius in ihm die denkbar günstigsten Entfaltungsmöglichkeiten bieten mußte. Fraglos hat Wagner Mathilde geliebt, wie kein Weib vor noch nach ihr; noch nach Jahren schreibt er: „sie ist und bleibt meine erste und einzige Liebe! Das fühl' ich nun immer bestimmter. Es war der Höhepunkt meines Lebens." Wagner stand ja auch, als Mathilde seinen Lebensweg kreuzte, im Zenit seiner Kraft, während er, als Cosima die Seine wurde, schon die Fünfzig überschritten hatte. Ob allerdings Mathilde mit ihrer weichen, sinnigen

Natur auch imstande gewesen wäre, Wagners Lebensgefährtin zu werden, ob sie, die zu seiner Muse bestimmt war, auch als tatkräftige Vorkämpferin, wie er sie später zur Verwirklichung des Geschaffenen an seiner Seite haben mußte, sich bewährt hätte, das darf mit Recht bezweifelt werden.

Diese Fähigkeiten hätte weit eher Wagners erste Gattin Minna besessen, der dafür wiederum Mathildens Vorzüge gänzlich mangelten. Doch als sie ihm zur Seite stand, konnte von etwas derartigem noch nicht die Rede sein. Ihr war vom Schicksal die undankbarste Aufgabe von allen Frauen in Wagners Leben zuerteilt. Bei ihrer Verheiratung war sie die gefeierte Schauspielerin und er ein armer Teufel von stellenlosem Kapellmeisterlein. Sie fühlte sich ihm in jeder Beziehung weit überlegen und versäumte es, wie das bei der Nachwirkung eines solchen ersten Eindrucks meist der Fall ist, später, als er sie längst überflügelt hatte und sein Genius die Schwingen entfaltete, diese Auffassung zu revidieren. Sie hatte die magersten Jahre mit ihm durchlebt, gedarbt und gehungert, sah dann nach einer kurzen Periode ungetrübten Glücks das mühsam Erkämpfte durch den Mutwillen ihres Mannes, wie sie meinte, in Trümmer gehen und stand, als die wahre Sonne des Glücks über Richards Haupt aufgegangen, einsam und verlassen abseits — eine kranke, verbitterte Frau.

Hatte Wagner in Minna die treue, aufopferungsfähige Lebensgefährtin besessen, die rührend für ihn sorgte und ihn pflegte, die aber seinem Künstlertum nicht gerecht zu werden vermochte, war

ihm andererseits in Mathilde die gerade den Künstler befeuernde Muse erstanden, so gewährte ihm der Abend seines Lebens in Cosima schließlich die Frau, die beides in sich vereinte. Eine der seinen verwandte Begabung befähigte sie, dem Genius überallhin zu folgen, ihre kühn zugreifende, fanatisch, ohne Rücksicht auf die Ihrigen oder die Stimme der Welt, auf das in der Vereinigung mit Wagner erblickte Ziel losgehende Energie, verbunden mit einem ungemein praktischen Blick für die Erfordernisse des Lebens, Organisationstalent und Geschäftssinn machte sie zur unschätzbaren Mitarbeiterin und Helferin des Meisters. Überdies war ihr noch vergönnt, dem weit umhergeworfenen, heimatlosen Mann, dessen Liebessehnen in ihrer herben, fast männlichen Art Erfüllung fand, das so lang vergebens gesuchte eigene Heim zu bereiten und seinen heißesten Wunsch nach einem Sohn und Erben zu erfüllen. Wie Cosima nach Wagners Tod das schier Unmögliche verwirklicht: mit eisernem unbeugsamem Willen das Lebenswerk des Meisters zum Sieg gesteuert, der Welt „Bayreuth" erhalten hat — eine Tat, die nie hoch genug gepriesen werden kann —, so war sie auch schon zu seinen Lebzeiten die Herrscherin von Wahnfried, die alles lenkende und bestimmende Kraft. Wagners zum Verkehr mit der Welt ungeeignetes, egozentrisches Wesen bedurfte eines solchen starken Anwalts seiner Sache. Wenn Cosima in ihrem ehrgeizigen Streben und der blinden Anbetung des Meisters selbst einige seiner Schwächen gesteigert und, indem sie eine Art Fürstenhof in Bayreuth ins Leben rief, den schon 1876 von Nietzsche

so peinlich empfundenen Kult mit der Person Wagners heraufbeschworen hat, so sind das vorüberhuschende Schatten, die ihr Gesamtbild nicht zu trüben vermögen. Daß sich aus solchen Anfängen, später, als die Heroen von der Bühne abgetreten waren und die Mittelmäßigkeit ihre Stelle einnahm, die unliebsamen Erscheinungen des heutigen byzantinischen Bayreuth entwickelten, darf ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Minna, Mathilde und Cosima, diese drei Brennpunkte des Wagnerschen Liebeslebens, eine: die er heiratete, eine: die seine unsterbliche Geliebte war, und eine: die ihn heiratete, hatten jede ihre besondere Bestimmung in seinem Leben zu erfüllen, jede trat gerade in dem ihrer Aufgabe nach richtigen Augenblick in seine Erdenbahn. Welcher von ihnen der Preis gebührt? Eine schwer zu entscheidende, müßige Frage. Sie alle haben, jede in ihrer Art, unvergängliche Verdienste um den Menschen wie Künstler sich errungen und besitzen ein Anrecht auf den Dank und die Achtung der Nachwelt. Darum lasse man endlich alle kleinliche Rivalität und Eifersüchtelei fahren und neige sich in der gerechten Anerkennung, daß wir ohne diese Frauen wohl schwerlich das Wagnersche Kunstwerk in seiner heutigen Größe und Ausdehnung besäßen, dem glanzvollen weiblichen Dreigestirn:

Mathilde

Minna Cosima

Namen-Register

Apel, Theodor 26. 28. 30. 36. 41. 42. 46. 48. 59. 65.
Beethoven 111. 266.
Bissing, Henriette 211 bis 213. 215.
Bülow, Cosima von 119. 146. 153. 171. 177—179. 195. 196/97. 200. 210/11. 220 bis 222. 225. 227—260. 270 bis 273.
Bülow, Hans von 105. 146. 159. 165. 171. 172. 187. 196 bis 197. 205. 220—222. 225. 228. 230. 234. 235/36. 245. 248. 255.
Cornelius, Peter 179. 182. 187. 189. 200. 213. 215. 220. 227. 228. 229. 230. 233. 249.
Couqui, Mlle. 183.
David, Leah 22.
Dönhoff, Gräfin Marie 259.
Frommann, Alwine 73 bis 76. 121. 143. 157. 177. 218.
Galvani, Friederike 33 bis 36.
Gautier, Judith 252/53.
Goldwag, Bertha 202. 204. 224. 231. 234.
Haas, Frau 43. 44.
Hatzfeld, Graf 165. 166/67.
Heim, Emilie 115. 124/25. 128.
Herwegh, Emma 13. 111. 116. 117. 140. 142. 146. 170. 186. 220.
Hoffmann, Amalie 20.
Kalergis (Moukhanoff), Marie 166. 167. 201. 209. 219.
Lauffot, Jessie 86—103.
Lehmann, Lilly 201. 259.
Liszt, Franz 81. 82. 83. 85. 109. 116. 118. 120. 122. 126. 129. 133. 146. 166. 171. 177. 200. 220. 228. 235. 263. 267.
Löwe, Marie 26. 201. 259.
Ludwig II., König von Bayern 216/17. 219. 222. 226. 227. 229. 230. 233. 234. 247—248. 252.
Lüttichau, Frau von 72 bis 73.
Maier, Mathilde 192—195. 205. 209. 224.
Manson, Frau 64.
Marie (in Penzing) 14. 207 bis 208. 212. 213. 219.
Mauro, Seraphine 179. 188.
Metternich, Fürstin Pauline 165. 173—176. 183. 186.
Mayer-Dustmann, Luise 180. 183. 195. 200/01.
Mayer, Friederike 195/96. 197. 200/01. 206.
Meyerbeer, G. 64. 65. 165.
Meysenbug, Malwida v. 163/64. 256.
Moeller, Abraham 52. 61. 62.
Mrazek, Franz und Anna 202. 218. 230. 231.
Nietzsche, 233. 258. 272.
Ollivier, Blandine 119. 170—172. 177—179. 187.
Pachta, Jenny 21. 26—30. 36/37. 267.
Planer, Amalie 47. 63.
—, Natalie 161/62.
—, Minna s. Wagner.
Pollert, Frau 125.
Pourtalès, Gräfin 165. 167.
Reuter, Isidore v. 238 bis 246.
Ringelmann, Therese 32.

Ritter, Julie 86. 92. 96. 106. 110. 112/13. 129.
Ritter, Karl 86. 89. 96. 98. 104. 105. 107. 129.
Roeckel, August 107. 237 bis 247.
Schleinitz, Marie von 258 bis 259.
Schnorr, Malwine 14. 197. 226. 236—248.
Schopenhauer 118. 122. 163. 193. 268.
Schott, Betty 197/98. 209.
Schwabe, Mme. 164.
Schroeder-Devrient, Wilhelmine 23/24. 45. 47. 69/71.
Spyri, Johanna 125.
Stockar-Escher, Frau 114.
Street-Klindworth, Agnes 164. 187.
Toni 41.
Uhlig, Theodor 14. 86. 89. 99. 104. 106. 112.
Viardot, Pauline 167. 210.
Vreneli 222—224. 231. 249. 258.
Wagners Mutter 17. 18 bis 20. 21. 22. 24—26.
— Schwester Klara 126. 138. 199.
— Schwester Luise 22. 215.
— Schwester Rosalie 17. 24. 31. 36. 37. 73. 267.
— Stiefschwester Caecilie 17. 67—69.
— Bruder Albert 32. 71. 97. 106—108.
— Nichte Franziska 97.
— Nichte Johanna 71. 106 bis 108. 121. 259.
— erste Frau Minna 13. 39 bis 45. 46—64. 77—103. 105. 106. 114. 116/17. 123. 132—159. 160/61. 166. 168 bis 172. 175/76. 184 bis 186. 188—192. 198/99. 205. 215. 220. 229. 270—273.
— zweite Frau Cosima s. Bülow.
— Sohn Siegfried 253. 254.
Wagners Werke: Hochzeit 31. 267. Liebesverbot 36. 49. 125. 267.
Rienzi 64. 68. 69. 71. 73. 74. 267.
Holländer 69. 73. 176. 267.
Tannhäuser 71. 74. 85. 88. 113. 120. 165. 172—175. 267.
Lohengrin 115. 156. 267.
Ring 17. 112. 118. 119. 127. 158. 259. 267.
Tristan 123. 131. 132. 137. 151. 155. 167. 180. 183. 186. 201. 226. 268.
Meistersinger 182/83. 186. 188. 198. 269.
Parsifal 17. 260. 269.
Wesendonk, Mathilde 110/11. 115. 119. 121—125. 129—155. 180—183. 187. 190. 206. 209. 212. 213. 216. 226. 227. 268. 269. 270 bis 273.
—, Otto 110. 120. 123. 128. 131. 134. 136. 154—155. 158. 160. 210.
Wille, Eliza 111/12. 141. 153. 154. 182. 211. 213. 214. 215. 219. 226. 254. 257.
Wittgenstein, Fürstin 118/19. 126—128. 171.
Wüst, Henriette 71.

Eva 249-250

Im gleichen Verlag erschien von demselben Verfasser:

Wagner

Eine Biographie

19. Auflage

Kapp ist der geborene Biograph. Es ist ein Buch für das Volk im edelsten Sinne. Es bedeutet in der Wagnerliteratur einen Markstein.

Saale-Zeitung, Halle.

Ein Werk, das an Wohlfeilheit und Vollständigkeit alle bisherigen übertrifft! Kein Idealwagner wird geboten, sondern ein lebensgetreues Porträt des Künstlers und Menschen, das mit verständnisvoller Liebe, aber nicht ohne Kritik gezeichnet ist. Berliner Tageblatt.

Es ist erstaunlich, mit welchem Fleiß, mit welcher Genauigkeit Kapp hier alles gehäuft und chronologisch geordnet hat. Ich glaube, es fehlt da nicht ein Blättchen. Es gibt nichts Ähnliches in der Wagnerliteratur.

Hamburger Nachrichten.

Liszt

Eine Biographie

14. Auflage

Die erste vollständige, wirklich zusammenhängende Liszt-Biographie. Mit bewundernswerter Konzentration hat der Verfasser die Früchte seiner jahrelangen Forschung zusammengedrängt. Leipziger Neueste Nachrichten.

Die erste wirkliche Liszt-Biographie! Ein mutiges und gerades Buch; wir können uns von Herzen der Gabe freuen, deren Devise war: Unbedingte Wahrheit.

Dresdner Neueste Nachrichten.

Kapp gibt ein als Biographie bisher unerreichtes Werk. Er hat sich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit an die Quellen gehalten, er sucht sine ira et studio dem Menschen und Künstler gerecht zu werden, und es gelingt ihm, ein klar übersehbares Bild seiner Persönlichkeit zu geben.

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Berlioz

Eine Biographie

3. Auflage mit 70 Bildern

Ein meisterliches Werk, das zu den spannendsten Lebensbeschreibungen gehört, die wir besitzen. Ein Roman könnte nicht spannender sein. Kapps Darstellung macht einen ungeheuren Eindruck. Kreuzzeitung, Berlin.

Dieses Buch hat Anspruch darauf, die erste deutsche Berlioz-Biographie zu heißen. Man kann das Werden und Ringen dieser von allen Dämonen gehetzten Seele dieses Künstlers nicht lebendiger und wärmer schildern, als Kapp es tut. Frankfurter Nachrichten.

Der Verfasser hat mit diesem Werk sein Schaffen auf musikhistorischem Gebiet gekrönt. Das Buch liest sich wie ein fesselnder Roman. Grazer Tagblatt.

Paganini

Eine Biographie

6. Auflage mit 60 Bildern

In Kapps Buch haben wir das erste vollständige, das klassische Paganiniwerk. Kein Musiker wird an dieser Biographie vorübergehen können, die wirklich eine geschichtliche Lücke schließt. Tagespost, Graz.

Kapp gibt eine lebendig, anregsame und zugleich wissenschaftlich authentische Darstellung. Die Lebensbeschreibung, die sich wie ein Roman liest, muß nicht nur jeden Musiker, sondern überhaupt jeden gebildeten Leser magnetisch anziehen. Wiesbadener Tagblatt.

Hier ist eins jener faszinierenden Bücher entstanden, das seine Leser ebenso behext, wie Paganini seine Zeitgenossen, ein Buch, von dem man sich nicht trennen kann. Ausgezeichnete Bilder machen den Wert des gradezu klassischen Werkes unübertrefflich. Breslauer Zeitung.

Meyerbeer

Eine Biographie

5. Auflage

Diese Biographie darf als das Bedeutendste gelten, was heute über Meyerbeer existiert. Sie ist ein Buch, das in seiner Großzügigkeit und Selbständigkeit der Musikgeschichte wertvolle Dienste leistet und dem Laien Anregungen in Hülle und Fülle bietet. Saale-Zeitung.

Ein Buch, das beinahe eine Notwendigkeit wurde, denn noch ist keine Biographie in deutscher Sprache erschienen, die unparteiisch und sachlich wägend dem großen Meister das Ehrenmal setzt und ihm den gebührenden Platz anweist in der Geschichte des musikalischen Werdens.
Dresdener Konzert- und Theaterzeitung.

Der trefflich skizzierte Lebenslauf des Tonsetzers liest sich wie ein fesselnder Roman. Konzert und Bühne.

Das Dreigestirn

(Berlioz—Liszt—Wagner)

4. Auflage

An der Hand unveröffentlichten Materials und sicherer Beherrschung des großen Stoffes gelingt Kapp hier ein Bild voller dramatischer Beschwingtheit, voller Leben und Impuls.
Vorwärts.

Kapps Dreigestirn ist durch die wundervolle Herausarbeitung des Menschlichen im Charakterbild seiner Helden das wertvollste Buch, das ich über sie kenne.
Bremer Nachrichten.

Kapp hat das reiche Material sehr geschickt zusammengefaßt und ein Buch geschaffen, für dessen reichen Inhalt und feines Verständnis man dem Verfasser dankbar sein muß.
Essener Allgem. Zeitg.

Im gleichen Verlag erschienen:

Malwida von Meysenbug

Memoiren einer Idealistin

vereinigt mit dem

Lebensabend einer Idealistin

2 Bände gebunden in Futteral

Ganz vollendet in Güte und Weisheit, voll milder Nachsicht und tiefer Einsicht, erhebt sich vor uns die Idealgestalt Malwidas in adeliger Schönheit. Diese Schönheit durchtränkte auch ihre Schriften. Tausende und Abertausende danken dies der Idealistin. Wehe dem, der sie nicht zu lesen versteht, nichts daraus lernt! Frankfurter Zeitung.

✡

Briefe von und an Malwida von Meysenbug

Herausgegeben von Berta Schleicher

Wem sich ihr Wesen in ihren Werken und Briefen erschließt, der erfährt eine geistige und gefühlsmäßige Bereicherung seines Lebens. Denn sie war eine jener seltenen Frauen, an die zu denken, eine Loslösung von der niederdrückenden Erfahrung bedeutet, daß wir Menschen so selten den Mut finden, unser wahres Inneres zu enthüllen und leider auch so selten Menschen begegnen, die uns dazu anregen, unsere besten Kräfte zu befreien und zu entfalten. Daß sie es vermochte, ist das in ihren Briefen auch den Nachlebenden geoffenbarte Geheimnis echter Liebe.

Neue Badische Landeszeitung.

✡

Malwida von Meysenbug

Ein Lebensbild von Berta Schleicher

2. Auflage mit 34 Bildern

Das Buch ist mit Liebe und Klugheit zusammengestellt und wird den Freunden Malwidas eine willkommene Erinnerung sein, andere auf diese Frauenseele hinweisen, insonderheit die weibliche Jugend, in deren Herzen sie sich vor allem eine Stätte bauen möchte.

Königsberger Allgem. Zeitung.

2757. Berliner Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Berlin W 35—Zossen.